



**Colin Forbes**

**Die Klinge**

**scanned by unknown  
corrected by ab**

Eine Serie von grausamen Axtmorden zwingt Spezialagent Tweed und sein Team zu einer weltumspannenden Jagd. Decken die Regierungen in London und Washington ein furchtbares Geheimnis? Der Killer scheint immer einen Schritt voraus zu sein in dem mörderischen Wettlauf gegen die Zeit.

ISBN: 3-453-87921-X

Original: The Vorpall Blade

Aus dem Englischen von Bertram J. Kirchmayr

Verlag: Wilhelm Heyne Verlag, München

Erscheinungsjahr: 2004

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## **Buch**

Es beginnt alles damit, dass die kopflose Leiche eines ehemaligen Mitarbeiters von Tweed gefunden wird. Doch es bleibt nicht bei dieser brutalen Tat. Eine blutige Spur führt Tweed und sein Team von der amerikanischen West- zur Ostküste und bis in die Schweiz. Und stets taucht in der Nähe der Tatorte auch Roman Arbogast auf, Oberhaupt einer einflussreichen und mysteriösen Industriellenfamilie. Tweed, der von der britischen und der amerikanischen Regierung unter Druck gesetzt wird, vermutet eine Verbindung des Täters zu höchsten offiziellen Stellen. Doch erst als seine Assistentin Paula ins Fadenkreuz des Killers gerät, ahnt er das wahre Ausmaß der Verschwörung.

## Autor



Colin Forbes, geboren 1923 in London, ist einer der erfolgreichsten Thrillerautoren der Welt. Forbes schreibt jedes Jahr einen Roman und ist als fanatisch Reisender bemüht, seine Handlungsschauplätze stets selbst zu besuchen.

## PROLOG

»Woher wollen Sie denn wissen, dass das die Leiche von Adam Holgate ist, wo doch der Kopf fehlt?«, fragte Tweed.

Es war in einer Nebelnacht, wie sie Anfang Dezember für London typisch war. Tweed saß neben Chief Superintendent Roy Buchanan, der den zivilen Volvo der Polizei durch die fast menschenleeren Straßen steuerte. Buchanan hatte die Scheibenwischer einschalten müssen, um freie Sicht zu haben. Tweeds Assistentin Paula Grey, die auf dem Rücksitz saß, hätte auch ein paar Fragen gehabt, hielt sich aber zurück.

»Ganz einfach«, antwortete Buchanan. »Ich habe den Leichensack aufgemacht und seine Jackentaschen durchsucht. Er hatte einen Ausweis von ACTIL bei sich, dem großen Konzern, bei dem er gearbeitet hat, nachdem er Ihren Laden verlassen hatte.«

»Zum Glück hat Holgate damals keine wichtigen Informationen mitnehmen können«, sagte Paula. »Er hat unsere Zentrale in der Park Crescent nie betreten. Howard war immerhin so klug gewesen, ihm ein Büro in der Kommunikationsabteilung ein paar Häuser weiter zu geben.«

»Sie haben die Leiche in Bray gefunden«, sagte Tweed.

»Was, um alles in der Welt, hat Holgate dort bloß gesucht? So viel ich weiß, hat man ihn aus der Themse gefischt.«

»Das stimmt nicht ganz. Seine Leiche lag in einer Bachmündung. Ein Mann, der dort seinen Hund spazieren führte, hat sie entdeckt und über sein Handy Scotland

Yard verständigt.«

»Und Sie haben den Toten in Dr. Saafelds Labor in Holland Park bringen lassen. Das war klug von Ihnen, immerhin ist Saafeld der beste Pathologe, den wir haben.«

»Und ob er das ist«, antwortete Buchanan mit grimmiger Miene. »Es handelt sich hier um einen besonders brutalen Mord, und ich wollte, dass unser bester Mann die Autopsie durchführt. Dann habe ich Sie angerufen und abgeholt. Schließlich hat Holgate ja mal für Sie gearbeitet.«

»Da passt was nicht zusammen«, meldete sich Bob Newman, der bekannte Auslandskorrespondent, zu Wort. Er saß neben Paula hinten im Wagen. »Wer einer Leiche den Kopf abschneidet, der will damit normalerweise verhindern, dass sie identifiziert wird. Wieso lässt er dann aber den Ausweis in der Jackentasche?«

»Sie haben Recht«, erwiderte Buchanan. »Das finde ich auch ziemlich seltsam.«

Er blickte hinüber zu Tweed, einem Mann von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau, dessen Alter man nur schwer schätzen konnte. Tweed hatte dichtes, dunkles Haar und ein glatt rasiertes Gesicht mit einer großen Nase, auf der eine altmodisch wirkende Hornbrille saß. Seiner Miene war nicht zu entnehmen, was er dachte. Alles in allem wirkte er so unauffällig, dass viele Menschen nicht einmal bemerkten, wenn er auf der Straße an ihnen vorüberging. In seiner Stellung als stellvertretender Direktor des SIS war diese Eigenschaft ein großer Vorteil.

Buchanan selbst war Mitte vierzig, etwas größer als Tweed, schlank und hager. Sein Schnurrbart war immer exakt gestutzt, und sein ernster Gesichtsausdruck war nicht nur bei seinen Untergebenen gefürchtet, sondern auch bei den Verbrechern, von denen er schon unzählige

überführt hatte. Tweeds Meinung nach war er der beste Polizist im ganzen Land. Die beiden Männer vertrauten einander blind.

»Gleich sind wir da«, sagte Buchanan. »Holland Park ist eine ruhige Wohngegend mit schönen Häusern.« Er bog in eine Seitenstraße ab und hielt vor einem schmiedeeisernen Tor. Das dazugehörige Haus verbarg sich hinter dunklen immergrünen Bäumen und Büschen, die auch die kurze Auffahrt säumten. Tweed stieg aus und betätigte die Gegensprechanlage an einem der Torpfeiler.

»Hier sind Tweed und Roy Buchanan.«

»Wurde auch Zeit«, erwiderte eine barsche Stimme. Gleich darauf öffnete sich das zwei Meter hohe Tor, an das sich rechts und links eine hohe Mauer anschloss. London war heutzutage ein wahrer Sumpf des Verbrechens, und seine Bewohner mussten sich mit allen erdenklichen Mitteln gegen Einbrecher und Überfälle schützen. Dazu gehörten grelle Scheinwerfer, die sich per Bewegungsmelder einschalteten, massive Gitter vor den Fenstern im Erdgeschoss und die ausgefeiltesten Alarmanlagen, die auf dem Markt waren. Manchmal hatte man das Gefühl, in einer belagerten Stadt zu leben, und leider entsprach dieser Eindruck nur allzu oft der Wirklichkeit.

Buchanan ging mit weit ausgreifenden Schritten auf das Steinhaus zu, in dem Dr. Saafeld wohnte und arbeitete. Tweed bemerkte, dass man seit seinem letzten Besuch auch noch die Kellerfenster zugemauert hatte. Was ist nur aus diesem Land geworden?, fragte er sich, während Scheinwerfer aufflammten und die Haustür sich langsam öffnete. Das Licht war so grell, dass Paula sich die Hand schützend vor die Augen halten musste.

»Na los, kommen Sie rein«, brummte Saafeld. »Sie sind

doch nicht hier, um sich da draußen die Beine zu vertreten.«

Der ist aber schlecht gelaunt, dachte Paula, so habe ich ihn ja noch nie erlebt. Saafeld war ein kleiner, kräftig gebauter Mann Ende fünfzig. Seine fast vollständig ergrauten Haare standen in merkwürdigem Kontrast zu seiner jugendlich gesunden Gesichtsfarbe und seinen sicheren, flinken Bewegungen. Er begleitete seine Besucher in eine Eingangshalle mit dunklem Holzboden, von der aus mehrere Türen in die anderen Teile des Hauses führten.

Saafelds Miene hellte sich erst auf, als er Paula zur Begrüßung umarmte, um dann einen Schritt zurückzutreten und sie bewundernd anzusehen. Paula war einen Meter siebzig groß, hatte schulterlanges, schwarzes Haar, ein gut geschnittenes Gesicht und ein ausgeprägtes Kinn, das auf große Beharrlichkeit schließen ließ. Ihren wachen blauen Augen entging nichts, und für ein Lächeln von ihr hätte so mancher Mann so manches getan. Paula trug ein dunkles Kostüm, das ihre wohl proportionierte Figur hervorragend zur Geltung brachte, und dazu einen bunten Seidenschal, der für den nötigen Farbtupfer sorgte. Nachdem Saafeld sie ausgiebig bewundert hatte, wandte er sich den beiden Männern zu, die er aus seinen lebhaften Augen entrüstet anfunkelte.

»Sie werden es kaum glauben, aber man hat mich beraubt. Kommen Sie mit hinunter in die Leichenhalle ...«

Er ging voran und stieg eine steinerne Treppe hinunter. Unten zog er eine Magnetkarte aus der Tasche und öffnete damit eine schwere Eisentür, durch die sie in einen kleinen Raum gelangten, an dessen Ende sich eine vom Boden bis zur Decke reichende Scheibe aus Panzerglas befand. Nachdem Saafeld seine Karte in ein Lesegerät an der Wand gesteckt hatte, glitt die Scheibe geräuschlos nach

oben und gab den Weg in die große unterirdische Leichenhalle frei.

Paula stach sofort der Formalingeruch in die Nase. Mit dieser Chemikalie konservierte Saafeld die Gewebeproben der Leichen, die in mehreren tiefen Schubfächern aus Edelstahl in einer Wand des Raumes lagerten. Jetzt führte er sie zu einem Stahltisch, über dem verschiedene, an Teleskoparmen befestigte Kameras hingen.

»Da lag die Leiche, die sie mir geklaut haben«, sagte er gereizt und deutete auf den leeren Tisch. »Es war der Tote aus Bray.«

»Wer war dafür verantwortlich?«, fragte Tweed ruhig.

»Ein Überfallkommando von der Special Branch, unter dem Kommando Ihres speziellen Freundes, Mr. Nathan Morgan.«

»Und in welcher Befugnis hat Morgan das getan?«

»Er hatte eine schriftliche Anweisung vom Chief Constable in Maidenhead, in der stand, die Leiche sei sofort dorthin zu bringen«, ereiferte sich Saafeld. »Außerdem hatte er ein Schreiben des Innenministers, in dem diese Anweisung bestätigt wurde. Ich konnte nichts dagegen machen, ich musste ihnen die Leiche überlassen. Morgan hatte einen Krankenwagen mit Sanitätern dabei, außerdem zwei von seinen Special-Branch-Gorillas. Wie gesagt, ein richtiges Überfallkommando. Einfach unglaublich.«

»Und ziemlich dubios, würde ich sagen. Wieso mischt sich die Regierung in einen Mordfall ein? Das riecht doch geradezu nach einer Vertuschungsaktion. Hatten Sie denn wenigstens schon mit der Autopsie angefangen?«

»Nein, weil ich die Leiche nämlich erst einmal nach Fasern und anderen Spuren abgesehen habe. Das habe ich Morgan aber nicht auf die Nase gebunden. Der Kerl war

mir deutlich zu aggressiv. Er wollte auch unbedingt wissen, ob ich schon Fotos gemacht habe.« Saafeld lächelte grimmig. »Ich habe das verneint, obwohl das nicht stimmte. Dann habe ich ihn angebrüllt und ihm mit einer Beschwerde gedroht und anschließend rausgeschmissen. Das hat ihm gar nicht gefallen. Er wollte seine schriftlichen Anweisungen wieder mitnehmen, aber ich habe sie nicht mehr herausgerückt.«

»Haben Sie die Leiche komplett fotografieren können?«

»Ja. Zum Glück habe ich die Bilder selbst gemacht, weil meine Assistenten schon gegangen waren. Es gibt also keine Zeugen. Ich habe den Film sofort entwickelt und zwei Sätze von Abzügen gemacht. Einen davon kann ich Ihnen mitgeben, aber zeigen Sie die Aufnahmen niemandem.«

Tweed lief nervös in dem großen Raum auf und ab. Er musste nachdenken. In der Zwischenzeit öffnete Saafeld eine Schublade und nahm einen großen, mit Karton verstärkten Umschlag heraus. Paula streckte die Hand aus.

»Darf ich mir die Fotos mal ansehen?«

Saafeld zögerte. »Sie sind ziemlich grausig.«

»Wenn ich in Ohnmacht falle, dürfen Sie mich auffangen.« Paula lächelte. »Aber ich glaube nicht, dass ich Ihnen diese Freude bereiten werde.«

Saafeld reichte ihr ein Paar Latexhandschuhe, damit sie auf den Fotos keine Fingerabdrücke hinterließ. Nachdem sie hineingeschlüpft war, zog sie vorsichtig die Farbbilder aus dem Umschlag und breitete sie auf dem Metalltisch aus. Newman trat näher heran und atmete tief durch.

Auf den Bildern war Holgates kopfloser Leichnam zu sehen, der noch immer mit einem verkitterten blauen Anzug bekleidet war und auf einem weißen Plastiktuch auf dem Seziertisch lag. Vermutlich hatte Saafeld diese

Aufnahmen gemacht, um zu zeigen, in welchem Zustand man den Toten gefunden hatte.

Über dem Hemdkragen und dem Krawattenknoten ragte der Stumpf des Halses hervor. Die Wunde hatte überraschend glatte, mit bräunlichem Blut verkrustete Ränder. Der noch vorhandene Rest des Halses war recht lang, der Kopf musste also kurz unterhalb des Kinns abgetrennt worden sein.

Aufmerksam besah sich Paula die Bilder der Leiche, die Saafeld aus allen nur erdenklichen Winkeln fotografiert hatte. Dabei war ihr ziemlich seltsam zumute, obwohl sie Holgate nur flüchtig gekannt hatte. Damit die anderen ihre Reaktion nicht sehen konnten, beugte sie sich tief über die Fotos. Mit einem Mal bemerkte sie, dass Buchanan neben ihr stand.

»Möchten Sie vielleicht ein Glas Wasser?«, fragte er leise.

Paula schüttelte stumm den Kopf und besah sich noch einmal das erste Foto, das sie aus dem Umschlag gezogen hatte. Darauf waren die meisten Details zu erkennen. Sie runzelte die Stirn und stand auf, ohne die Augen von dem Bild zu wenden.

»Und sind Sie schon zu irgendwelchen Schlüssen gekommen?«, fragte Tweed gerade Saafeld.

»Ja, ich bin mir ziemlich sicher, dass es sich bei der Tatwaffe nicht um ein Messer gehandelt hat. Das hätte am Hals eine unregelmäßig ausgefranzte Wunde hinterlassen – ganz abgesehen davon, dass es verdammt anstrengend ist, jemanden mit einem Messer zu enthaupten. Ich vermute, dass der Mörder eine Axt verwendet hat, eine Axt mit einer extrem scharfen Klinge. Der saubere Schnitt direkt unterhalb des Kinns lässt kaum einen anderen Schluss zu. Außerdem muss der Mörder sehr stark sein, da

der Kopf vermutlich mit einem einzigen Schlag abgetrennt wurde. Ich hatte noch Gelegenheit, die Leiche umzudrehen, und habe dabei hinten im Hemdkragen geronnenes Blut gefunden. Daraus schlieÙe ich, dass der Mörder sein Opfer erst mit dem Axtstiel bewusstlos geschlagen hat. Vermutlich ist er Rechtshänder, aber beweisen kann ich das nicht.«

»Professor«, wandte Paula sich an Saafeld. »Dürfte ich mir dieses Foto mal unter einer Lupe ansehen?«

Ohne Paula erst einmal nach dem Grund zu fragen, führte Saafeld sie umgehend zu einem anderen Tisch, an dem ein beweglicher Arm mit einem starken Vergrößerungsapparat befestigt war. Paula nahm auf dem Drehstuhl davor Platz, stellte ihn in der Höhe ein und blickte dann durch das Okular. Saafeld schob das Foto darunter.

»An dem Rädchen rechts können Sie die Vergrößerung einstellen«, sagte er. »Aber drehen Sie langsam, der Apparat reagiert sehr empfindlich.«

Saafeld ging sofort wieder zu den anderen zurück. Paula wusste seine Diskretion zu schätzen. Sie mochte es nicht, wenn ihr jemand über die Schulter sah. Der Apparat reagierte tatsächlich auf die kleinste Drehung. Paula musste ihre Latexhandschuhe ausziehen, um ihn richtig bedienen zu können.

Langsam drehte sie das Rad erst in die eine, dann in die andere Richtung, bis sie den abgeschnittenen Stumpf des Halses erschreckend deutlich und in allen Details sah. Nachdem sie ihn eine Weile betrachtet hatte, drehte sie sich auf ihrem Stuhl zu den anderen um.

»Professor Saafeld«, sagte sie. »Ich bin mir sicher, dass die Axt eine dreieckige Scharte in der Klinge hat. Aber das ist Ihnen bestimmt auch schon aufgefallen.«

»Nein, ist es nicht.«

Saafeld ging schnellen Schrittes zu ihr. Paula stand vorsichtig auf und achtete darauf, dass sich dabei das Rad an dem Vergrößerungsapparat nicht verstellte. Saafeld nahm Platz, setzte sich eine Brille mit Goldrand auf und blickte durch das Okular. Dann nahm er die Brille wieder ab, rieb sich die Augen und sah erst Paula und dann Tweed an. »Ich habe es Ihnen ja schon oft gesagt, Tweed, dass Ihre Paula ein verdammt gescheites Mädchen ist. Sollte sie es jemals über haben, für Sie alten Sklaventreiber zu arbeiten, würde ich sie liebend gern bei mir anstellen. In der Wunde ist tatsächlich die Spur einer Scharte zu sehen ...«

Als Nächster blickte Newman durch den Apparat, dann Tweed und schließlich Buchanan, der wegen seiner außerordentlichen Körpergröße den Drehstuhl ein Stück nach unten fahren musste. Buchanan studierte das vergrößerte Foto eine volle Minute, bevor er aufstand und mit dem Finger über seinen exakt gestutzten Schnurrbart strich. Diese Geste hatte Paula schon öfter an ihm bemerkt, immer dann, wenn ein Fall eine unerwartete Wendung nahm.

»Das ist eine äußerst wichtige Entdeckung, Paula«, sagte er. »Sollten wir jemals die Mordwaffe finden, können wir sie anhand dieser Scharte zweifelsfrei identifizieren. Eigentlich erstaunlich, dass der Mörder sie nicht bemerkt hat.«

»Wahrscheinlich hat er das sogar«, erwiderte Paula, »aber es war ihm egal.«

»Tut mir Leid, aber wir müssen langsam aufbrechen«, sagte Buchanan mit einem mahnenden Blick auf die Uhr.

Saafeld streifte Latexhandschuhe über, öffnete abermals die Schublade und entnahm ihr zwei weitere mit Karton

verstärkte Umschläge. In einen davon steckte er die Fotografie, die sie soeben unter dem Vergrößerungsapparat betrachtet hatten, in den anderen ein Duplikat davon. Dann gab er den einen Umschlag Tweed, den anderen Buchanan.

»Hoffentlich hilft Ihnen das bei Ihren Nachforschungen«, sagte er düster.

»Da bin ich mir ganz sicher«, erwiderte Tweed. »Die Fotos werden uns bestimmt unschätzbare Dienste erweisen.«

»Ich möchte, dass Sie mich begleiten«, sagte Buchanan, als sie in seinem Wagen von Holland Park abfuhren. »Es dauert aber ein paar Stunden.«

»Wo wollen Sie denn hin?«, fragte Tweed.

»Nach Bray, wo man die Leiche gefunden hat. Vielleicht ist heute Abend unsere letzte Chance, den Tatort zu untersuchen, jetzt, wo der Chief Constable den Fall an sich gerissen hat.«

»Dann sollten wir das sofort tun«, erwiderte Tweed.

Niemand sagte etwas, bis sie die Vorstädte hinter sich gelassen hatten und durch Windsor fuhren. Der Regen hatte aufgehört, und vor dem klaren, aber dunklen Himmel konnte Paula die massige Silhouette von Windsor Castle erkennen. Bald darauf erreichten sie das flache Land, wo neben der Straße nichts als weite Felder und schwarze, kahle Bäume waren.

»Werden wir in der Dunkelheit überhaupt etwas erkennen können?«, fragte Paula.

»Ich habe vier starke Taschenlampen dabei«, sagte Buchanan. »Die dürften reichen. Sie sind im Handschuhfach, Tweed.«

Tweed verteilte die Taschenlampen, und Paula richtete den Strahl prüfend auf den Wagenboden. Dann schaute sie wieder aus dem Fenster, wo immer noch leere Felder und kahle Bäume vorüberzogen.

»Ein Sache verstehe ich nicht«, sagte sie. »Saafelds Hypothese nach soll der Mörder sein Opfer zuerst mit dem Stiel der Axt bewusstlos geschlagen haben. So weit kann ich ihm noch folgen. Aber dass er den Kopf mit einem einzigen Hieb so sauber vom Rumpf getrennt haben soll? Dazu müsste das Opfer doch auf dem Rücken liegen, mit dem Hals auf einer Art Richtblock.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, sagte Tweed. »Aber ich bin noch zu keiner befriedigenden Lösung gekommen.«

»Jetzt sind wir gleich in Bray«, verkündete Buchanan, der von der Hauptstraße abgebogen war.

»Wie weit ist es dann noch bis zur Themse?«, fragte Tweed.

»Etwa eineinhalb Kilometer. Bray ist übrigens das letzte noch intakte Dorf vor London, alle anderen Ortschaften flussaufwärts wurden von unseren so genannten Stadtplanern kaputt saniert. Aber da wären wir schon.«

Im Licht der Autoscheinwerfer sah Paula schöne, große Häuser, wobei einige bestimmt über hundert Jahre alt waren. Sie standen nahe an der Straße, die sich kurvig durch das Dorf wand. In einigen Fenstern brannte Licht, aber auf der Straße war keine Menschenseele zu sehen.

»Kurz vor dem Ortsende von Bray biegen wir zum Fluss ab«, sagte Buchanan.

»Komisch, hier scheint es gar keine Geschäfte zu geben«, bemerkte Paula.

»Stimmt. Das letzte hat schon vor ein paar Jahren

dichtgemacht. Die Leute aus Bray kaufen jetzt alle in den Supermärkten in Maidenhead ein. Heutzutage ist das leider so.«

Als das Dorf hinter ihnen lag, bog Buchanan nach rechts auf einen kleinen, von Hecken gesäumten Feldweg ab. Nirgends war ein Haus zu sehen, nur dunkle Felder und Wiesen. Als Buchanan den Wagen am Wegrand anhielt, fiel Paula sofort auf, wie still es war. Die einzigen Geräusche waren das leise Gurgeln des Flusses und die Regentropfen, die von den Ästen der Bäume auf den Erdboden fielen. Es war richtig unheimlich.

»Ich gehe voran«, sagte Buchanan, nachdem alle ausgestiegen waren, und schaltete seine Taschenlampe an. Kaum hatten sie ein paar Schritte über die Wiese zurückgelegt, tauchte plötzlich ein uniformierter Polizist vor ihnen auf. Hinter ihm flatterte ein Absperrband aus Plastik im Wind, das man zwischen in die Erde gesteckten Ästen aufgespannt hatte. Paula war froh, dass sie ihre kniehohen Stiefel angezogen hatte, weil der Boden hier vom Regen ganz aufgeweicht war.

»Stehen bleiben!«, raunzte der Polizist übellaunig. »Hier darf keiner durch.«

»Wir schon«, gab Buchanan im gleichen Ton zurück. »Ich bin von Scotland Yard und derjenige, der die Leiche hat abholen lassen. Sehen Sie sich das hier mal an.«

Mit diesen Worten hielt Buchanan dem Polizisten seinen Ausweis vor die Nase und richtete den Strahl seiner Taschenlampe darauf. Der Polizist wollte den Ausweis in die Hand nehmen, aber Buchanan ließ ihn nicht los.

»Aber mir hat keiner gesagt, dass Sie kommen«, maulte der Polizist.

»Geben Sie den Weg frei, und heben Sie der Dame gefälligst das Absperrband hoch. Na, wird's bald, Mann?

Wir haben nicht ewig Zeit.«

Nachdem der zerknirschte Polizist sie durchgelassen hatte, ging Buchanan sofort zum Fluss hinunter, der Hochwasser führte und laut rauschte. Tweed, der die Hände in die Taschen seines alten Regenmantels gesteckt hatte, trat neben Buchanan ans Ufer.

»Wer hat gleich noch mal die Leiche gefunden?«, fragte er.

»Ein Rentner namens Weatherspoon, der seinen Hund hier Gassi geführt hat. Er wohnt in Bray. Ich habe den Mann überprüfen lassen, er ist völlig unverdächtig.«

»Wo genau lag denn der Tote?«, fragte Paula und ging in die Hocke.

»In dem flachen Altwasser dort rechts. Aber wahrscheinlich hat man ihn irgendwo flussaufwärts ins Wasser geworfen. Wo genau, ist allerdings fraglich.«

»Haben Sie was dagegen, dass ich ein kleines Experiment mache?«, fragte Paula und richtete sich wieder auf.

»Nur zu«, erwiderte Buchanan mit einem schiefen Lächeln.

Paula sah sich um. Ringsum lagen mehrere in viele Stücke zersägte Bäume herum, aus denen vermutlich Brennholz gemacht werden sollte. Paula ging ein paar Schritte flussaufwärts und suchte sich ein Stück Baumstamm, das sie gerade noch hochheben konnte. Der Block war bestimmt nicht so schwer wie Holgates Leiche, aber annähernd kam er hin. Rasch streifte sie sich ein Paar Autofahrerhandschuhe über, hob dann das Holzstück in die Höhe und schleppte es ans Ufer. Nun kam der schwierige Teil. Paula holte tief Luft und schleuderte das schwere Holz, so weit sie konnte, hinaus in den Fluss.

Gut einen Meter vom Ufer entfernt schlug es auf das Wasser auf, wo es sofort von der starken Strömung erfasst und in die Mitte des Flusses getragen wurde. Kurze Zeit später war es aus ihrem Gesichtskreis verschwunden. Es war nicht einmal in die Nähe des Altwassers gekommen.

Als Paula zurück zu Tweed und den anderen ging, spürte sie, wie ihr der Schweiß den Rücken und die Arme hinabrann.

»Hat da vorhin jemand was gerufen?«, fragte sie.

»Ja, das war ich«, erwiderte Buchanan und musterte sie mit einem kritischen Blick. »Ich hatte Angst, Sie könnten ins Wasser fallen.«

»Tut mir Leid«, sagte Paula und rieb ihre Handschuhe aneinander, um sie von den anhaftenden Rindenstückchen zu befreien, »aber ich glaube nicht, dass jemand die Leiche flussaufwärts ins Wasser geworfen hat. Viel wahrscheinlicher ist, dass man sie direkt zu dem Altwasser gebracht hat, wo sie früher oder später gefunden werden musste. Das Stück Baumstamm, das ich gerade ins Wasser geworfen habe, war ganz schön schwer – fast so schwer wie ein Körper ohne Kopf –, aber es ist nicht mal in die Nähe des Ufers getrieben worden.«

»Sie hat Recht«, bemerkte Tweed.

»Dann ist der Mord womöglich hier in der Nähe begangen worden«, sagte Buchanan nachdenklich. »Aber wo?«

»Bin gleich wieder da«, sagte Paula.

Sie schlüpfte unter dem Plastikband hindurch und suchte mit der Taschenlampe die Wiese jenseits des von der Polizei abgesperrten Gebietes ab. Auch hier hatte man Bäume abgesägt, deren Stümpfe nun wie soeben vom Mars gelandete Raumschiffe in den Himmel ragten. Nachdem sie eine Weile gesucht hatte, entdeckte Paula

eine Stelle, an der das Gras kreisförmig niedergetrampelt war und in deren Mitte eine merkwürdige Astgabel steckte. Dort, wo die beiden kräftigen Astarme aufeinander stießen, hatte jemand die Rinde vom Holz entfernt.

Vorsichtig ging Paula auf die Astgabel zu und untersuchte sie eingehend im Licht ihrer Taschenlampe. Eigentlich hätte das von der Rinde befreite Holz heller als der Rest des Astes sein müssen, aber das war nicht der Fall. Es hatte vielmehr eine rötlich-braune Farbe, die Farbe von getrocknetem Blut.

»Ich habe den Richtblock gefunden«, verkündete Paula, als die anderen, die sie mit ihrer Taschenlampe herbeigewinkt hatte, bei ihr waren. Buchanan und Tweed gingen in die Hocke, um die Astgabel näher zu untersuchen, und Newman machte Aufnahmen mit seinem Fotoapparat.

»Sehen Sie nur, da ist eine Kerbe im Holz, wo die Axt nach dem Durchtrennen von Holgates Hals hineingeschlagen hat. Und unter der Astgabel sind Blutspuren im Gras«, sagte Buchanan.

»Die Astgabel ist breit genug für einen Hals«, überlegte Paula. »Ein bisschen improvisiert, dieser Richtblock, aber er hat seinen Zweck erfüllt. Bedauernswerter Holgate.«

»Aber was ist mit seinem Kopf passiert?«, sagte Buchanan und sah Paula an. »Wahrscheinlich hat ihn der Mörder in den Fluss geworfen.«

»Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Der Kerl wird mir immer unheimlicher.«

»Wir müssen sofort das ganze Gebiet hier absperren«, sagte Buchanan.

»Ich frage mich, wer wohl in dem großen Haus dort drüben wohnt«, sagte Paula und deutete mit dem Finger auf einen kleinen Hügel in ungefähr vierhundert Meter Entfernung. Er war die einzige Erhebung weit und breit, und obenauf thronte ein stattliches, zwei Stockwerke hohes Herrenhaus im Tudor-Stil, das man im Mondlicht gut erkennen konnte. Es schien völlig verlassen zu sein.

»Komisch, vorhin habe ich dort noch Licht in einem der Fenster gesehen«, sagte Paula.

»Aber jetzt ist alles dunkel«, meinte Buchanan und schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich haben Sie sich das mit dem Licht nur eingebildet. Das Haus steht nämlich leer – ich habe es mir heute bereits angesehen. Das Tor zum Park war abgeschlossen, und ich musste über die Mauer steigen. Ich habe mindestens zehnmal an der Haustür geklingelt, aber niemand hat mir aufgemacht. Ich bin dann ums ganze Haus herumgegangen. Alle Fensterläden waren zu. Sah ganz so aus, als würde dort schon länger niemand mehr wohnen.« Er drehte sich um, klatschte in die Hände und rief mit lauter Stimme:

»Officer! Kommen Sie so sofort zu uns her. Das ist ein Befehl!«

Der mürrische Polizist, der sie zuvor nicht hatte durchlassen wollen, kam keuchend über die Wiese gelaufen. Plötzlich rutschte er auf dem vom Regen glitschigen Boden aus und fiel der Länge nach hin. Als er schließlich vor dem Superintendent strammstand, war seine Uniform voller Erde.

»Ich will, dass das ganze Areal rings um diese Stelle sofort abgeriegelt wird. Haben Sie noch genügend Absperrband?«

»Eine ganze Rolle, Sir. Der Sergeant hat sie mir dagelassen, bevor er weggefahren ist. Er hat gemeint, er

würde schon genügend Zeug durch die Gegend fahren. Ich bin übrigens eigentlich gar nicht mehr im Dienst. Meine Ablösung ist gerade gekommen.«

»Sie sind so lange im Dienst, bis Sie meinen Befehl ausgeführt haben. Ist das klar?«, herrschte Buchanan ihn an.

»Ihre Ablösung soll Ihnen dabei helfen.«

Dann wandte er sich an Tweed. »Mehr können wir in der Dunkelheit hier nicht tun. Fahren wir zurück nach London.«

Als sie in Richtung Wagen gingen, bemerkten die Männer, dass Paula stehen geblieben war und auf das düster wirkende Gebäude auf dem Hügel starrte.

»Wo bleiben Sie denn, Paula?«, rief Buchanan ihr zu.

»Ich bin mir ganz sicher, dass ich vorhin ein Licht in einem der Fenster gesehen habe.«

»Sie sind erschöpft. Was ja kein Wunder ist, schließlich war es ein langer Tag für Sie. Kommen Sie jetzt.«

»Wissen Sie, wem das Haus gehört?«, fragte Paula, als sie zu den anderen aufgeschlossen hatte.

»Einer Firma namens ACTIL. Ich habe mich in Bray erkundigt. Genau genommen ist es in Besitz eines Milliardärs, der ACTIL gegründet hat. Sein Name ist Roman Arbogast.«

»ACTIL«, wiederholte Tweed. »Genau der Konzern, für den Holgate gearbeitet hat, nachdem er uns verlassen hat. Seltsamer Zufall.«

# 1

Am nächsten Morgen saß Tweed schon früh hinter seinem Schreibtisch in dem großen Büro in der Park Crescent, von wo aus er einen schönen Blick auf den fernen Regent's Park hatte. Hier war das eigentliche Hauptquartier des Special Intelligence Service, der hässliche Neubauklotz des SIS am Themseufer war nichts weiter als Fassade und beherbergte lediglich die Verwaltung.

Paula, die gegenüber Tweed an ihrem Schreibtisch saß, unterdrückte gerade ein Gähnen, als Newman hereinkam.

»Na, wie gefällt Ihnen Ihr neuer Schreibtisch, Tweed? Oder sollte ich lieber sagen: Ihr alter? Schließlich ist der Tisch ja eine Antiquität.«

Paula und ihre Kollegen hatten Geld gesammelt und das georgianische Prachtstück in der Portobello Road erstanden. Paula hatte die Schreibunterlage aus grünem Leder herrichten und sogar neue Schlösser an den Schubladen anbringen lassen.

»Ich glaube, langsam gewöhne ich mich daran«, erwiderte Tweed lächelnd. »Irgendwann gefällt er mir vielleicht sogar noch.«

»Das will ich doch schwer hoffen«, meldete sich Monica, seine langjährige Sekretärin, zu Wort. Wie immer trug sie ihr graues Haar in einem strengen Knoten zurückgebunden. »Das gute Stück hat nämlich eine Stange Geld gekostet.« Dann ging sie rasch hinter ihrem Computer in Deckung, aus Angst, vielleicht doch etwas Falsches gesagt zu haben.

»Aber ich bin Ihnen allen wirklich sehr dankbar dafür«, beeilte sich Tweed zu sagen.

»Und Sie, Paula, haben Sie denn wenigstens etwas Schlaf bekommen? War ja gestern eine lange Nacht für Sie«, wandte Newman sich an Paula.

Paula blickte zu ihrem Kollegen hinüber. Newman war knapp über vierzig, hatte ein markantes, glatt rasiertes Gesicht, einen durchtrainierten Körper, aschblondes Haar und ein energisches Kinn, das jeden Ganoven einen weiten Bogen um ihn machen ließ. Bevor Tweed ihn überredet hatte, zum SIS zu kommen – was sich im Nachhinein als ein echter Gewinn herausgestellt hatte –, war er einer der bekanntesten Auslandskorrespondenten der Welt gewesen.

»Nicht viel«, musste Paula zugeben. »Dabei bin ich zu Hause nur noch kurz unter die Dusche gehüpft und dann sofort ins Bett gegangen. Ich bin auch auf der Stelle eingeschlafen, aber mitten in der Nacht hatte ich einen schrecklichen Albtraum, was bei mir eigentlich eher selten vorkommt.«

»Um was ging es denn da?«, erkundigte sich Tweed.

»Es war Nacht, ich war an einem Fluss und habe vor mir den Rücken einer schwarz gekleideten Gestalt gesehen, die sich über Holgate beugte, um ihm mit einer Kettensäge den Kopf abzuschneiden. Ich bin aufgeschreckt und habe geschrien: ›Aufhören, sofort aufhören.‹ Erst in dem Moment habe ich gemerkt, dass es nur ein schlimmer Traum war. Das war so gegen drei Uhr früh, und danach konnte ich nicht mehr richtig einschlafen. Noch im Traum habe ich mir gesagt, dass das mit der Kettensäge doch eigentlich gar nicht sein kann. Dafür war die Wunde an Holgates Hals viel zu glatt.«

»Ach übrigens, Paula«, sagte Tweed, »kurz bevor Sie kamen, hatte ich Roy Buchanan an der Strippe. Er hat mir zu Ihrer hervorragenden Ermittlungsarbeit von gestern Abend gratuliert und gemeint, dass er Sie jederzeit in sein

Team aufnehmen würde.«

»Das wäre ja schon das zweite Jobangebot innerhalb von vierundzwanzig Stunden«, sagte Paula und schob sich eine Strähne ihres schwarzen Haares aus der Stirn. »Ich weiß nicht, ob ich da noch lange widerstehen kann«, fügte sie augenzwinkernd hinzu.

»Lassen Sie es mich wissen, wenn Sie sich für eines der Angebote entschieden haben, dann kann ich mich schon mal nach einem Ersatz für Sie umsehen«, erwiderte Tweed.

Er meinte es ebenso wenig ernst wie Paula. Schließlich hatte er nicht die geringste Absicht, sie gehen zu lassen, weil Paula von Fall zu Fall immer besser wurde. Eher hätte er seinen Job als stellvertretender Direktor des SIS an den Nagel gehängt.

»Und dann hat mir Buchanan noch erzählt, dass er um drei Uhr morgens den Chief Constable aus dem Bett geklingelt hat«, fuhr er fort. »Colonel Crow war natürlich nicht sehr begeistert, aber Buchanan hat ihm nahe gelegt, noch ein zweites Polizeiteam zu den beiden abgesperrten Gebieten zu schicken und den Bereich um diesen improvisierten Richtblock von der Spurensicherung untersuchen zu lassen. Crow hat das Gespräch ziemlich barsch beendet und Buchanan darauf hingewiesen, dass ihm der Fall entzogen worden sei und dass er, Buchanan, sich gefälligst um seine eigenen Angelegenheiten kümmern solle. Buchanan hat darauf nur gemeint, dass seine Angelegenheiten nun mal Fälle wie der anstehende seien, und dann verärgert aufgelegt. Ich finde, Buchanan hat gut daran getan, diesen eingebildeten Idioten von Crow in seine Schranken zu weisen. Ich habe den übrigens mal kennen gelernt. Er ist genau der Typ, der nach unten tritt und nach oben buckelt, wenn er sich dabei einen Vorteil für seine Karriere verspricht.«

Tweeds Büro war mit hellbraunem Teppichboden ausgelegt, und in einer Ecke standen drei gemütliche Besuchersessel. Newman hatte sich in seinem Lieblingssessel niedergelassen und blätterte, während er Tweeds Ausführungen lauschte, zerstreut in der *International Herald Tribune*. Plötzlich blickte er auf.

»Komisch, die Zeitung hier ist schon zwei Wochen alt, aber da steht etwas von einem ganz ähnlichen Mord, der im amerikanischen Bundesstaat Maine verübt worden sein soll. In einem Kaff namens Pinedale, südlich von Portland. Gut, dass ich mir während meiner Abwesenheit alle Zeitungen aufheben lasse, um sie dann in chronologischer Reihenfolge kurz zu überfliegen. Moment, hier steht es. In einem Leichensack, der während eines Sturms an die Küste gespült wurde, hat man eine kopflose Leiche entdeckt. Das Opfer war ein Hausmeister namens Foley. Der Kopf ist bisher noch nicht gefunden worden.«

»Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, dass da eine Verbindung besteht«, sagte Tweed. »Maine ist doch dreitausend Meilen von hier entfernt auf der anderen Seite des Atlantiks.«

»Es soll so etwas wie Flugzeuge geben.«

»Stimmt. Apropos, wussten Sie übrigens, dass der Vizepräsident der Vereinigten Staaten vor zwei Tagen in unserem Land eingetroffen ist?«

»Ja, leider«, bemerkte Paula. »Auf Typen wie diesen Russel Straub können wir hier gern verzichten. Ich habe ihn mal im Fernsehen erlebt. Der hält sich doch wirklich für den Größten.«

»Man geht drüben in den Staaten davon aus, dass dieser Straub als nächster Präsident ins Weiße Haus einziehen wird«, erklärte Newman. »Er hat bereits seine Wahlkampagne gestartet.«

»Also, meine Stimme würde er bestimmt nicht bekommen«, sagte Paula gereizt.

In dem Moment läutete das Telefon. Monica ging ran und führte stirnrunzelnd ein kurzes Gespräch. Dann legte sie eine Hand über die Sprechmuschel und machte Tweed ein Zeichen. »Sie werden es kaum glauben.«

»Sagen Sie es mir trotzdem.«

»George hatte gerade einen heftigen Disput mit einem Herrn unten an der Pforte.« Sie machte eine kurze, bedeutungsschwangere Pause. »Mit einem gewissen Nathan Morgan, Chef des Special Branch. Morgan ist in Begleitung von zwei seiner Gorillas erschienen, aber George hat die zwei Kerle irgendwie ins Wartezimmer gelockt und sie dort eingeschlossen. Morgan tigert jetzt nervös in der Halle auf und ab.«

»Ich verstehe. Bitten Sie George, Mr. Morgan heraufzubegleiten.«

Newman stand auf, ging zur Tür, öffnete sie und blieb unter dem Türrahmen stehen. Als Morgan kam, versuchte er, sich brüsk an Newman vorbeizuzwängen, der ihm erst nach einer Weile lächelnd den Weg freigab.

»Immer mit der Ruhe, mein Bester«, sagte er liebenswürdig.

Der ungebetene Besucher stürmte ins Zimmer und baute sich in seinem militärisch anmutenden Trenchcoat mit überbreiten Schulterklappen vor Tweeds Schreibtisch auf. Morgans massiger Körper passte ebenso wie der breite, eckige Schädel mit schwarzen Haaren und Augenbrauen gut zu seinem militärisch-forschen Erscheinungsbild. Auch seine Boxernase, die dünnen, zusammengekniffenen Lippen und das brutale Kinn ließen ihn nicht gerade zivilisiert erscheinen. Was für ein Kotzbrocken, dachte Paula.

»Ihr Aufpasser unten hat meine beiden Männer in ein Zimmer gesperrt«, brüllte er.

»Wenn Sie mit mir reden wollen, müssen die zwei ja nicht unbedingt dabei sein«, erwiderte Tweed gelassen.

»Außerdem bin ich es gewohnt, dass man telefonisch einen Termin mit mir vereinbart.«

»Sie waren gestern Abend in Bray. Ein Polizist, der seinen Kollegen ablösen sollte, hat Sie erkannt.«

»Der Mann kam mir gleich suspekt vor«, sagte Tweed.

»Sie leugnen es also nicht, unbefugt einen Tatort besichtigt zu haben, dessen Untersuchung einer örtlichen Polizeibehörde untersteht?«

»Überhaupt nicht. Meine Assistentin hat sogar etwas herausgefunden, was die örtliche Polizei übersehen hat. Dank ihrer hervorragenden Arbeit wissen wir jetzt, wie und wo das Opfer enthauptet wurde. Aber nehmen Sie doch Platz. Sie stehen ja herum wie eine Wachsfigur bei Madame Tussaud.«

»Dieser Fall unterliegt höchster Geheimhaltung«, blaffte Morgan. »Den kann ich unmöglich im Beisein Fremder mit Ihnen besprechen.«

»Dann sollte ich Ihnen die Herrschaften vielleicht einmal vorstellen. Die Dame in der Ecke hier ist Miss Paula Grey, meine persönliche Assistentin. Sie war es übrigens, die die näheren Umstände von Holgates Ermordung aufgeklärt hat.«

Morgan drehte sich um. Erst jetzt bemerkte er Paula, und sein Benehmen änderte sich schlagartig. Mit einem anzüglichen Grinsen ging er auf ihren Schreibtisch zu und streckte ihr seine prankenartige Hand entgegen.

»Was für ein hübsches Kind. Bei einem solchen Anblick wird einem ja ganz warm ums Herz.«

Paula starrte ihn gleichgültig an, zog eine Schublade heraus und hielt Morgan dann, ohne ihn dabei aus den Augen zu lassen, eine kleine Flasche mit Desinfektionsmittel hin.

»Damit sollten Sie sich vielleicht mal den Mund ausspülen.«

Morgan verschlug es die Sprache. Er klappte den Mund auf und zu, ohne einen Laut von sich zu geben. Dann wirbelte er herum und deutete mit einem seiner plumpen Finger auf Newman.

»Sie kenne ich. Sie sind Robert Newman, der Journalist.«

Aus seinem Mund hörte sich das wie eine Beleidigung an. Newman erwiderte schweigend und mit unbewegter Miene den Blick seines Gegenübers.

Tweed übernahm die Antwort für ihn. »Mr. Newman genießt mein uneingeschränktes Vertrauen. Er hat nicht nur eine strenge Ausbildung in unserem Trainingscamp absolviert, sondern auch den SAS-Lehrgang, was nur wenige von sich behaupten können. Außerdem arbeitet er schon seit vielen Jahren für mich.« Mit lauter Stimme fügte er hinzu: »Und jetzt hören Sie in Gottes Namen auf, sich wie ein Idiot zu benehmen, und setzen sich erst einmal hin.«

Morgans grimmige Miene wich einem unsicheren Grinsen. Er sah sich um, als wüsste er nicht so recht, was tun. Schließlich nahm er in einem der Sessel Platz.

»Was wollen Sie eigentlich hier?«, fragte Tweed ungehalten. »Wieso verschwenden Sie Ihre und meine Zeit?« Er saß kerzengerade mit vor der Brust gefalteten Händen hinter seinem Schreibtisch und starrte Morgan herausfordernd an.

Paula rechnete jeden Augenblick damit, dass Tweed

vollends in die Luft ging. Normalerweise gab sich ihr Chef ruhig und besonnen, aber es gab auch Gelegenheiten, bei denen er richtiggehend explodierte. Das Ergebnis war jedes Mal verheerend. Morgan schlug seinen Trenchcoat auf und griff umständlich in die Innentasche seines Jacketts. In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Marier kam herein.

Marier war Ende dreißig, eins zweiundsiebzig groß, aschblond, glatt rasiert und wie immer ausgesucht elegant gekleidet. Heute trug er einen hellgrauen Anzug, ein weißes Hemd und eine italienische Krawatte. Außer seinem weltmännischen Auftreten besaß Marier noch viele andere Talente – so konnte es beispielsweise als Schütze in ganz Westeuropa keiner mit ihm aufnehmen. Wortlos lehnte er sich neben Paulas Schreibtisch mit blasierter Miene an die Wand, nahm eine Kingsize-Zigarette aus einem goldenen Etui und zündete sie sich an.

Morgan drehte sich zu ihm um und stierte ihn entgeistert an. »Das werden ja immer mehr«, bemerkte er entrüstet.

»Und wer ist das, wenn man fragen darf?«

»Marier, darf ich Ihnen Nathan Morgan, den frisch gebackenen Chef der Special Branch vorstellen?«, sagte Tweed. »Er ist einfach unangemeldet in unser Allerheiligstes gestürzt.«

»Sieh mal einer an«, sagte Marier blasiert. »Was sich diese Jungfuchse alles herausnehmen.«

Wieder klappte Morgan der Mund auf und zu, ohne dass ein Ton herauskam. Er nestelte noch immer in seiner Jackettasche herum, an die er wegen des Trenchcoats nicht richtig herankam. Alle warteten schweigend, bis er endlich mit hochrotem Kopf einen Umschlag zum Vorschein gebracht und daraus ein Blatt Papier hervorgezogen hatte. Es trug den Briefkopf des

Innenministeriums.

Jetzt schlug Morgan einen offiziellen Ton an. »Von höchster Stelle wurde beschlossen, dass die Special Branch und der SIS in Zukunft eng zusammenarbeiten sollen. Wir werden deshalb einen unserer Mitarbeiter als Verbindungsmann permanent hier vor Ort installieren. Ich erwarte, dass Sie ihm ein Büro und alle nötigen Kommunikationsmittel zur Verfügung stellen.«

Dann überreichte er Tweed das Schreiben, der es kurz überflog, in eine Schublade legte und schließlich zu Paula sagte: »Der Wisch kann mit dem übrigen Altpapier in den Reißwolf.«

»In den Reißwolf?«, rief Morgan empört und funkelte Tweed böse an. »Das können Sie doch nicht mit einem Schreiben des ...«

»Auf wessen Mist ist diese absurde Idee überhaupt gewachsen?«

»Auf wessen Mist?« Morgan schäumte vor Wut. »Das Schreiben kommt aus dem Innenministerium.«

Tweed stand langsam auf und schob die Hände in die Hosentaschen. Gemächlich ging er um seinen Schreibtisch herum, was auf Morgan offenbar bedrohlich wirkte, weil dieser sofort aus dem Sessel aufsprang. Die Schärfe in Tweeds Stimme war nicht zu überhören, als er – nur wenige Zentimeter von Morgans Gesicht entfernt – diesen anherrschte: »Ihren Verbindungsmann können Sie sonst wo hinsetzen, aber nicht zu uns ins Büro. Hier hat nämlich die Sicherheit Vorrang vor allen anderen Überlegungen. Außerdem scheint Ihnen nicht klar zu sein, dass ich einzig und allein dem Premierminister Rede und Antwort zu stehen habe.«

»Ich wollte ja auch mit Mr. Howard sprechen ...«

»Lassen Sie mich gefälligst ausreden. Mr. Howard wird

Ihnen auch nichts anderes sagen als ich. Ihre Organisation untersteht immer noch New Scotland Yard. Nur für den Fall, dass Sie das nicht wissen sollten ...«

»Es wird bald Umstrukturierungen geben ...«

»Ich sagte, Sie sollen mich ausreden lassen. Ich hatte schon mit Ihrem Vorgänger, einem gewissen Bate, so meine Probleme. Er war übrigens ein ähnlicher Typ wie sie. Takt und Diskretion waren diesem Herrn ebenso fremd wie Ihnen. Da war Mr. Pardoe, der vor ihm die Special Branch geleitet hat, schon aus einem ganz anderen Holz geschnitzt. Ihn habe ich respektiert, und von Zeit zu Zeit haben wir auch recht gut zusammengearbeitet. Aber so etwas ist mit einem Menschen wie Ihnen ganz offensichtlich nicht möglich.« Tweed hielt inne, bevor er mit schneidender Stimme hinzufügte: »Und jetzt, Mr. Nathan Morgan, seien Sie bitte so freundlich und verlassen Sie auf der Stelle dieses Gebäude. Mr. Newman wird Sie gern nach unten begleiten.«

Tweed setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch, und Newman hielt Morgan mit einem breiten Grinsen die Tür auf.

»Hier geht's raus, Nathan.«

Morgan klappte entschlossen den Kragen seines Trenchcoats nach oben und machte auf dem Absatz kehrt. In der Tür drehte er sich noch einmal um, um eine letzte Drohung auszustoßen.

»Merken Sie sich eines, Tweed: Der Mordfall von Bray fällt absolut nicht in Ihre Zuständigkeit. Das sollten Sie sich schleunigst klar machen.«

»Auf Wiedersehen«, sagte Tweed und vertiefte sich, ohne noch einmal aufzublicken, in seine Akten.

Nachdem Morgan und Newman verschwunden waren, klappte er den Aktendeckel wieder zu und sagte: »Paula,

in einer Stunde habe ich eine Verabredung mit Roman Arbogast. Ich habe ihm erzählt, dass Holgate einmal für mich gearbeitet hat, und prompt einen Termin in der ACTIL-Zentrale bekommen. Es wäre mir lieb, wenn Sie mich begleiten würden. Newman wird uns in die City bringen.«

»Gern. Nach dem Auftritt dieses ungehobelten Kerls gerade eben wird das die reinste Erholung sein. Ihrer nachdenklichen Miene entnehme ich, dass Morgan Sie nicht davon abbringen konnte, diesen Fall weiter zu untersuchen.«

»Im Gegenteil. Nach Colonel Crows unverschämter Einmischung – Saafeld einfach die Leiche wegzunehmen! – und Nathan Morgans flegelhaftem Auftritt kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass die Regierung ein großes Interesse daran hat, dass der brutale Mord an Holgate niemals aufgeklärt wird. Und ausgerechnet jetzt trifft auch noch unerwartet der amerikanische Vizepräsident Russell Straub bei uns ein.«

»Aber da besteht doch sicher kein Zusammenhang mit dem Mord, oder?«

## 2

»Erst dieser Verkehr, und jetzt fängt es auch noch zu regnen an«, knurrte Newman.

»Wir sind ja bald da«, sagte Paula vom Rücksitz aus. »Sie werden staunen, wenn Sie das ACTIL-Gebäude sehen, Tweed. Es ist das höchste in ganz London, höher noch als die Häuser am Canary Wharf. Und es sieht wie ein riesiger Zylinder aus. Sie kommen wohl nicht häufig in diesen Teil der Stadt, oder? Dachte ich es mir doch.«

»Ich mag diese Straßenschluchten zwischen den Hochhäusern nicht. Hier fühle ich mich immer irgendwie eingesperrt. Und ich kann mir nicht vorstellen, wie man in einem von diesen Wolkenkratzern arbeiten soll.«

»Da wären wir ja zu Fuß noch schneller gewesen«, polterte Newman und deutete auf die Fahrzeugschlange vor ihnen.

Der Verkehr war so dicht, dass sie nur im Schneckentempo vorankamen. Rechts und links der Straße ragten die glatten Wände der Bürogebäude zu Schwindel erregenden Höhen auf. Wie in einem Dschungel aus Beton, dachte Tweed, der vorn neben Newman saß. Paula tippte ihm auf die Schulter.

»Da ist es. Arbogast hat es angeblich selbst entworfen und von Gastarbeitern aus Deutschland in Rekordzeit errichten lassen.«

Tweed blickte zu dem riesigen, zylinderförmigen Gebäude hinauf, das sich an der Kreuzung vor ihnen erhob. Der Koloss mit dem runden Grundriss war so hoch, dass sich die obersten Stockwerke in den Wolken verbargen. Auf den Gehsteigen unterhalb der Hochhäuser

hasteten Menschen mit aufgespannten Regenschirmen zwischen den Gebäuden umher. Fast wie in New York, dachte Tweed. Kein Wunder, dass das Wort »Stress« aus Amerika zu uns herübergekommen ist.

»Auch das noch«, maulte Newman. »Direkt vor dem Eingang von ACTIL parkt in zweiter Reihe eine protzige Limousine. Wie rücksichtsvoll.«

Paula blickte zum Fenster hinaus und sah, wie ein Mann, der einen Kamelhaarmantel trug, aus dem ACTIL-Gebäude kam und auf den Stufen kurz innehielt. Er war schlank und dunkelhaarig und wurde von mehreren Männern in grauen Anzügen begleitet.

»Das ist doch der Vizepräsident der Vereinigten Staaten«, sagte Paula. »Russell Straub höchstpersönlich. Was hat der denn bei ACTIL zu suchen?«

»Was bedeutet die Abkürzung ACTIL eigentlich?«, fragte Tweed.

»Armaments, Chemicals, Technology, Intelligence und Leisure«, erklärte Paula. »Also Waffen, Chemikalien, Technologie, Informationsbeschaffung und Freizeit.«

»Holgate hatte mit Informationsbeschaffung zu tun. Sehr interessant. Aber wieso Freizeit?«

»Arbogast besitzt eine große Anzahl von Reisebüros, einige davon sogar in Russland.«

»Waffen klingt gefährlich«, bemerkte Newman und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Lenkrad herum. Der Verkehr war mittlerweile gänzlich zum Erliegen gekommen.

»Sobald die Limousine des Vizepräsidenten wegfährt, löst sich der Stau bestimmt auf«, meinte Paula.

Noch während sie das sagte, eilte Straub mit dynamischen Schritten die Treppe hinab und stieg in die

Limousine, deren hintere Tür einer der Männer in den grauen Anzügen für ihn aufhielt. Danach stiegen auch der Mann und seine Kollegen in den Wagen. Newman beobachtete sie durch ein Fernglas.

»Die Leibwächter tragen Waffen. Ihre Jacketts sind unterhalb der Achselhöhle ausgebeult. Ich bin mir sicher, dass sie dafür keine Genehmigung haben. Sieh mal einer an, eine Polizeieskorte haben sie auch.«

Vor der Limousine setzte sich langsam ein Streifenwagen mit Blaulicht in Bewegung, während uniformierte Polizisten neugierige Passanten zurück auf den Gehsteig scheuchten. Kurze Zeit später war der kleine Konvoi in einer Seitenstraße hinter dem ACTIL-Gebäude verschwunden.

»Sind Sie sicher, dass das Straub war?«, fragte Tweed.

»Hundertprozentig«, sagte Newman. »Ich kenne Mr. Intelligenzbestie vom Fernsehen und habe ihn durch mein Fernglas zweifelsfrei wiedererkannt.«

»Das mit der Intelligenzbestie war wohl ironisch gemeint«, sagte Paula.

»Na, klar doch. Der Kerl ist eitel wie ein Pfau. Ich traue ihm nicht über den Weg und möchte nicht wissen, was hinter seinem Dauergrinsen steckt, das er immer für die Fernsehkameras aufsetzt.«

Als der Verkehr wieder ins Fließen kam, fuhr Newman bis ans Hochhaus heran und hielt direkt davor. Tweed und Paula waren noch nicht ganz ausgestiegen, da kam auch schon ein uniformierter Portier angerannt und bat Newman, ein paar Meter weiter zu fahren.

»Komisch, drüben auf der anderen Straßenseite steht eine Frau, die das Gebäude zu beobachten scheint«, sagte Paula. »Sie ist klein und unscheinbar, und etwa Anfang sechzig, würde ich sagen. Trägt einen hellgrünen Mantel

und einen dunkelgrünen Pelzhut.«

»Ach, hier in London laufen doch die absonderlichsten Gestalten herum«, sagte Tweed ungeduldig und blickte zu dem Gebäude hinauf. »Meine Güte, ist das hoch.«

Er blickte unmittelbar auf eine gewölbte, rosafarbene Wand, die wie ein runder Berg vor ihm aufragte. Weiße Wolkenfetzen zogen um die bronzefarbene, konusförmig zulaufende Spitze. Eine solche Architektur hatte Tweed noch nie gesehen, nicht einmal in New York.

»Beeindruckend, nicht wahr?«, sagte Paula.

Während Newman dem Portier die Wagenschlüssel in die Hand drückte und ihn bat, das Auto für ihn zu parken, stiegen Tweed und Paula die breite Steintreppe zum Eingang hinauf, der aus einer überdimensionierten Drehtür bestand.

Paula ließ Tweed den Vortritt, aber als Tweed im Gebäude war, blieb die Tür abrupt stehen und versperrte Paula den Weg in die Eingangshalle. Überrascht winkte sie Tweed zu, als plötzlich wie aus dem Nichts eine Stimme ertönte: »Sie dürfen jetzt eintreten, Madam.«

Daraufhin setzte sich die Tür erneut in Bewegung, und Paula konnte das Gebäude betreten, während Newman mit verschränkten Armen vor der abermals stehen gebliebenen Tür wartete, bis auch er an die Reihe kam.

»Ich will auch mit«, rief er mit gespielter Verzweiflung in Richtung der Gegensprechanlage, die offensichtlich über der Tür angebracht war. »Ich bin der Geldbote.«

»Sie dürfen jetzt eintreten, Sir«, sagte die Stimme ungerührt. Newman winkte freundlich in das Kameraobjektiv, das er neben der Gegensprechanlage entdeckt hatte.

»Vielen Dank, alter Knabe ...«

In der riesigen Eingangshalle, deren Fußboden und Wände aus echtem Marmor bestanden, traten Tweed und Paula auf einen Empfangstisch zu, hinter dem eine attraktive junge Frau mit roten Haaren sie freundlich anlächelte. Noch bevor sie etwas sagen konnte, erschien von hinten ein großer, muskulös gebauter Mann, der in einem Armani-Anzug steckte. Er hatte braunes Haar und ein unbewegtes Gesicht, das aussah, als wäre es aus Stein gemeißelt.

»Ich kümmere mich schon um die Herrschaften, Clara«, herrschte er die Rothaarige an.

Der Mann war um die dreißig und hatte eine lange, spitze Nase, böse kleine Augen, dünne Lippen und ein energisch vorspringendes Kinn. Paula bezweifelte, dass er jemals in seinem Leben gelächelt hatte. Alles an ihm schien zu sagen: Legt euch bloß nicht mit mir an.

»Mr. Tweed?«, sagte er nun mit einem Akzent, der darauf schließen ließ, dass er aus Mittelengland kam.

Tweed nickte. Er schien vom Auftreten des Mannes nicht im Geringsten beeindruckt zu sein.

»Und Sie sind bestimmt Miss Grey«, sagte der Mann und wandte sich Paula zu. »Ich habe Sie gleich erkannt. Und der Dritte im Bunde ist Robert Newman, der Auslandskorrespondent. Ich habe einige Ihrer Artikel gelesen. Gefährliches Zeug.«

»Das sollten sie auch sein ...«

»Außerdem tragen Sie eine Waffe unter Ihrer linken Achselhöhle. Am besten lassen Sie die hier bei unserer Empfangsdame.«

»Aber Sie schleppen ja selbst ein Schieß Eisen mit sich herum«, erwiderte Newman mit einem freundlichen Lächeln.

»Ich bin Chef des Sicherheitsdienstes von ACTIL, ich darf das. Übrigens, ich heiße Broden.«

Newman schlenderte zu Clara hinüber, die den Wortwechsel grinsend beobachtet hatte. Noch nie hatte es jemand gewagt, Broden Paroli zu bieten. Nachdem Newman seine Smith & Wesson aus dem Schulterhalfter genommen und entladen hatte, bedeutete ihm Clara, hinter den Empfangstisch zu kommen, wo sie eine metallene Schublade aufschloss. Nachdem sie die Waffe und das Magazin hineingelegt hatte, sperrte sie die Schublade wieder zu und gab Newman einen der beiden Schlüssel, die sie dazu verwendet hatte.

»Wie lange dauert das denn noch?«, rief Broden ungeduldig.

»Bei einem so komplizierten System sollte Mr. Arbogast schon etwas mehr Zeit für seine Besucher einkalkulieren«, sagte Newman.

»Keine Sorge. Mr. Arbogast weiß schon, was er tut«, erwiderte Broden. »Wir nehmen diesen Lift hier. Normalerweise darf den nur der Vorsitzende selbst benutzen. Aber passen Sie auf, dass Ihnen nicht schlecht wird, das Ding schießt wie eine Rakete nach oben.«

Paula hielt sich an dem vergoldeten Geländer fest, das an drei Wänden der luxuriös ausgestatteten Aufzugskabine befestigt war. Der Lift raste tatsächlich nach oben wie eine Rakete. An der Anzeigetafel sah Paula, dass das Haus einhundertfünf Stockwerke hatte. Die Zahlen änderten sich so rasch, dass man sie kaum lesen konnte, und im Nu war der Aufzug im hundertfünften Stockwerk angekommen.

Broden trat aus der Kabine und öffnete mithilfe einer Magnetkarte eine Tür. Sie betraten einen großen Raum, in dem vier Männer auf IBM-Kugelkopf Schreibmaschinen

tippten. Keine Computer, kein Anzeichen dafür, dass das Büro einen Internetanschluss hatte. Am Ende des Raumes öffnete Broden eine schwere Eichentür und trat dann zur Seite.

»Das wäre alles, Broden. Sie können jetzt gehen«, ließ sich eine seltsam heiser klingende Stimme aus dem Raum vernehmen.

Newman sah den Chef des Sicherheitsdienstes genau an. War es möglich, dass sein Gesichtsausdruck noch versteineter als zuvor war? Offensichtlich mochte er es nicht, dass seine Anwesenheit nicht erwünscht war.

Als Paula den Raum betrat, stockte ihr der Atem. Arbogasts Büro hatte runde Wände, in die vom Boden bis zur Decke reichende Fenster eingelassen waren, und war wie ein Wohnzimmer eingerichtet. Auf dem dicken, grauen Teppichboden standen bequeme Lehnstühle und mehrere Sofas; zwischen den Fenstern hingen Landschaftsgemälde in vergoldeten Rahmen.

Hinter einem Regency-Schreibtisch saß auf einem mit aufwändigen Schnitzereien verzierten Stuhl ein großer, plump wirkender Mann mit einem runden, hässlichen Gesicht. Paula schätzte ihn auf Mitte sechzig. Der Mann hatte ein massiges Doppelkinn, eisblaue Augen, die aus dicken Fleischwülsten hervorlugten, eine breite Nase und einen schiefen Mund mit feisten Lippen. Sein teurer Anzug war verknittert. Das rechte Auge zuckte, als er aufstand und seine Gäste mit einer dicken, kurzfingerigen Hand hereinwinkte.

»Willkommen in meiner bescheidenen Hütte«, sagte er.

»Zwei Mitglieder meiner Familie werden an unserer Besprechung teilnehmen. Die beiden Damen arbeiten an leitenden Positionen in meinem Unternehmen, eine davon wird eines Tages sogar meinen Platz einnehmen. Aber

setzen Sie sich doch.« Roman Arbogast kam um den Tisch herum und reichte ihnen die Hand. Paula staunte, wie groß und breitschultrig dieser Mann war, der über eine immense Macht zu verfügen schien. Er wirkte auf sie zwar nicht arrogant, aber ausgesprochen zielstrebig.

Während Tweed und seine Begleiter Platz nahmen, blieb Arbogast mit vor der Brust verschränkten Armen stehen und betrachtete sie interessiert.

»Sie gehören zu den ganz wenigen Menschen, vor denen ich wirklich Respekt habe, Mr. Tweed. Darüber hinaus halte ich Sie für einen äußerst gefährlichen Mann. Das ist übrigens ein Kompliment. Aber warum wollten Sie mich sprechen?«

»Adam Holgate hat für mich gearbeitet, bevor er zu Ihnen kam. Deshalb bin ich es ihm schuldig, dass ich herausfinde, wer ihn so brutal umgebracht hat. Weiß ich erst einmal, warum er sterben musste, weiß ich auch, wer sein Mörder ist.«

»Aha. – Was kann ich Ihnen zu trinken anbieten?«, fragte Arbogast in die Runde.

»Für mich nichts, vielen Dank«, sagte Paula.

»Das ist also Ihre bezaubernde junge Mitarbeiterin, von der man behauptet, sie sei eine geborene Detektivin und nicht so dumm wie die Tölpel von der Polizei, nicht wahr, Mr. Tweed?«

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte Paula schnell.

»Ich habe da gewisse Informationen. Alle meine bisherigen Erfolge in dieser Welt voller Idioten basieren auf meiner Fähigkeit, immer genau zu wissen, was passiert, was passiert ist und was passieren wird.«

Seine Stimme klang zwar heiser, war aber erstaunlich kräftig und lautstark.

»Worin genau bestand Holgates Aufgabenbereich hier bei Ihnen?«, fragte Tweed.

»Er war beim Sicherheitsdienst. Um es Ihnen gleich zu sagen, ich mochte ihn nicht sonderlich, weil er immer überall herumgeschnüffelt hat, aber Broden hielt große Stücke auf ihn.«

»Was meinen Sie mit ›herumschnüffeln‹?«, fragte Paula lächelnd.

»Er hat sich Akten geholt, die nicht zu seinem Aufgabenbereich gehörten. Außerdem hat er oft an Türen gehorcht und Gespräche belauscht, die ihn nichts angingen. Vielleicht hat man ihn ja exekutiert, weil er zu viel wusste.«

»Exekutiert?« Paula zeigte sich schockiert.

In dem Moment ging die Tür auf, und zwei Frauen kamen nacheinander herein. Newman gingen beim Anblick der ersten die Augen über.

»Darf ich vorstellen: meine Nichte Marienetta«, sagte Arbogast.

Marienetta, die Paula auf Anfang dreißig schätzte, durchquerte mit langen, eleganten Schritten den Raum. Sie war von umwerfender Schönheit, groß, blond und schlank, mit einem extravaganten Kurzhaarschnitt, der ihre regelmäßigen Gesichtszüge bestens zur Geltung brachte. Paula fielen vor allem die kräftige Nase und die ungleichen Lippen auf, von denen die untere breit und voll, die obere dünn und schmal war. Aber es waren die großen, grünen und durchdringend blickenden Augen, die sie am meisten faszinierten.

Als Marienetta auf Paula zutrat und ihr eine schlanke Hand hinstreckte, verwandelte sich ihr ernster

Gesichtsausdruck in ein strahlendes Lächeln. Sie umfasste Paulas Hand etwas länger als üblich.

»Sie haben einen festen Händedruck, Miss Grey«, bemerkte sie anerkennend. »Das lässt auf einen starken Charakter schließen. Ich habe mich auf die Begegnung mit Ihnen gefreut, und ich muss sagen, dass ich nicht enttäuscht bin.«

»Ich bin Bob Newman«, sagte Newman, der ebenso wie Tweed aufgestanden war.

»Der berühmte Auslandskorrespondent. Sie scheinen mir ein ehrgeiziger Mensch zu sein, habe ich Recht?« Dann trat sie auf Tweed zu und gab ihm die Hand. »Es freut mich ungemein, einen so außergewöhnlichen Mann wie Sie kennen zu lernen, Mr. Tweed.« Sie klang so, als ob sie es ehrlich meinte. »Sie gehören zu den seltenen Menschen, hinter deren eher unscheinbarer Fassade sich ein überragender Intellekt verbirgt. Aber in Ihrem Inneren haben Sie mehr Energie als ein Vulkan, das spüre ich.«

»Ich bin auch noch da«, meldete sich eine verärgerte Stimme zu Wort.

»Das ist meine Tochter Sophie«, sagte Arbogast.

Sophie war so groß und so schlank wie Marienetta, aber sie hatte dunkles, kräftiges Haar, eine hohe Stirn und eine Stupsnase. Ihre grauen Augen wirkten kalt, ihre scharfen Gesichtszüge aggressiv. Paula vermutete, dass sie immer schon im Schatten ihrer Kusine gestanden hatte. Auch wenn Marienetta es nicht darauf angelegt hatte, musste Sophie neben ihrer Schönheit und Persönlichkeit einfach verblassen. Paula lächelte Sophie freundlich an, während Arbogast seine Gäste vorstellte.

»Ich habe Sie wirklich nicht übersehen, als Sie ins Zimmer kamen«, sagte Paula wie zur Beruhigung. »Setzen Sie sich doch zu mir.«

»Normalerweise bietet mir hier niemand einen Platz an«, bemerkte Sophie, nachdem sie sich neben Paula niedergelassen hatte.

»Wir werden uns doch alle gut verstehen, oder nicht, Sophie?«, sagte Marienetta, die ein eng tailliertes, grünes Kleid mit goldfarbenem Gürtel und farblich abgestimmte grüne Schuhe mit mittelhohen Absätzen trug, während Sophie in einen beigefarbenen Rollkragenpullover und einen grauen Faltenrock gekleidet war. Nur ihre hochhackigen roten Schuhe fielen aus dem Rahmen. Der Kontrast zwischen den beiden Frauen hätte nicht größer sein können, und es bestand kein Zweifel, welche von beiden den besseren Geschmack in puncto Kleidung hatte.

»Ich werde jetzt eine Zigarette rauchen«, verkündete Sophie großspurig.

Paula sah, wie Arbogast den Mund öffnete, ihn aber auf ein Stirnrunzeln seiner Nichte hin wieder schloss, ohne etwas zu sagen.

»Nur zu«, sagte Marienetta, »aber gib mir auch eine. Vielen Dank.«

»Worüber habt ihr gerade geredet?«, wollte Sophie von ihrem Vater wissen. »Glaubt nur nicht, ich hätte nicht bemerkt, wie ihr abrupt verstummt seid.«

Arbogast kehrte an seinen Schreibtisch zurück und sah seine Tochter lange an. Als er endlich sprach, senkte sie den Blick und zog an ihrer Zigarette.

»Wir haben über Mord gesprochen«, antwortete Arbogast ohne Umschweife.

»Nettes Gesprächsthema«, sagte Sophie und blies eine Rauchwolke in den Raum. »Mit anderen Worten, ihr habt euch die Mäuler über den armen Adam zerrissen.«

»Stimmt, ich habe den Fall mit Mr. Tweed besprochen.«

»Adam ist nicht nur ein Fall«, stieß Sophie hervor. »Er ist ein Mensch oder zumindest war er einer.« Sie runzelte die Stirn. »Ich frage mich, was er wohl gespürt hat, als er enthauptet wurde.« Es hörte sich an, als würde sie über irgendein belangloses Thema plaudern. »Irgendwie muss das doch ein komisches Gefühl sein, wenn man plötzlich keinen Kopf mehr hat.«

»Ich glaube nicht, dass man da noch etwas spürt«, sagte Marienetta ruhig.

»Nun, Mr. Tweed«, meldete Arbogast sich wieder zu Wort, »ich habe Ihnen alles mitgeteilt, was ich über Holgate – also diesen Adam – weiß. Mehr kann ich Ihnen zu diesem Thema nicht sagen.« Er öffnete eine Schublade, während seine Besucher sich erhoben. »Heute ist übrigens Sophies Geburtstag, den wir mit einem Abendessen im Tree Creeper, einem äußerst empfehlenswerten Restaurant, feiern werden.« Er stand auf und reichte Tweed drei aufwändig gedruckte und geprägte Einladungskarten.

»Sophie und mir wäre es eine Ehre, wenn Sie uns dabei Gesellschaft leisten würden.«

»Aber nur, wenn Paula mitkommt«, sagte Sophie und drückte ihr die Hand. »Ich werde heute Abend übrigens eine Rede halten.«

»Unter den Gästen ist auch Sophies Freund, Black Jack Diamond. Der könnte Sie interessieren«, sagte Arbogast zu Tweed. Eines seiner Augen zuckte nervös.

Als sie das Büro verließen, hakte sich Marienetta bei Tweed unter und lächelte ihn an.

»Na, das war jetzt aber kein angenehmes Gesprächsthema«, sagte sie. »Damit Sie auf andere Gedanken kommen, müssen Sie sich unbedingt noch mein

Studio ansehen. Oder sollte ich besser sagen: mein Refugium? Dort erhole ich mich nämlich, wenn ich hier mal nicht die Verwalterin spielen muss.«

»Verwalterin?«, sagte Tweed.

»Ja, das ist mein Titel in dieser Firma. Ziemlich nichts sagend, finde ich. Aber mein Onkel wollte, dass ich hier ein bisschen nach dem Rechten sehe, und da habe ich mir einen Titel auserbeten, der meine Kompetenzen gegenüber den leitenden Angestellten nicht einschränkt. Verwalterin kann alles Mögliche bedeuten, und ich kann ungestraft meine Nase in jede Abteilung stecken. Auch in die Sicherheitsabteilung.« Sie lachte. »Deshalb ist es vielleicht auch nicht weiter verwunderlich, dass Broden mich nicht besonders leiden kann.«

Als sie den Lift betraten, sah Paula sich um. Newman folgte ihnen mit Sophie, auf die er ununterbrochen einzureden schien. Er lachte und grinste in einem fort, während Sophie den Kopf gesenkt hielt und schwieg.

Marienetta drückte auf den Knopf für das einhundertdritte Stockwerk und spielte mit der Computerkarte, die sie zum Öffnen der Aufzugstür verwendet hatte.

»Ihr Onkel scheint ja nicht allzu viel von Computern und anderen modernen Errungenschaften zu halten«, sagte Paula. »In seinem Vorzimmer wird noch auf Kugelkopfmaschinen geschrieben wie anno dazumal, und Internetanschluss scheinen Sie auch keinen zu haben.«

»Stimmt«, antwortete Marienetta lachend, während der Aufzug im hundertritten Stockwerk anhielt. »Onkel Roman weiß genau, wie leicht von der Konkurrenz beauftragte Hacker in ein Computersystem eindringen können. Und das Internet kann man sowieso vergessen. In dieser Hinsicht stimme ich voll und ganz mit ihm überein.

So, hier sind wir. Das ist mein Refugium.«

»Aber Magnetkarten anstelle von Schlüsseln verwenden Sie doch«, bemerkte Paula. Marienetta hatte inzwischen eine andere Karte aus der Tasche hervorgezogen und öffnete damit die Tür.

»Darauf haben mein Onkel und ich uns nur unter der Bedingung eingelassen, dass der Code für die Karten jeden Abend gewechselt wird. Treten Sie ein – aber erwarten Sie sich nicht zu viel.«

Sie führte Tweed und Paula in einen großen runden Raum, der einen langflorigen blauen Teppich aufwies und mit einer Trennwand in zwei Hälften geteilt wurde. Auch hier bestand die Einrichtung aus bequemen Sesseln und antiken Tischen. Marienetta nahm eine weitere Magnetkarte aus ihrer goldfarbenen Handtasche und öffnete damit die Tür in der Mitte der Trennwand.

»Hier drinnen befindet sich mein Allerheiligstes«, verkündete sie feierlich. »Nur wenige Besucher haben es je zu Gesicht bekommen, und Langweiler schon gar nicht«, fügte sie augenzwinkernd hinzu.

»Ich möchte was trinken«, sagte Sophie patzig und zog einen Schmollmund wie ein kleines Mädchen. Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Haare und blieb stocksteif stehen.

»Hier hast du ein Glas Wasser«, sagte Marienetta. »Bei mir gibt es keinen Alkohol.«

»Wasser mag ich nicht. Ich will in mein Büro zurück. Mach sofort die verdammte Tür auf.«

»Nimm dich zusammen, wir haben Besuch«, sagte Marienetta mit sanftem Tadel und öffnete ihr die Tür, die nach draußen führte.

Newman gab seiner Hoffnung Ausdruck, sie bald

wiederzusehen, aber Sophie rauschte an ihm vorbei, ohne ihn eines einzigen Blickes zu würdigen.

»Sie kann manchmal sehr launisch sein«, erklärte Marienetta freundlich, nachdem sie die Tür hinter Sophie zugeschlossen hatte. »Aber sie ist ein Genie, was Fragen der Sicherheit anlangt, und sie erfindet ständig neue Waffen.«

»Sophie interessiert sich für Waffen?«, fragte Tweed verblüfft.

»Ja, sie kann Ihnen bis ins Detail genau erklären, wie Marlborough die Schlacht von Ramillies gewonnen hat oder wie eine Wasserstoffbombe funktioniert. Sophie ist eine begnadete Naturwissenschaftlerin. Aber jetzt möchte ich Ihnen etwas zeigen.«

Nie hätten Tweed und seine Begleiter mit dem Anblick gerechnet, der sich ihnen in dem Raum hinter der Trennwand bot. Auf dem weiß gefliesten Boden standen Arbeitstische mit halb fertigen modernen Skulpturen sowie große Schalen mit Gips und jede Menge Bildhauerwerkzeug. Auf einer Staffelei entdeckte Paula ein lebensnahes Porträt von Roman Arbogast, auf dem Tisch daneben eine Palette mit Ölfarben und einen großen Keramiktopf, in dem zahlreiche Pinsel steckten.

»Haben etwa Sie das alles gemacht?«, fragte Paula, während Marienetta in einen weißen Kittel mit vielen Farbflecken schlüpfte.

»Ja, nur hier fühle ich mich wirklich wohl.«

Marienetta nahm einen Hammer und klopfte damit fest auf die Schulter einer Steinskulptur, die einen halb liegenden, halb sitzenden Mann darstellte. Der Arm brach ab, und Marienetta legte den Hammer mit einem Achselzucken auf den Tisch zurück.

»Mit der werde ich wohl noch einmal von vorn anfangen

müssen«, sagte sie.

Tweed war unterdessen an den Kamin getreten, auf dessen Sims eine kleine Skulptur stand. Er nahm sie vorsichtig in die Hand und drehte sich dann zu Marienetta um.

»Ist die auch von Ihnen?«

»Sie haben ein gutes Auge für Kunst, Mr. Tweed. Aber leider stammt diese Maquette nicht von mir, sondern von Henry Moore. Roman hat sie mir geliehen, zur Inspiration. Er hat dafür auf einer Auktion ein Vermögen gezahlt.«

»Eigentlich gehört so etwas ja in ein Museum«, sagte Tweed.

»Wie Recht Sie haben. Und wissen Sie, was? Ich hätte für mein Leben gern ein eigenes Museum. Vielleicht erfülle ich mir ja eines Tages diesen Traum.«

Während Tweed die wertvolle Maquette vorsichtig zurück auf den Kaminsims stellte, wanderte Paula zu der Staffelei mit dem Porträt von Arbogast. »Sie malen auch?«, fragte sie Marienetta, die ihr gefolgt war.

»Ach, ich dilettiere ein bisschen vor mich hin, wenn ich den Kopf für andere Sachen frei bekommen muss.«

»Es ist Ihrem Onkel sehr ähnlich. Sie haben ihn perfekt getroffen.«

»Drehen Sie das Bild um, auf der Rückseite ist noch ein Gemälde.«

Paula fasste das Bild am oberen Rand. Es war auf Karton gemalt, nicht auf Leinwand. Nachdem sie es umgedreht und zurück auf die Staffelei gestellt hatte, trat sie einen Schritt zurück und erschrak.

Auch das zweite Bild zeigte Roman, aber er sah fürchterlich darauf aus. Sein Gesicht war verzerrt und aufgedunsen, der Mund aufgerissen, sodass zwei Reihen

kleiner, spitzer Zähne zum Vorschein kamen. Der Ausdruck mörderischer Wut wurde noch dadurch verstärkt, dass eines der böse funkelnden Augen nach unten verrutscht war. Paula hatte das Gefühl, als würde sich das Gesicht gleich auf sie stürzen, um die Zähne in sie zu schlagen. Ihr Herz schlug schneller. Das Gemälde war wirklich Furcht einflößend.

»Als ich das gemalt habe, war Onkel Roman in ziemlich mieser Stimmung«, sagte Marienetta gelassen und drehte das Bild wieder um.

»Vielleicht hatte er etwas Schlechtes gegessen«, bemerkte Newman trocken, der Paula über die Schulter spähte.

Marienetta fing erst leise zu kichern an, ehe sie in schallendes Gelächter ausbrach und kaum mehr damit aufhören konnte. Schließlich tupfte sie sich den Mund mit einem seidenen Taschentuch und wandte sich an Newman.

»Ich mag Ihren Humor, Bob. Das war wirklich lustig.«

Paula warf Tweed einen Blick zu und bemerkte, dass er starr mitten im Zimmer stehen geblieben war und ein grimmiges Gesicht machte. So hatte Paula ihn selten erlebt.

### 3

Marienetta begleitete sie im Expressaufzug nach unten. Als sie aus dem Lift traten, wechselte sie kurz ein paar Worte mit einem uniformierten Wachmann. Tweed ging mit Paula bereits zum Ausgang, während Newman seinen hinterlegten Revolver und seine Munition wieder an sich nahm. Kurz vor der Drehtür kam Broden auf sie zu. Er hatte seinen grauen Businessanzug gegen eine Sportjacke aus grobem Stoff und Cordsamthosen eingetauscht. Dazu trug er kniehohe Lederstiefel. Wie ein echter Wildhüter, dachte Paula.

»Ich hoffe, es hat Ihnen bei unserem Katzenweib gefallen«, bemerkte er anzüglich.

»Katzenweib?«, sagte Paula.

»So nennt die Belegschaft Marienetta hinter ihrem Rücken. Jasper holt gerade Ihren Wagen, Newman.«

»Ihnen scheint nicht klar zu sein, wie weit Ihre Stimme trägt«, sagte auf einmal Marienetta, die sich unbemerkt zu ihnen gesellt hatte und Broden jetzt ein strahlendes Lächeln schenkte. »Aber hätten Sie nun vielleicht die Güte und würden draußen nachsehen, ob Mr. Tweed und seine Begleitung das Gebäude gefahrlos verlassen können?«

Broden presste die Lippen aufeinander und ging hinaus. Eine Minute später gab er grünes Licht, und die drei Besucher mussten wie zuvor einzeln die Drehtür passieren. Draußen auf der Straße packte Paula ihren Chef am Arm.

»Sehen Sie nur. Da drüben auf der anderen Straßenseite steht immer noch diese merkwürdige Frau.«

»Welche merkwürdige Frau?« Tweed war mit seinen

Gedanken ganz woanders.

»Die kleine unscheinbare Frau mit dem hellgrünen Mantel und dem dunklen Pelzhut.«

»Wie ich vorhin schon sagte, in London gibt es die seltsamsten Gestalten.«

»Welche Frau meinen Sie denn?«, wollte Broden wissen, der neben die beiden getreten war. »O ja, ich sehe sie. War sie etwa schon da, als Sie kamen?«

»Da bin ich mir jetzt plötzlich gar nicht mehr so sicher«, erwiderte Paula rasch. »Wahrscheinlich ist es auch nicht so wichtig.«

»Jasper«, rief Broden dem Portier zu, »überprüfen Sie doch mal die Frau mit dem Pelzhut da drüben auf der anderen Straßenseite. Ich will wissen, was sie dort zu suchen hat.«

Broden verschwand wieder im Gebäude, während Tweed die Treppe hinabging und dann auf dem Beifahrersitz von Newmans Wagens Platz nahm. Paula spähte noch einmal neugierig zu der kleinen Frau hinüber, aber dann fuhr Newman bereits los und bog gleich darauf in eine Seitenstraße ab.

»Ich hoffe, Jasper entdeckt ihre Kamera nicht«, sagte Paula.

»Welche Kamera?«, fragte Tweed und drehte sich um.

»Die Frau hatte eine kleine Kamera in der Hand. So eine, wie ich sie auch habe. Sie hat damit in dem Moment Fotos gemacht, als wir gekommen sind. Auch gerade bei unserem Abschied.«

»So was ist nicht verboten«, sagte Tweed. »Sagen Sie mir lieber, was Sie von den Arbogasts halten.«

»Eine sehr ungewöhnliche Familie. Man konnte in Roman Arbogasts Büro geradezu spüren, wie viel Hass in

der Luft lag.«

»Sophie fühlt sich offensichtlich vernachlässigt«, meinte Newman. »Aber irgendwie mochte ich sie. Sie ist sehr intelligent, auch wenn sie auf den ersten Blick wie eine graue Maus erscheint.«

»Marienetta war aber sehr nett zu ihr.«

»Das mag ja alles sein, aber offenbar ist Ihnen beiden nicht aufgefallen, dass eine Sache mit keinem Wort erwähnt wurde. Arbogast hat nicht ein Wort über den Besuch des amerikanischen Vizepräsidenten verloren. Dabei bin ich davon überzeugt, dass Straub mit Roman Arbogast verabredet war. Mit wem hätte er sonst sprechen wollen? Welche Verbindung besteht wohl zwischen diesen beiden Männern?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass Arbogast großen Einfluss auf die Wählerstimmen in den Vereinigten Staaten hat«, stellte Newman nüchtern fest. »Und Wählerstimmen sind schließlich das Einzige, was Politiker interessiert. Wahrscheinlich steckt etwas ganz Banales hinter diesem Besuch.«

»Wer weiß«, sagte Tweed.

Auch auf dem Rückweg steckten sie wieder im Stau. Vor ihnen reihte sich, so weit das Auge reichte, eine schier endlose Schlange von Stoßstange an Stoßstange stehenden Autos, die zwischen den rechts und links der Straße aufragenden Hochhäusern zum Stillstand gekommen waren. Auf den Trottoirs drängten sich die Fußgänger, und vor einem Schnellimbiss standen ein paar junge Mädchen und verschlangen wenig appetitliches Fastfood aus fettigen Papiertüten.

Paula verzog angewidert das Gesicht. »So etwas kann doch nicht gesund sein.«

Sie ließ das Fenster auf ihrer Seite nach oben fahren. Der Himmel war dunkel und wolkenverhangen, und über der Stadt lag eine dichte Dunstglocke aus Abgasen und Benzindämpfen.

»Das Leben in London wird allmählich zur reinsten Hölle«, sagte sie.

»Apropos Hölle«, sagte Newman. »Was sagen Sie denn zu Marienettas zweitem Porträt von ihrem Onkel? Da sieht er ja aus wie der Leibhaftige.«

»Wie ein richtiges Ungeheuer«, stimmte Paula ihm zu.

»Meiner Ansicht nach hat sich Marienetta, wie viele andere Maler auch, von berühmten Künstlern inspirieren lassen«, erklärte Tweed. »Bei der Malerei von Picasso und bei der Bildhauerei von Henry Moore.«

»Picasso hat selbst in seinen schlimmsten kubistischen Phasen nie so schreckliche Bilder gemalt wie dieses Porträt von Roman Arbogast.«

Zum Glück löste sich der Stau langsam auf, und nach einiger Zeit waren sie wieder in die Park Crescent zurückgekehrt. Dort saß wartend ein Mann auf der Treppe vor dem Eingang.

»Der hat mir gerade noch gefehlt«, stöhnte Newman.

»Das ist Sam Snyder, leitender Kriminalreporter bei der Daily Nation. Ein elender Schnüffler, der zwar gut ist – das muss der Neid ihm lassen –, aber völlig skrupellos, wenn es um die Gefühle anderer geht. Lassen Sie ihn bloß nicht rein, Tweed.«

Tweed stieg als Erster aus dem Wagen und ging raschen Schrittes die Treppe hinauf, als der Reporter ihn ansprach.

»Mr. Tweed. Vielleicht interessiert es Sie, zu erfahren, dass der erste Mord in Maine morgen groß in der Zeitung steht. Ich bin nämlich gerade aus den Staaten

zurückgekommen.«

Tweed blieb wie angewurzelt stehen. Er hatte gerade auf den Klingelknopf drücken wollen, hielt aber mitten in der Bewegung inne und starrte den Reporter an.

»Welcher Mord?«

»Der an dem Hausmeister, dem man in diesem Kaff namens Pinedale den Kopf abgeschlagen hat. Südlich von Portland. Der Kopf ist immer noch nicht aufgetaucht. Genau wie bei Holgate.«

»Und darüber möchten Sie jetzt mit mir sprechen? Aber kommen Sie erst mal mit nach oben«, sagte er und drückte auf die Klingel.

Paula wechselte einen kurzen Blick mit Newman, als sie den beiden Männern in Tweeds Büro folgte. Newman verdrehte nur die Augen, als wollte er sagen: Tweed hat sich mal wieder einwickeln lassen, aber Paula drückte ihn am Arm und flüsterte leise: »Keine Angst, Tweed weiß schon, was er tut ...«

Im Büro saß Monica immer noch vor dem Computer. Tweed bot seinem Besucher einen der Sessel an und nahm selbst hinter seinem Schreibtisch Platz.

»Ich bin Sam Snyder ...«

»Ich weiß, aber ich befürchte, ich habe nicht viel Zeit für Sie. Also, was haben Sie mir zu sagen? Ich höre.«

»In meinem Artikel wird auch stehen, dass der amerikanische Vizepräsident etwas außerhalb von Pinedale ein heruntergekommenes Anwesen besitzt.«

»Dann wird ihm Ihr Artikel sicherlich nicht gefallen«, sagte Tweed. »Straub ist ja gerade in London eingetroffen.«

»Ich gebe nur die Fakten wieder. Aber eines ist doch interessant: Vor drei Tagen kommt Russell Straub hier an,

und gestern hat man Adam Holgates kopflose Leiche in der Nähe von Bray gefunden.«

»Stellen Sie in Ihrem Artikel etwa eine Verbindung zwischen den beiden Ereignissen her?«

Snyder lächelte. Er war in der Tat eine bemerkenswerte Erscheinung mit seinem langen, ausgezehrten Raubvogelgesicht. Seine Nase erinnerte Paula an den Bug eines Eisbrechers, und die dunklen Augen erschienen ihr tief und unergründlich. Er drückte sich äußerst gewählt und bestimmt aus, und seine aufrechte Haltung machte es schwer, sein wahres Alter zu schätzen. War er vierzig, fünfzig oder gar sechzig Jahre alt? Als Paula später Newman danach fragte, antwortete er ihr, dass Snyder immer schon alterslos gewesen sei. Obwohl er seine Arroganz verabscheue, könne er aber nicht umhin, die beruflichen Qualitäten des Reporters neidlos anzuerkennen.

»Ob ich eine Verbindung zwischen bestimmten Ereignissen herstelle, Mr. Tweed?« Wieder erschien dieses eigenartige Lächeln auf Snyders Gesicht. »Selbstverständlich nicht. Ich stelle in meinem Artikel lediglich die Fakten dar.«

»Wieso sind Sie eigentlich nach Amerika geflogen?«

»Vor ein paar Tagen habe ich in der *New York Times* einen langen Artikel über den ersten Mord gelesen. Das war noch vor dem Verbrechen an Adam Holgate. Mir ist dabei aufgefallen, dass der Gerichtsmediziner – oder Medical Examiner, wie er drüben heißt – extra aus Boston geholt wurde. Warum hat man nicht den Leichenbeschauer aus Portland genommen? Ich war gerade mal vierundzwanzig Stunden drüben und bin gleich wieder zurückgefliegen. Gestern hat mich dann jemand von der amerikanischen Botschaft angerufen, einer von der

Auslandsabteilung des FBI. Das hat schließlich den Ausschlag gegeben, dass ich den Artikel geschrieben habe.«

»Und was hat der Mann vom FBI von Ihnen gewollt?«

»Keine Ahnung, ich habe den Anruf nicht persönlich entgegengenommen. Der Pathologe aus Boston hieß übrigens Dr. Ramsey, er soll eine ziemliche Kapazität auf seinem Gebiet sein.«

»Was genau hat denn nun Ihr Misstrauen geweckt? Haben Sie noch etwas anderes herausgefunden außer der Tatsache, dass der Gerichtsmediziner extra aus Boston kam?«

»Und ob. Etwas außerhalb von Pinedale gab es bis vor kurzem ein Sanatorium für Geisteskranke. Ein Heim von der Sorte, in das reiche Leute ihre unliebsamen Verwandten abschieben, wenn die nicht mehr ganz richtig im Kopf sind. Hank Foley, der enthauptete Hausmeister, hat dort gearbeitet. Kurz nachdem er ermordet wurde, ist dieses Heim bis auf die Grundmauern abgebrannt. Zum Glück waren keine Patienten mehr im Haus. Seine Besitzer, ein Ehepaar namens Bryan, sind seitdem verschwunden, und keiner scheint zu wissen, wohin.«

»Wirklich äußerst verdächtig«, bemerkte Tweed.

»Nun, Sir, ich war offen zu Ihnen. Jetzt sind Sie dran. Was haben Sie denn herausgefunden, als Sie gestern Nacht mit Chief Superintendent Buchanan in Bray waren?«

»Ihnen scheinen da irgendwelche Gerüchte zu Ohren gekommen zu sein, Mr. Snyder.«

In diesem Augenblick läutete das Telefon. Monica meldete sich, lauschte und gab Tweed zu verstehen, dass es für ihn sei. Er nahm seinen Hörer ab, nachdem Monica den Anruf weitergeleitet hatte, und schob seinen Stuhl

näher an die Wand. Snyder, der Newman noch immer keines Blickes gewürdigt hatte, stand unterdessen auf und betrachtete interessiert einen gerahmten Druck, der an der Wand neben Paulas Schreibtisch hing. Paula fiel auf, dass er ein Jackett und eine Hose aus grobem Tweed trug, dazu eine farbenfrohe Krawatte, auf der spielende Füchse abgebildet waren. Er sah eher aus wie ein Landadeliger und weniger wie ein Großstadtreporter.

»Diesen Druck finde ich ausgesprochen schön. Ein Turner. Haben Sie den ausgesucht?«, fragte er Paula mit einem liebenswürdigen Lächeln.

»Ja, habe ich.«

»Sie haben einen ausgezeichneten Geschmack. Das ist Perugia, nicht wahr? Dachte ich es mir doch. Turner konnte wie kein anderer Atmosphäre wiedergeben. Die Festung auf dem Berg strahlt Stärke und Macht aus. Meinen Glückwunsch.«

»Vielen Dank.«

Snyder kehrte wieder zu seinem Sessel zurück.

Tweed hatte sich mittlerweile von seiner Überraschung erholt, Roman Arbogasts kehlige Stimme zu vernehmen.

»Tweed, ich möchte Sie und Ihre beiden Freunde nur noch einmal an Sophies Geburtstag heute Abend erinnern. Es werden auch noch andere illustre Gäste anwesend sein.«

»Wir werden gern kommen ...«

Dann wurde aufgelegt. Arbogast war nicht der Mensch, der für sinnloses Geplapper mehr Zeit als nötig verschwendete.

»Wie ist denn nun Ihre Meinung zu dem grässlichen Mord an Holgate?« Snyder schien nicht locker lassen zu wollen.

»Ich habe mir bisher noch keine gebildet.«

»Sie sind wirklich ein harter Brocken«, meinte Snyder, wieder arrogant wie eh und je. »Ich glaube, ich mache mich lieber wieder auf die Socken. Ich habe nämlich ganz überraschend eine Einladung zur Geburtstagsparty von Sophie Arbogast erhalten. Wahrscheinlich erwartet ihr Vater, dass ich einen Artikel über die Fete schreibe.«

Tweed spielte mit seinem Kugelschreiber herum. »Ich habe gehört, dass unter den Gästen auch Russel Straub sein soll. Ich dachte mir, ich warne Sie lieber.«

»Die Zeitung mit meiner Story erscheint erst in der morgigen Ausgabe.«

»Die man aber am Abend zuvor schon kaufen kann«, sagte Tweed. »Straub scheint mir die Sorte Politiker zu sein, die für alles und jedes einen Berater hat. Da kann es leicht sein, dass man ihm vorab ein Exemplar besorgt.«

»Na und? Wenn Straub dort ist, werde ich erst recht hingehen.« Snyder hielt kurz inne. »Wissen Sie eigentlich, dass man Sie bis hierher verfolgt hat? Die Männer in dem Wagen sahen mir sehr nach Special Branch aus.«

»Ist doch schön, wenn man so beschützt wird«, erwiderte Tweed und verbarg geschickt seine Überraschung.

»Ich muss schon sagen, da gehen wirklich seltsame Dinge vor sich.« Snyder stand auf. »Drüben in Maine bin ich nur auf eine Mauer des Schweigens getroffen. Keiner wollte mit mir reden, alle waren schrecklich nervös. Also, passen Sie gut auf sich auf. Wir bleiben in Verbindung, Tweed ...«

Snyder lehnte Tweeds Angebot, ihn nach unten begleiten zu lassen, dankend ab und ging.

Eine Weile sagte keiner ein Wort. Es war Paula, die

schließlich, mit einem Blick zu Newman hinüber, das Schweigen brach.

»Sie haben die ganze Zeit über kein Wort zu ihm gesagt«, bemerkte sie.

»Und? Er hat schließlich auch nicht mit mir gesprochen.«

»Immerhin war Snyder unser Gast. Es wäre Ihnen kein Zacken aus der Krone gefallen, wenn Sie ihn wenigstens begrüßt hätten. Wo bleiben Ihre Manieren, Bob?«, sagte sie echauffiert. »Dass Sie ihn nicht leiden können, darf in diesem Fall keine Rolle spielen. Zu mir war er übrigens sehr nett, wie Sie ja selbst gehört haben.«

»Ich hoffe, Sie haben Ihren Smalltalk mit ihm genossen«, versetzte Newman ironisch.

»Ach, lassen Sie mich in Ruhe«, schnaubte Paula.

Wieder läutete das Telefon. Monica ging ran und sagte dann zu Tweed: »Es ist für Sie – Chief Superintendent Buchanan.«

»Hallo, Roy«, meldete sich Tweed. »Wie geht es Ihnen?«

»Bescheiden. Man hat mir den Fall Holgate entzogen und mir verboten, auch nur einen meiner Männer darauf anzusetzen. Und jetzt raten Sie mal, wo der Befehl herkam. Vom Commissioner höchstpersönlich. Mit der Begründung, der Fall gehe nur die Polizei in Berkshire etwas an. Er hat überhaupt nicht mit sich reden lassen – als ob der Befehl von ganz oben gekommen ist. Aber Sie werden doch hoffentlich an dem Fall dranbleiben, oder?«

»Und ob. Nach allem, was Sie mir eben gesagt haben, schon gleich dreimal. Was geht da nur vor sich, Roy?«

»Aus irgendeinem Grund soll der Mord an Holgate unter den Teppich gekehrt werden. Aber wer sollte ein echtes

Interesse daran haben? Ich weiß es nicht. Die Verantwortlichen müssen jedenfalls ziemlich weit oben sitzen – irgendjemand hat den Commissioner offensichtlich unter Druck gesetzt. Jemand, der sehr mächtig ist. Sobald ich mehr weiß, melde ich mich wieder bei Ihnen. Falls Sie sich mit mir in Verbindung setzen wollen, rufen Sie mich zu Hause an. Ich muss jetzt los ...«

Nachdem Tweed aufgelegt hatte, erzählte er den anderen, was Buchanan gesagt hatte.

Paula war außer sich vor Wut. »Buchanan ist der beste Polizeibeamte von ganz Scotland Yard.«

»Was höchstwahrscheinlich genau der Grund ist, weshalb sie ihn kaltgestellt haben – wer immer auch dahinter steckt. Ach, übrigens ... ich will nicht, dass Sie beide sich streiten. Ist das klar?«

»Tut mir Leid«, sagte Paula.

»Mir auch«, fügte Newman hinzu. »Wie fanden Sie eigentlich Snyder? Er hat doch tatsächlich gehofft, er könnte Ihnen irgendwelche nützlichen Informationen entlocken. Wie dumm von ihm.«

»Aber woher wusste er, dass wir in Bray waren?«, fragte Paula verwundert.

»Er hat jede Menge Informanten«, erklärte Newman.

»Unter anderem auch bei der Polizei. Und er verfügt über ein schier unerschöpfliches Spesenkonto. Zweihundert Pfund auf die Hand, und einer von den Polizisten aus Bray macht bestimmt den Mund auf. So weit ist es schon gekommen.«

»Was halten Sie eigentlich von Snyder?«, wandte Tweed sich an Paula. »Ihre Meinung kenne ich ja, Bob.«

»Ich halte ihn für einen ausgesprochen intelligenten Menschen. Und für einen, der nicht locker lässt, wenn er

meint, einer wichtigen Geschichte auf der Spur zu sein. Ich glaube, er wird weiter an dem Fall dranbleiben.«

»Snyder hat in der Tat ein paar Dinge gesagt, die mir sehr interessant erscheinen«, sagte Tweed und schaute nachdenklich aus dem Fenster. »So allmählich beginnt sich ein Bild zu formen. Ein sehr seltsames Bild.«

»Das Sie uns aber leider noch vorenthalten müssen«, mutmaßte Paula. Sie stand auf, stellte sich ans Fenster und spähte durch die dichten Stores. »Da draußen steht ein Wagen, der uns vom ACTIL-Gebäude bis hierher gefolgt ist. Ein brauner Volvo mit einem Mann am Steuer.«

»Wahrscheinlich von der Special Branch«, sagte Newman. »Ist Harry Butler im Haus?«

»Ja, er ist da«, antwortete Monica.

»Könnten Sie ihn anrufen und bitten, hinauszugehen und den Fahrer zu überreden, ein Stück weiter zu fahren?«

»So wie ich Harry kenne, tut mir der arme Kerl in dem Volvo jetzt schon Leid«, sagte Paula und lachte.

Harry Butler war nur eins fünfundsechzig groß, aber fast ebenso breit. Seinem Gesicht war meistens keine Regung anzusehen, und jeder Ganove machte einen weiten Bogen um ihn. Seine schwere Windjacke war schon ziemlich schäbig und abgetragen, und seine stämmigen Beine steckten in billigen Jeans. Klobige Stiefel vervollständigten seinen Aufzug.

Harry verließ das Gebäude durch den Hinterausgang und schlich sich lautlos an den geparkten Volvo heran. Obwohl es bereits dunkel wurde, konnte er durch die Heckscheibe den gedrungenen Rücken des Fahrers sehen, der mit einem Feldstecher die Fenster von Tweeds Büro beobachtete.

»Na, dann wollen wir mal«, sagte Harry und begab sich auf die Fahrerseite, wo er an die Scheibe klopfte. Der rundliche Fahrer ließ den Feldstecher sinken und funkelte Butler, der mit dem Fingerknöchel an die Scheibe trommelte, aus kleinen Augen böse an. Als er endlich das Fenster herunterfuhr, streckte ihm Butler, ohne lange zu fackeln, die geballte Faust entgegen.

»Was soll das?«, knurrte der Fahrer.

»Das hier ist ein anständiges Viertel«, erwiderte Harry frohgemut. »Für Spanner haben wir hier nicht viel übrig. Wahrscheinlich läuft dir der Geifer nur so aus dem Mund, wenn du irgendein armes Ding unter der Dusche beobachtetest. Sieh zu, dass du wieder in das elende Loch im East End zurückkommst, aus dem du gekrochen bist. Zisch ab, Kamerad.«

Der Mann drückte auf den Knopf, um das Fenster zu schließen, aber Harrys starke Arme hielten dem Druck der Scheibe stand. Entnervt gab der Fahrer auf und stierte Harry böse an. »Nimm gefälligst deine Pranken von meinem Wagen.«

»Apropos Pranken«, sagte Butler. »Ich habe einen ziemlich nervösen Daumen.« Er öffnete die rechte Faust und zeigte dem Fahrer eine kleine Sprühdose mit Tränengas, die direkt auf dessen Gesicht zielte. Harry ließ den Daumen zucken. »Siehst du das? Das ist Tränengas. Ich brauche nur hier draufzudrücken, und du kriegst eine volle Ladung ins Gesicht. Der letzte Spanner hat über eine Woche nichts mehr gesehen. Und weh tut es auch. Sauweh sogar.«

»Das ist doch verboten«, sagte der Fahrer kleinlaut und startete auf die kleine Sprühdose.

Butler lächelte milde. »Deine Aussage gegen meine. Aber bevor du überhaupt was aussagen kannst, brüllst du

erst mal vor Schmerzen. Also, sei vernünftig. Du musst doch nur den Zündschlüssel umdrehen und wegfahren.«

»Dein Gesicht werde ich mir merken«, fauchte ihn der Fahrer an.

»Tu das. Aber bete zu deinem Herrgott, dass du mir nicht eines Tages in einer dunklen Gasse über den Weg läufst. Und jetzt sieh zu, dass du Leine ziehst, Sohnemann ...«

Der Mann griff nach dem Zündschlüssel, startete den Wagen und trat aufs Gas. Um ein Haar hätte er Butler angefahren, aber der hatte schon damit gerechnet und war schnell zur Seite gesprungen. Grinsend stand er auf dem Bürgersteig, während der Wagen weiter hinaus auf die Straße schoss, wo er mit einem vorbeifahrenden Mercedes kollidierte. Auf dem Rückweg zur Zentrale des SIS sah Butler, wie die beiden Fahrer einander erbost mit den Fäusten drohten.

»Was heutzutage so alles die Straßen unsicher macht«, sagte er kopfschüttelnd.

»Der braune Volvo ist gerade weggefahren und dabei mit einem anderen Wagen zusammengestoßen«, berichtete Paula, während sie wieder an ihrem Schreibtisch Platz nahm.

»Das wundert mich ganz und gar nicht«, sagte Newman.

»Harry Butler hat eine Menge Tricks drauf. Ich habe den Volvo übrigens im Rückspiegel bemerkt, als wir vom ACTIL-Gebäude zurückgefahren sind, ihn aber nicht für weiter erwähnenswert gehalten.«

»Es hat sich ja auch alles geklärt, Bob«, sagte Tweed.

»Ach übrigens, als wir uns heute vom ihm verabschiedet haben, hat Roman Arbogast erwähnt, dass ein gewisser

Black Jack Diamond, ein Freund von Sophie, ebenfalls Gast bei der Geburtstagsfeier sein wird. Ich habe den Namen zwar schon gehört, weiß aber nur wenig über den Mann.«

»Da kann ich Ihnen weiterhelfen. Ehrlich gesagt, ich wundere mich ein wenig über Sophies Geschmack in puncto Männer. Dieser Typ sieht zwar umwerfend gut aus, aber er ist ein Schürzenjäger, wie er im Buche steht. Er soll auch ziemlich sportlich sein. Außerdem war er mal ein notorischer Spieler, der sich viel im Templeton's in Mayfair herumgetrieben hat. Vor allem Blackjack hatte es ihm angetan – daher auch sein Spitzname. Sieht so aus, als hätte er ein goldenes Händchen, so oft wie er riesige Summen gewonnen hat. Einmal musste der Club sich sogar in einem Panzerwagen von der Bank Nachschub an Bargeld kommen lassen, weil Black Jack sie völlig abgezockt hat. Er ist dabei so reich geworden, dass er sich danach das Templeton's kaufen konnte. Seit er dort der Besitzer ist, hat er schlagartig mit dem Spielen aufgehört. Diamond ist übrigens sein richtiger Vorname.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Roman Arbogast seiner Tochter den Umgang mit solchen Existenzen erlaubt«, bemerkte Paula. »Wie heißt der Kerl denn mit Nachnamen?«

»Arbogast. Er ist sein Cousin. Und was Papas Erlaubnis angeht, so glaube ich nicht, dass Sophie lange danach fragt. Sie scheint mir einen starken Willen zu besitzen und nur das zu tun, was ihr beliebt ...«

»Mir ist dieser Black Jack Diamond noch nie über den Weg gelaufen«, sagte Paula nachdenklich.

»Da haben Sie nichts versäumt«, beeilte Newman sich zu sagen. »Er ist ein ziemlich gefährlicher Bursche. Der typische Sohn eines reichen Vaters, einer, der sich

einbildet, dass ihm die ganze Welt gehört. Sein Onkel Alfred, Roman Arbogasts Vater, war im Waffengeschäft. Roman hat ihn ausbezahlt, als der sich zur Ruhe setzte. Armaments steht wie gesagt für Waffen und daher das A in ACTIL. Die Fabrik liegt übrigens drüben in den Staaten.«

»Wo genau?«, wollte Tweed wissen.

»In Boston.«

## 4

»Ladies and Gentlemen, der Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika, der ehrenwerte Russell Straub.«

Die Augen aller Anwesenden, die an mehreren runden Tischen im ersten Stock des Restaurants Tree Creeper saßen, richteten sich auf die Eingangstür. Zuerst erschienen zwei Leibwächter in grauen Anzügen, die sich links und rechts der Tür postierten, dann kam eiligen Schrittes der in einen Smoking gekleidete Russell Straub herein. Er hob beide Arme, und unter den Gästen brandete Beifall auf. Straub blieb mit erhobenen Armen stehen, während der Applaus anhielt.

»Was für ein selbstverliebter Fatzke«, flüsterte Newman, der gleich neben Paula saß.

»Psst«, zischte Paula. »Hey, Sie klatschen ja gar nicht richtig.«

Newman, der ein gelangweiltes Gesicht machte, bewegte seine Hände wie in Zeitlupe. Straub stand immer noch am oberen Ende der Stufen, die in den Saal hinunterführten, und setzte ein breites Grinsen auf. Der Applaus steigerte sich noch einmal.

»Dieses Grinsen sieht aus, als hätte es ihm jemand aufgemalt«, flüsterte Newman.

»Sie sind wirklich unverbesserlich, Bob«, meinte Paula, konnte sich ein Schmunzeln aber nicht verkneifen.

Straub war groß und schlank und hatte dunkelbraunes Haar, das er straff nach hinten gekämmt hatte. Unter dunklen, schmalen Augenbrauen blickte ein Paar stechender Augen hervor. Seine Nase war lang und spitz, um den Mund hatte er einen böartigen Zug, und das Kinn

ließ auf eine gewisse Sturheit schließen. Als er die Stufen herabstieg, breitete er die Arme aus, als wollte er alle Anwesenden umarmen.

»Fehlt nur noch, dass er uns alle nacheinander abschmatzt«, bemerkte Newman trocken.

»Pst, nicht so laut«, ermahnte ihn Paula nochmals.

Man führte Straub zu seinem Tisch am anderen Ende des Raumes, wo er erst einmal allen, die dort saßen, die Hand schüttelte. Die meisten erhoben sich dabei von ihrem Platz, nur Roman Arbogast, der sich lediglich in seinem Stuhl umdrehte und dem Amerikaner lässig die Hand gab, blieb sitzen. Straub beugte sich zu ihm herab und sagte etwas, was Arbogast mit einem Nicken quittierte. Dann erst nahm Straub neben Sophie Platz, ließ sich von einem seiner Leibwächter ein Päckchen geben und überreichte ihr sein Geschenk, das in ein mit dem amerikanischen Sternenbanner bedrucktes Papier eingewickelt war.

»Wie dezent«, sagte Newman stichelnd.

»Da muss ich Ihnen Recht geben«, bestätigte der Mann, der neben Paula saß. Sie schaute auf sein Tischkärtchen und erschrak. Der hoch gewachsene, gut aussehende Mann war Black Jack Diamond. »Er hätte wenigstens den Union Jack nehmen können«, fuhr er fort, »aber was kann man von einem ignoranten Politiker wie ihm schon groß erwarten.«

»Gut gebrüllt, Löwe«, sagte Marienetta, die Black Jack Diamond gegenüber saß und lachte. »Wie ich sehe, gibt es heute Hühnchen Maryland. Wollen wir mal hoffen, dass es frisch ist, wo es doch einen so weiten Weg hinter sich hat.«

Wieder lachte sie, und Newman und Black Jack stimmten mit ein.

»Hoffentlich war es nicht länger als sechs Monate in der

Gefriertruhe«, sagte Black Jack. »Die Amerikaner sind schließlich dafür bekannt, dass sie alles einfrieren. Wahrscheinlich entsorgen sie so auch ihre abgehalfterten Politiker, so wie wir hier in England die unsrigen in das Wachsfigurenkabinett von Madame Tussaud stellen.«

Newman, der gerade einen Schluck Wein getrunken hatte, erstickte fast vor Lachen. Paula war es peinlich, dass sie zwischen zwei so ungehobelten Kerlen sitzen musste. Marienetta schien zu spüren, was in ihr vorging, denn als ihr Tischherr aufstand und sich entschuldigte, winkte sie Paula zu und klopfte mit der Hand auf den frei gewordenen Platz.

Nachdem bereits Vorspeise und Hauptgang des Menüs serviert worden waren, hatten sich immer mehr Gäste durch die Falttür am Ende des Raumes in den anschließenden Tanzsalon begeben. Die Kapelle spielte einen schnellen Foxtrott. Als Paula aufstand, um sich neben Marienetta zu setzen, erhob sich Black Jack rasch und nahm ihren Arm.

»Darf ich bitten?«, fragte er. »Es wäre mir eine große Ehre, mit einer so gut aussehenden und intelligenten Frau wie Ihnen tanzen zu dürfen.«

Paula zögerte einen Augenblick. Jetzt bereute sie es, dass sie sich für ein großzügig dekolletiertes, schulterfreies, knielanges Kleid entschieden hatte. Black Jack hatte zwar schon ziemlich viel Wein getrunken, aber sie konnte seine Bitte unmöglich abschlagen. Als sie auf der Tanzfläche waren, legte er ihr auch sogleich eine Hand auf die nackte Schulter, schlang ihr den anderen Arm um die Taille und presste sie fest an sich.

Während sie miteinander tanzten, betrachtete Paula den Mann genauer. Black Jack hatte die Figur eines Dressmans, aber ein faltiges Gesicht, das irgendwie nicht

dazu passen wollte. Die Stirn war klassisch geformt, die Augen waren seltsam groß und unergründlich, und das dicke, blonde Haar trug er im Nacken ziemlich lang. Außerdem hatte er eine große Nase, und seine vollen Lippen umspielte ein grausamer Zug. Während seine Hand immer heftiger ihre Schulter streichelte, lächelte Paula ihn an.

»Entschuldigen Sie bitte, aber ich habe eine sehr empfindliche Haut, die es nicht verträgt, wenn sie so fest angefasst wird.«

Black Jack lockerte den Griff, brachte dafür aber sein Gesicht ganz nahe an ihres. »Gut, das zu wissen«, flüsterte er. »Ich verspreche Ihnen, dass ich später daran denken werde. Ich werde sanft wie ein Lamm zu Ihnen sein.«

»Was meinen Sie mit später?«

»Diese Party ist doch stinklangweilig«, sagte er mit einer Stimme, die schon etwas undeutlich klang. »Da hinten ist der Notausgang. Wir könnten verschwinden und in meine kleine Wohnung am Eaton Square gehen. Ich verspreche Ihnen eine Nacht, die Sie niemals vergessen werden.«

»Vielen Dank für das Angebot, aber mir gefällt es hier recht gut.«

»Will Ihnen mal 'n Geheimnis verraten«, sagte Black Jack mit schwerer Zunge. »Man hat mir zehntausend Pfund angeboten, wenn ich einen Mann namens Tweed mal richtig vermöble. Ist doch Ihr Boss, oder? Und Sie sind seine Sekretärin oder so was.«

»Wenn Sie meinen ... Aber dass Sie Tweed vermöbeln sollen, ist doch ein schlechter Scherz, oder?«

»Nö. Er ist 'n paar hohen Tieren in die Quere gekommen. Wenn ich mit ihm fertig bin, kann er drei Wochen lang nicht mehr richtig laufen, das versprech ich Ihnen. Na los, seien Sie keine Spielverderberin, und

zeigen Sie mir, wo er sitzt, wenn wir zurück zu den anderen gehen.«

Obwohl Paula nur ein Glas Wein getrunken hatte, spürte sie, wie sie innerlich zu zittern begann. Ihr scharfer Verstand arbeitete auf Hochtouren. Wie sollte sie bloß mit dieser verrückten Situation fertig werden? Hatte Black Jack die Wahrheit gesagt? Sie bemerkte, wie er sie mit seinen merkwürdigen Augen unablässig anstarrte. Vermutlich versuchte er, ihre Reaktion zu ergründen.

»Ich werde sehen, was sich machen lässt«, sagte sie.

Kurz darauf gingen sie in den Saal zurück. Black Jack blieb stehen, und Paula drehte sich nach ihm um. Sie sah, dass eine junge, vulgär gekleidete Blondine ihn in ein Gespräch verwickelt hatte. Paula eilte an ihren Tisch zurück. Nur Newman bemerkte, wie sie seine Tischkarte nahm und in ihre Handtasche steckte.

»Was ist los?«, fragte Newman.

Paula flüsterte ihm etwas ins Ohr. Das Klingen der Gläser und die angeregte Unterhaltung der Gäste waren so laut, dass niemand mitbekam, was sie ihm sagte.

»Black Jack hat zehntausend Pfund bekommen, um Tweed zu verprügeln, aber ich glaube nicht, dass er weiß, wie Tweed aussieht. Er hat mich gefragt, ob ich ihn ihm zeigen kann, und ich werde nachher auf Sie deuten.«

»Gute Idee. Mit diesem Kerl werde ich mit links fertig.«

Tweed saß am selben Tisch wie Arbogast und trank gerade einen Kaffee, als Paula auf ihn zutrat.

»Wenn Sie später gehen, dann nehmen Sie Newman mit. Unbedingt. Es geht um Ihre Sicherheit«, flüsterte sie ihm zu.

Arbogast, der sich angeregt mit seiner schönen Tischdame unterhalten hatte, wandte sich nun Paula zu. Er

ergriff freundlich lächelnd ihre Hand und ließ sie nicht mehr los. »Sollten Sie es jemals über haben, für diesen modernen Einstein zu arbeiten, rufen Sie mich an. Man trifft so selten eine schöne Frau, die gleichzeitig auch Verstand hat.«

»Vielleicht komme ich auf Ihr Angebot zurück«, erwiderte Paula und lächelte ebenfalls. Dann drehte sie sich um und ging wieder an ihren Tisch zurück.

Der Vizepräsident sah Tweed aus kalten Augen an und räusperte sich. Augenblicklich wurden alle am Tisch still und warteten auf das, was der mächtige Mann zu sagen hatte.

»Sie sind Tweed, nicht wahr?«, fragte er barsch. »Was treiben Sie denn so?«

»Wenn Sie meinen Namen kennen ...«, antwortete Tweed und hielt kurz inne, ehe er mit scharfer Stimme fortfuhr: »... dann müssen Sie auch wissen, was ich so treibe, wie Sie sich auszudrücken belieben. Wieso fragen Sie dann?«

Er war laut geworden und klang fast ärgerlich. Paula blieb stehen und drehte sich um. Nur selten hatte sie Tweed in einem so aggressiven Ton reden gehört. Für einen kurzen Augenblick huschte ein hinterhältiger Ausdruck über Straubs Gesicht, dann gewann der Politiker in ihm wieder die Oberhand.

»Hört, hört, wir haben offenbar einen Tiger unter uns, der noch nicht zahnlos ist. Ehrlich gesagt, ich treffe Leute wie Sie ständig, aber bisher hat mich noch keiner übermäßig beeindruckt.« Er hob sein Glas. »Ich möchte einen Toast ausbringen auf unsere wunderschöne Sophie und ihren dreißigsten Geburtstag. Alles, alles Gute, meine Liebe ...«

Paula war inzwischen an ihrem Tisch angelangt und

nahm auf dem leeren Stuhl Platz, den Marienetta ihr zuvor angeboten hatte. Roman Arbogasts Nichte hatte eine leise Stimme, sodass sie sich mit Paula unterhalten konnte, ohne dass ein anderer am Tisch mitbekam, um was es ging.

»Ihr Chef hat Straub ganz schön aus der Fassung gebracht. Das ist ziemlich unüblich für den guten Mann, im Fernsehen wirkt er immer so, als ob ihn nichts so schnell aus der Ruhe bringen könnte.«

»Er hat es förmlich herausgefordert.«

»Stimmt. – O Gott, Sophie ist aufgestanden und will eine Rede halten. Wenn das nur gut geht. Sie hat schon ziemlich viel getrunken. Halten Sie ihr die Daumen. Sie ist erst vor ein paar Tagen aus Amerika zurückgekommen und leidet immer noch unter dem Jetlag. Und dann noch der viele Alkohol, den sie intus hat.«

»Waren Sie denn auch in den Staaten?«

»Hin und wieder fliege ich rüber, aber Sophie ist viel häufiger dort als ich. Wir haben eine Firma drüben. Aber passen Sie auf, jetzt geht's los ...«

Sophie hatte sich neben einer großen Topfpalme aufgebaut und schwenkte ein halb volles Glas in der Hand, als wollte sie die Anwesenden mit Weihwasser besprenkeln. Als alle still waren, begann sie zu sprechen.

»Ich möchte Ihnen allen danken ... Ich möchte Ihnen allen danken ... allen danken ...«

»Jetzt hat die Schallplatte einen Sprung«, flüsterte Marienetta.

»Danken dafür, dass sie mir die schönste Geburtstagsüber ... über ...«

»Überraschung«, flüsterte Tweed und beugte sich zu ihr über den Tisch.

»Geburtstagsüberraschung seit langem gemacht haben«, beendete Sophie mühevoll den Satz und hob ihr Glas. »Ein dreifaches Hoch auf Tweed. Und ich möchte noch sagen, wie sehr es mich freut, dass der Vizepräsident der Vereinigten Staaten mir die Ehre erwiesen hat. Bestimmt wird er der nächste Präsident seines Landes. Meine Geschenke mache ich später auf, aber ich sage Ihnen allen jetzt schon mal vielen, lieben Dank.«

Als sie sich erschöpft auf ihren Stuhl zurücksinken ließ, erhob sich donnernder Applaus, der zwei Minuten lang anhielt. Marienetta beugte sich so nahe zu Paula, dass diese das teure Parfüm der Arbogast-Nichte riechen konnte.

»Tweed hat sie gerettet. Ohne ihn hätte sie den Faden nie wiedergefunden. Eigentlich hätte Straub ihr beispringen sollen, aber der hat sich an ihrer Verlegenheit auch noch delectiert. Sehen Sie nur, wie blöd er grinst, dieser Bastard.«

»Sie haben offensichtlich ein ebenso gutes Gehör wie ich«, bemerkte Paula. »Sonst hätten Sie nie gehört, dass Tweed ihr zugesagt hat.«

»Mir hat mal ein Ohrenarzt gesagt, ich könne einen Tischtennisball ins Meer fallen hören. Das liegt bei uns in der Familie. Stört es Sie, wenn ich rauche? Wollen Sie vielleicht auch eine Zigarette?«

»Ja, bitte. Alle heiligen Zeiten gönne ich mir mal eine.«

Nachdem Marienetta ihr die Zigarette mit einem juwelenverzierten Feuerzeug angezündet hatte, stellte Paula ihr die Frage, die sie schon den ganzen Abend an sie richten wollte. »Tut mir Leid, wenn ich ausgerechnet jetzt damit ankomme, aber können Sie sich vorstellen, was Holgate mitten in der Nacht an einem gottverlassenen Ort wie Bray zu suchen hatte?«

»Nein, das kann ich beim besten Willen nicht. Auch mein Onkel hat sich bereits diese Frage gestellt und ist zu keinem Ergebnis gekommen. Adam war bei den Angestellten nicht sehr beliebt, aber ich fand ihn sehr nett.«

»Man hat mir erzählt, dass Ihre Firma ein großes, altes Haus ganz in der Nähe des Tatorts besitzt.«

»Das Anwesen heißt Abbey Grange. Onkel Roman fährt nur ganz selten dorthin. Eigentlich hat er es gekauft, um dort mit Geschäftsfreunden in Ruhe verhandeln zu können, aber dann gefiel es ihm doch nicht. Ich selbst mag es auch nicht, allerdings war ich auch erst einmal dort.«

»Beschäftigen Sie jemanden, der sich um das Anwesen kümmert?«

»Zurzeit nicht.« Marienetta schüttelte den Kopf. »Wir hatten einige Hausmeister, aber die haben einer nach dem anderen gekündigt. Im Augenblick steht das Haus leer.«

Aber wer hat dann in der Nacht des Mordes dort das Licht angemacht?, fragte sich Paula.

Straub hatte ein paar Minuten zuvor mit seinen Leibwächtern den Saal verlassen, und die Party begann sich aufzulösen. Paula hatte sich in der Zwischenzeit neben der Tür zur Tanzfläche postiert und auf Black Jack Diamond gewartet. Als dieser endlich erschienen war, hatte sie auf Newman gedeutet, der mit dem Rücken zu ihnen saß.

Tweed hatte sich den ganzen Abend lang mit Roman Arbogast unterhalten und war zusammen mit Newman und Paula unter den Letzten, die den Saal verließen. Als sie die Treppen hinuntergingen, sah Paula, wie Black Jack schnell seinen Mantel überstreifte und ihnen folgte. Draußen war es kalt, und aus dem schwarzen Nachthimmel fiel ein eiskalter Sprühregen. Während

Tweed versuchte, ein Taxi aufzuhalten, wartete Paula unter der Markise am Eingang des Restaurants. Newman ging ein paar Schritte die Straße hinab.

Aus den Augenwinkeln sah Paula, wie Black Jack hinter ihr aus dem Eingang trat und sich eine Zigarette anzündete. Jetzt wäre der beste Moment für den Exspieler gewesen, um den vermeintlichen Tweed anzugreifen, aber verblüffenderweise sprach er Paula an.

»Na, wie wär's, trinken wir noch einen zusammen? Ich kenne da eine nette Bar am Piccadilly. Sie heißt Marino's.«

»Danke für die Einladung, aber ich bin hundemüde und will nur noch nach Hause.«

»Ein andermal vielleicht? Wie sieht es denn morgen bei Ihnen aus?« Mit diesen Worten hakte er sich bei ihr unter.

»Ich glaube, die Dame möchte nicht belästigt werden«, sagte Newman, der auf die beiden zugetreten war.

»Ja, wen haben wir denn da?«, sagte Black Jack höhnisch und ließ Paulas Arm los. »Das ist doch der berühmte Auslandskorrespondent Bob Newman. Sehr erfreut.«

Auch Tweed kam jetzt herbei. »Sie ist wirklich müde«, sagte er. »Wieso lassen Sie sie nicht in Ruhe?«

»Ich dachte, Paula wäre vielleicht an ein paar Informationen über Adam Holgate interessiert, Informationen, die außer mir niemand kennt. In diesem Artikel von Sam Snyder in der *Daily Nation* steht jedenfalls nichts darüber.« Er zog eine Zeitung aus der Tasche seines Trenchcoats, entfaltete sie und zeigte Tweed die Schlagzeile.

## GEKÖPFTE LEICHE IN BRAY GEFUNDEN

## US-VIZEPRÄSIDENT BESUCHT LONDON

Black Jacks Stimme klang freundlich, und er hatte bisher auch keinerlei Anstalten gemacht, jemanden zu verprügeln.

»Wo haben Sie die Zeitung her?«, fragte Tweed.

»Ich war mal kurz frische Luft schnappen und habe vor einem Kiosk ein Bündel Zeitungen gesehen. Da habe ich mir einfach eine stibitz. Es ist die Ausgabe von morgen – oder vielleicht sollte ich besser sagen, die von heute. Mitternacht ist ja längst vorbei.«

»Was wissen Sie über Holgate?«, fragte Tweed und musterte ihn scharf. »Oder war das nur ein Scherz?«

»Keineswegs«, erwiderte Black Jack und wandte sich erneut an Paula. »Meine Einladung steht noch. Sie gehen mit mir einen trinken, und ich erzähle Ihnen, was ich weiß. Und das ist höchst interessant, glauben Sie mir.« Er klang ganz freundlich und gar nicht aufdringlich. »Es muss ja nicht heute sein. Geben Sie mir Ihre Telefonnummer, ich rufe Sie an.«

Hinter Black Jacks Rücken nickte Tweed seiner Assistentin zu. Paula zögerte kurz, überreichte Black Jack dann aber eine ihrer Visitenkarten. Sie lautete auf die Tarnfirma des SIS, die General & Cumbria Versicherung, und trug Monicas zweite Telefonnummer für Anrufe von draußen.

»Treffen wir uns doch übermorgen um sieben im Marino's«, schlug Paula vor.

»Ich klinge vorher noch mal durch«, sagte Black Jack und verschwand dann mit großen Schritten in der Regennacht.

Newman gelang es schließlich, ein Taxi anzuhalten, und

die drei stiegen ein. Tweed gab die Adresse in der Park Crescent an und schloss dann die Glasscheibe, damit der Fahrer nicht hören konnte, worüber sie sprachen. Tweed war nicht entgangen, dass Paula, die auf dem Klappsitz ihm gegenüber hockte, ein merkwürdiges Gesicht machte.

»Was haben Sie sich denn dabei gedacht?«, fragte sie.

»Gut, der Kerl war vorhin ausgesucht höflich, aber Sie hätten mal sehen sollen, wie der sich beim Tanzen aufgeführt hat.«

»Wie denn?«, fragte Tweed.

»Er war besoffen und hat sich benommen wie ein Schwein. Und jetzt verlangen Sie von mir, dass ich mich mit ihm in einer Bar verabrede. Wahrscheinlich ist seine Behauptung, er wisse etwas über Holgate, nur ein Vorwand. Ich habe keine Lust, mir von ihm irgendein Märchen auftischen zu lassen.«

»Das sehe ich ähnlich«, sagte Newman. »Black Jack lügt, wenn er den Mund aufmacht. Paula hat er vorhin doch glatt erzählt, jemand habe ihm zehntausend Pfund dafür geboten, dass er Ihnen eine Tracht Prügel verpasst. Das hat er doch nur gesagt, um sich bei Paula wichtig zu machen. Und dann kommt er aus dem Lokal und ist sanft wie ein Lämmchen.«

»Darf ich jetzt vielleicht auch mal etwas dazu sagen?«, fragte Tweed liebenswürdig. »Ich habe ihn genau beobachtet, als er das über Holgate gesagt hat, und wie Sie wissen, erkenne ich praktisch immer, ob jemand lügt oder nicht. Er hat die Wahrheit gesagt, dessen bin ich mir sicher. Möglicherweise hat er tatsächlich wichtige Informationen für uns. Typen wie er kommen viel herum. Aber wenn es Ihnen so unangenehm ist, sich mit ihm zu treffen, Paula, dann lassen wir die Sache.«

Der Taxifahrer, der wohl bemerkt hatte, dass seine

Fahrgäste eine Meinungsverschiedenheit hatten, beobachtete sie im Rückspiegel. Newman warf ihm einen finsternen Blick zu, woraufhin der Mann sofort wieder auf die Straße schaute. Paula hatte sich inzwischen beruhigt und sah Tweed nachdenklich an.

»Ich könnte Paula ja ins Marino's begleiten«, schlug Newman vor.

»Das geht nicht«, sagte Paula. »Er möchte mit mir allein sein. Nur dann – wenn überhaupt – fängt er zu reden an.«

»Lassen Sie es sich beide durch den Kopf gehen«, sagte Tweed. »Mir ist übrigens gerade aufgefallen, dass ich dem Fahrer gesagt habe, er soll uns in die Park Crescent bringen. Dabei wäre es viel gescheiter gewesen, wenn wir Paula zuerst heimgebracht hätten.«

Gerade als er die Scheibe zum Fahrer öffnen wollte, meldete sich Paulas Mobiltelefon. Tweed wartete, bis sie das kurze Gespräch beendet hatte. Paula steckte das Handy wieder ein und sah Tweed an. »Park Crescent ist schon in Ordnung«, sagte sie. »Es war Monica. Sie will, dass wir sofort ins Büro kommen. Es ist etwas passiert, was sie uns übers Handy nicht sagen kann.«

Newman seufzte und grinste schicksalsergeben. »Klingt nach einer neuerlichen Krise. Irgendwie habe ich den Verdacht, dass das noch eine lange Nacht wird.«

»Professor Saafeld hat angerufen«, sagte Monica, als Tweed, gefolgt von den anderen, das Büro betrat. »Er bittet Sie, sich bei ihm zu melden, ganz gleich, wie spät es ist.«

»Verbinden Sie mich mit ihm«, sagte Tweed und drückte Paula seinen Mantel in die Hand.

»Hier Tweed«, sagte er, als er Saafelds tiefe Stimme

hörte.

»Sie wissen doch, dass ich ab und zu mal zu Pathologenkongressen in die Vereinigten Staaten fliege, oder?«

»Ja.«

»Deshalb habe ich auch die *International Herald Tribune* abonniert, um über alles dort drüben auf dem Laufenden zu sein. In einer der letzten Ausgaben ist ein Artikel über einen Mord in Pinedale in Maine ...«

»Das weiß ich bereits. Newman hat es mir heute Vormittag erzählt. Ich habe daraufhin den Artikel gelesen.«

»Dann ist Ihnen vielleicht aufgefallen, dass die Autopsie des Opfers – eines Mannes namens Hank Foley – von einem der besten Gerichtsmediziner des Landes vorgenommen wurde. Sein Name ist Dr. Ramsey, und man hat ihn extra aus Boston geholt. Ramsey und ich sind zufällig gute Freunde, deshalb habe ich ihn sofort angerufen, um mich mit ihm auszutauschen. Das war vor ein paar Tagen, und heute sind die Fotos und Röntgenaufnahmen eingetroffen, die er mir per Eilpost geschickt hat. Übrigens habe ich Ramsey im Gegenzug meine Fotos von Holgates Leiche zukommen lassen.«

»Und?«, fragte Tweed.

»Nun ja, ich habe zwar die Autopsie an Hank Foley nicht selbst vorgenommen, aber nachdem ich Ramseys Aufnahmen mit den meinen verglichen habe, bin ich mir ziemlich sicher, dass bei beiden Verbrechen dieselbe Axt verwendet wurde. Außerdem wurden beide Opfer mit einem einzigen Schlag geköpft, der sie in genau demselben Winkel knapp unterhalb des Kinns traf.«

»Ist das sicher?«, hakte Tweed nach.

»Die rasiermesserscharf geschliffene Axt hat eine Scharte in der Schneide, die bei Foleys Wunde genau an derselben Stelle zu sehen ist wie bei der von Holgate. Haben Sie ein starkes Vergrößerungsglas?«

»Ja, so ziemlich dasselbe, das auch Sie haben. Es ist unten bei den Eierköpfen im Keller.«

»Soll ich Ihnen Ramseys Material zuschicken?«

»Das wäre nett. Und vielen Dank, dass Sie mich verständigt haben ...«

Saafeld unterbrach das Gespräch, ohne sich zu verabschieden. Er war bekannt dafür, dass er keine Zeit mit überflüssigen Höflichkeitsfloskeln verschwendete. Tweed legte den Hörer auf die Gabel und erzählte den anderen, was er von Saafeld erfahren hatte.

»Ein Serienkiller?«, schnaubte Newman. »Einer, der sowohl am Ufer der Themse als auch viele tausend Meilen weiter westlich, jenseits des Atlantiks, zuschlägt? Das klingt ziemlich unwahrscheinlich.«

»Nein, wir haben es hier bestimmt nicht mit einem Serienmörder zu tun, der sich seine Opfer nach dem Zufallsprinzip aussucht«, widersprach ihm Tweed. »Langsam glaube ich nämlich, dass die beiden Morde etwas gemeinsam haben. Wahrscheinlich mussten die Opfer um jeden Preis zum Schweigen gebracht werden, weil sie von einem wichtigen Geheimnis wussten.«

## 5

Als Tweed am nächsten Abend gegen sieben Uhr in sein Büro kam, warteten dort außer Monica bereits Paula und Newman auf ihn. Auf Tweeds Schreibtisch stand ein beeindruckender Vergrößerungsapparat, und daneben lag das Päckchen von Saafeld.

»Ich habe der Versuchung widerstanden, es zu öffnen«, sagte Paula.

»Hoffentlich haben Sie den tonnenschweren Apparat nicht eigenhändig aus dem Keller hochgetragen.«

»Nein, ich habe Freddie darum gebeten, der ist stark wie ein Elefant. Außerdem will er die Fotos sehen, auch wenn er nicht weiß, worum es geht.«

»Nun öffnen Sie doch endlich das Päckchen. Ich sehe Ihnen ja an, dass Sie vor Neugierde fast platzen.«

Tweed setzte sich hinter seinen Schreibtisch, während Paula dem Päckchen mit einer Schere zu Leibe rückte. Unter dem Packpapier kam ein fester Karton zum Vorschein. Paula klappte den Deckel auf. Typisch Saafeld, dachte sie. Vorsichtig wie immer. Er hatte die Fotos in kräftige Plastikhüllen gesteckt und die Röntgenaufnahmen zusätzlich sogar noch in Alufolie gewickelt. Tweed suchte die Aufnahmen heraus, auf denen die durchtrennten Hälse von Foley und Holgate am besten zu sehen waren. Sie boten einen grässlichen Anblick. Dann bat er Monica, Freddie aus dem Keller hochzurufen.

Freddie ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein schwerfälliger, weit über einen Meter achtzig großer Mann, der immer ein finsternes Gesicht machte. Tweed reichte ihm zwei Fotos unterschiedlicher Qualität, eines

von Foley und eines von Holgate, das auf ziemlich schlechtem Papier abgezogen war.

»Freddie, die Sache hier ist streng geheim. Es darf kein Wort davon in die Unterwelt dringen.«

»Von mir hat noch nie jemand was erfahren.«

»Seien Sie doch so freundlich, und fixieren Sie die beiden Aufnahmen so auf der Platte, dass wir sie miteinander vergleichen können, ja?«

Freddie schob eine breite Metallplatte in den Halter unter der Vergrößerungslinse, brachte vorsichtig die beiden Fotos in Position und stellte den Abstand ein. Dann trat er einen Schritt zurück.

»Und? Was halten Sie davon, Freddie?«, fragte Tweed.

»Ihnen ist vielleicht aufgefallen, dass beide Hälse zwar mit einem einzigen glatten Schnitt vom Rumpf getrennt wurden, dass an einer bestimmten Stelle die Wunden aber etwas ausgefranst sind. So als ob die Schneide der Axt, die man dazu verwendet hat, eine dreieckige Scharte hätte.«

»Sehen Sie selbst, Mr. Tweed.«

Tweed spähte durch das Okular. Er ließ sich einige Minuten Zeit, ehe er sich wieder aufrichtete und an Paula wandte. »Jetzt sind Sie dran.«

»Igitt!«, entfuhr es Paula. Obwohl ihre Magennerven rebellierten, zwang sie sich, weiter ins Okular zu sehen. Als sie sich wieder aufrichtete, nickte sie Tweed zu. Nun beugte sich Newman mit skeptischem Gesichtsausdruck über den Vergrößerungsapparat.

»Also, was halten Sie nun davon?«, wandte Tweed sich erneut an Freddie.

»Es passt alles zusammen. Dieser Kandidat hier« – er deutete auf das Foto von Foleys Wunde – »hatte zwar einen deutlich dünneren Hals als der andere, aber der

Mörder musste trotzdem über Bärenkräfte verfügen, um ihn mit einem einzigen Axthieb durchzuhauen.«

Für den wortkargen Mann waren diese Sätze bereits eine lange Rede. Nachdem Tweed sich bei ihm bedankt hatte, verließ Freddie den Raum. Das, was er hier gesehen und gehört hatte, war bei ihm so sicher aufgehoben wie in einem Banktresor.

»Ich verstehe, was Sie meinen«, sagte Newman, der seine Untersuchung mittlerweile ebenfalls beendet hatte.

»Bravo«, feixte Paula.

In der folgenden halben Stunde widmeten sie sich den Röntgenaufnahmen, die Saafelds Kollege aus Boston geschickt hatte. Paula hatte dazu extra einen Leuchttisch aus dem Keller geholt. Auch diese Bilder bestätigten ihren Verdacht, dass die Schneide der Tatwaffe eine Scharte aufwies. Als Paula gerade alle Aufnahmen wieder sorgfältig in dem Pappkarton verstaute, klingelte das Telefon.

»Für Sie, Tweed. Chief Superintendent Buchanan«, sagte Monica und stellte auf den anderen Apparat um.

Tweed nahm den Hörer. »Was kann ich für Sie tun, Roy?«

»Eigentlich wollte ich zur Abwechslung mal etwas für Sie tun. Da ich nun mal – wenn auch unfreiwillig – aus dem Rennen bin, will ich jede Spur, die ich normalerweise selbst verfolgen würde, an Sie weitergeben.«

»Ich höre.«

»Ich hatte heute ein Gespräch mit einer bemerkenswerten Frau, die mir einmal geholfen hat, einen Mörder zu fassen. Durch reine Intuition hatte sie herausgefunden, dass es jemand war, den ich überhaupt nicht in Betracht gezogen hatte – und sie hatte Recht. Die

Frau heißt Elena Brucan. Ich buchstabiere ...«

»Klingt ausländisch«, bemerkte Tweed, während er sich den Namen notierte.

»Sie stammt aus Rumänien. Gestern stand sie ziemlich lange vor dem ACTIL-Gebäude. Sie hat offensichtlich gespürt, dass da irgendetwas faul ist.«

»Ist sie eine Spiritistin?«, fragte Tweed skeptisch.

»Nein, ganz und gar nicht. Sie hat noch nie in ihrem Leben an einer Seance teilgenommen, geschweige denn selbst eine abgehalten. Sie hat einfach ein Gespür für die Schwingungen von Menschen. Kann ja nicht schaden, wenn Sie mal mit ihr sprechen. Darf ich Mrs. Brucan Ihre Adresse geben? Die von der Cumbria & General Versicherung natürlich.«

»Ist sie denn in London?«

»Ja. Sie hat gar nicht so weit von meiner Wohnung entfernt ein Apartment gemietet. Wäre Ihnen morgen Vormittag um elf Uhr recht?«

»Ja, das würde mir passen.«

»Und dann hätte da ich noch jemanden für Sie, dessen Hilfe ich auch schon mal inoffiziell in Anspruch genommen habe.«

»Nur zu«, sagte Tweed und versuchte, sich seine Ungeduld nicht anhören zu lassen.

»Es ist Dr. Abraham Seale, der bekannte Kriminologe. Er hat mir bei einem Fall geholfen, indem er einen Drogendealer enttarnt hat, den ich selbst für einen ehrenwerten Börsenmakler gehalten habe. Kann er morgen Nachmittag um drei Uhr zu Ihnen kommen?«

»Einverstanden, Roy. Und danke für die Unterstützung. Rufen Sie eigentlich von zu Hause an?«

»Ja. Mein Apparat im Yard wird bestimmt abgehört.«

»Wie bitte? Bei Ihrer Position finde ich das unglaublich.«

»Ach, das ist noch längst nicht alles«, sagte Buchanan und lachte sarkastisch. »Als ich heute in meine Wohnung kam, sind mir sofort ein paar Kratzer an den beiden Sicherheitsschlössern meiner Haustür aufgefallen. Das hat mich natürlich misstrauisch gemacht, und ich habe sofort meinen Privatanschluss überprüft. Stellen Sie sich vor, da haben mir die Typen von der Special Branch doch tatsächlich eine stecknadelgroße Wanze installiert! Ich habe sie selbstverständlich vor meinem Anruf entfernt. Der Rest der Wohnung war übrigens sauber.«

»Das ist ja ungeheuerlich. Sollten Sie nicht den Commissioner informieren?«

»Und wozu? Der Commissioner würde doch bloß zum Innenminister gehen, und genau der ist es ja, der mir Knüppel zwischen die Beine wirft. Und wahrscheinlich auch Ihnen. Na ja, tut mir Leid, dass ich Sie um diese Uhrzeit noch gestört habe.«

»Ich bitte Sie, Roy. Nochmals vielen Dank für Ihre Unterstützung.«

»Passen Sie gut auf sich auf, und gute Nacht einstweilen.«

Tweed legte auf und erzählte Newman und Paula von den beiden Besuchern, die er am nächsten Tag erwartete.

Newman war ganz und gar nicht begeistert. »O Gott! Das fehlt uns gerade noch. Erst eine Spiritistin und dann auch noch ein Kriminologe. Ich glaube nicht, dass Sie mit dem gut auskommen werden.«

»Das glaube ich auch nicht«, stimmte Tweed ihm zu. »Ich halte nicht viel von diesen Kriminologen, die ein psychologisches Profil des Täters erstellen und einem dann erzählen, dass er zwischen fünfundzwanzig und

vierzig Jahre alt, männlich und weiß ist und höchstwahrscheinlich einen schlecht bezahlten Job ausübt. Das führt doch alles zu nichts.«

»Ich habe mir mal einen Vortrag von Dr. Abraham Seale angehört«, sagte Paula. »Ich war anfangs sehr skeptisch, muss aber sagen, dass er mich doch ziemlich beeindruckt hat. Er ist äußerst scharfsinnig und vernünftig, wenn auch ein wenig verschroben.«

»Ich kann es kaum erwarten, den Herrn kennen zu lernen«, meinte Newman sarkastisch.

Tweed erzählte ihnen auch, in welchem Zustand Buchanan seine Wohnung vorgefunden hatte. Paula war entsetzt, und Newman verlieh seiner Empörung lautstark Ausdruck.

»Die verwandeln Großbritannien ja in einen Polizeistaat. Mit dem einzigen Unterschied, dass es nicht die Polizei, sondern die Special Branch ist, die solche krummen Touren macht.«

In dem Moment kam Marier ins Zimmer. Er trug noch immer seinen eleganten Anzug. Der Mann scheint wohl nie zu schlafen, dachte Paula, als er sich neben sie an die Wand lehnte und sich lässig eine seiner Kingsize-Zigaretten anzündete.

»Da könnten Sie Recht haben, Bob«, bemerkte er in seinem nasalen Tonfall. »Ich habe mit meinen Informanten gesprochen und sie gewarnt, dass möglicherweise Typen von der Special Branch kommen könnten, um sie auszuhorchen. Aber die machen den Mund nicht auf, nicht für viel Geld. Zum Glück kennen die Leute von der Special Branch nur einen einzigen meiner Informanten, und bei dem ist auch prompt ein Pinkel im grauen Anzug aufgetaucht. Mein Kontaktmann hat ihm jedoch im breitesten Cockney-Slang geraten, er

solle sich verpissen. Derselbe Informant hat mir übrigens berichtet, dass die Polizei gedroht hat, jeden wegen Drogenbesitzes einzubuchten, der irgendwas über den Mord an Holgate sagt.«

»Das bestätigt nur meinen Verdacht«, erklärte Tweed, »nämlich dass irgendein ganz hohes Tier in den Mord an Holgate verwickelt oder zumindest davon betroffen ist. Tja, morgen haben wir jede Menge Arbeit vor uns.«

»Das können Sie laut sagen. Ich habe morgen Abend mit Black Jack eine Verabredung auf einen Drink im Marino's«, erinnerte ihn Paula.

»Aber da gehen Sie doch nicht allein hin, oder?«, sagte Marier.

»Doch, Klein Paula geht ganz allein.«

»Ich komme mit«, sagte Marier fest entschlossen. »Das heißt, ich werde mich natürlich diskret im Hintergrund halten und nur beobachten. Black Jack ist berüchtigt dafür, dass er mit Frauen nicht gerade zimperlich umgeht.«

Tweed erkannte an Paulas Gesicht, dass sie über Mariers Angebot ganz und gar nicht entzückt war. Sie war lange genug in ihrem Job, um ohne Aufpasser mit einer derartigen Situation fertig zu werden.

»Vielen Dank für das Angebot, Marier«, sagte Tweed zu ihm, »ich glaube, Paula würde lieber allein zu ihrer Verabredung gehen. Aber jetzt gehen wir erst mal alle nach Hause. Auch Sie, Monica, Sie machen jetzt auch Schluss.«

»Aber ich bin noch nicht müde. Da ist noch eine Menge zu erledigen.«

»Die Arbeit läuft Ihnen nicht weg. Sehen Sie lieber zu, dass Sie wenigstens ein paar Stunden Schlaf bekommen. Das ist ein Befehl.«

Paula war mittlerweile aufgestanden und ans Fenster getreten, wo sie durch einen Spalt zwischen den Vorhängen spähte. Sie schloss die Stoffbahnen wieder und drehte sich um.

»Vielleicht interessiert es Sie, dass unten auf der Straße ein großer, grauer Ford steht. Am Steuer sitzt ein Mann, der mit einem Fernglas zu uns herübersieht.«

Newman sprang auf und klatschte übermütig in die Hände. »Den führen wir jetzt gehörig an der Nase herum. Benützen Sie den Hinterausgang, ich gehe vorn raus.«

Als Paula bei sich zu Hause in ihrem Bett lag, fiel sie augenblicklich in tiefen Schlaf. Wieder hatte sie einen Albtraum. Roman Arbogast kam auf sie zu, das Gesicht zu der monströsen Fratze verzerrt, mit der ihn Marienetta porträtiert hatte.

Paula versuchte, ihm zu entkommen, kam aber nicht von der Stelle. Sie griff nach ihrer .32er Browning, die normalerweise immer in einem speziellen Innenfach ihrer Schultertasche steckte. Aber diesmal war die Waffe nicht da. In dem Moment erkannte sie, dass Arbogast eine Axt in der rechten Hand hielt. Gerade als er damit ausholte und nach ihr schlug, wachte Paula schreiend und schweißgebadet auf.

Ein Blick auf ihre Armbanduhr mit den Leuchtziffern zeigte ihr, dass es drei Uhr nachts war. Sie stand auf.

»Verdammter Mist, jetzt kann ich mich noch mal duschen ...«

Tweed versuchte erst gar nicht, Schlaf zu finden. Ans Kopfende seines Bettes gelehnt, ließ er die bisherigen Fakten des Falles Revue passieren. Keine Hypothesen, nur die reinen Fakten. Die beiden grauenvollen Morde erinnerten an eine Zeit vor vielen Jahren, in denen er Chef

des Morddezernats von Scotland Yard gewesen war. Die Enthauptungen von Hank Foley in Maine und Adam Holgate in Bray waren mit ein und derselben Tatwaffe verübt worden, höchstwahrscheinlich mit einer Axt. Die Fotos und Röntgenaufnahmen, die Saafeld ihm geschickt hatte, legten diesen Schluss nahe. Und wenn es zweimal dieselbe Tatwaffe war, dann musste logischerweise auch derselbe Mörder am Werk gewesen sein.

Als Nächstes dachte Tweed an die Arbogasts. Sie waren wirklich eine merkwürdige Familie. Roman war ein harter Brocken, aber berechenbar und in sich gefestigt. Diesen Charakterzug schien Sophie, die äußerst launenhaft war, nicht von ihm geerbt zu haben. Mal war sie unterschwellig aggressiv, dann wieder von einer überbordenden Lebensfreude erfüllt wie auf der Party zu ihrem Geburtstag.

Marienetta war brilliant, kultiviert, hochintelligent wie ihr Onkel und interessierte sich für Malerei, Bildhauerei und die Verwaltung des riesigen ACTIL-Konzerns. Tweed hatte den Eindruck, dass sie und Paula sich gegenseitig sympathisch waren. Wer weiß, dachte er, vielleicht ist es am Ende eine Frau, die diesen mysteriösen Fall aufklärt.

Black Jack Diamond. Wie passte der ins Bild? War der Sohn eines reichen Vaters das schwarze Schaf der Familie? Beruflich hatte er es zu etwas gebracht, er besaß eines der beliebtesten Kasinos der Stadt. Wenn es um Frauen ging, schien er unberechenbar zu sein – aber spielte das in diesem Fall eine Rolle, in dem die Opfer zwei Männer waren?

Tweed fragte sich, ob sie es mit einem Serienmörder zu tun hatten, der sich wahllos seine Opfer suchte, verwarf diese Hypothese aber gleich wieder. Sein Instinkt sagte ihm, dass zwischen den beiden Morden eine Verbindung bestehen musste. Oberflächlich betrachtet, schien das zwar

unlogisch zu sein – ein Hausmeister in Maine und ein Sicherheitsexperte in London hatten auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun –, aber Tweed hatte gelernt, seinem Instinkt zu vertrauen.

Und dann war da Russell Straub. Tweed dachte an den vernichtenden Blick, den ihm der amerikanische Vizepräsident bei Sophies Geburtstagsparty quer über den Tisch zugeworfen hatte. Dieser Mann konnte gefährlich werden, wenn man ihm in die Quere kam. Aber natürlich! Plötzlich richtete Tweed sich kerzengerade auf. Ganz klar: Straub hatte *Angst*. Aber vor wem? Vor was? Weshalb?

Über Broden wusste Tweed leider viel zu wenig. Dieser Mann gab sich äußerst zugeknöpft. Was hatte er getan, bevor er die leitende Stelle bei ACTIL angetreten hatte? Das musste Tweed unbedingt herausfinden. Schon vor langer Zeit hatte er festgestellt, dass der Schlüssel zur Lösung eines Falles oft im Charakter eines oder mehrerer Menschen lag. Diese Einsicht hatte schon so manches Mal zu erstaunlichen Ergebnissen geführt.

Sam Snyder war ebenfalls nur schwer zu durchschauen. Als Reporter war er abgebrüht und mit allen Wassern gewaschen. Aber als er Paulas Turner-Druck bewundert hatte, war er wie ein perfekter Gentleman aufgetreten. Sein Raubvogelgesicht hatte einen sanften Ausdruck angenommen, und seine Stimme hatte ihre Schärfe verloren. Einen Augenblick lang hatte er eine völlig andere Seite seines Charakters enthüllt. Wie komplex die Menschen doch sind, dachte Tweed.

Hatte er noch irgendeinen Protagonisten in diesem schauerlichen Drama vergessen? Aber ihm wollte beim besten Willen keiner mehr einfallen, und bald darauf versank er in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Als Tweed am nächsten Tag die Treppe hinunterstieg und auf die regennasse Straße trat, kam gerade Mrs. Champion aus ihrem Haus, seine neue Nachbarin. Sie sah nicht nur blendend aus, sondern schien auch noch intelligent zu sein. Soviel er wusste, war sie verwitwet. Jetzt sah sie zu Tweed hinüber und schenkte ihm ein warmes Lächeln.

»Ist es nicht schade, dass wir einfach nicht die Zeit finden, uns mal in aller Ruhe miteinander zu unterhalten, Mr. Tweed? Über die Welt im Allgemeinen oder über ein etwas weniger trauriges Thema. Ich muss jetzt leider zur Arbeit.«

»Ja, es ist wirklich jammerschade. Aber vielleicht klappt's ja, dass wir uns ...«

Er verstummte mitten im Satz, weil er ein freies Taxi herannahen sah. Er trat auf die Straße und hielt es für Mrs. Champion an, die sich dafür mit einem liebenswürdigen Lächeln bei ihm bedankte und dann einstieg. Tweed blieb am Straßenrand stehen und schaute dem davonfahrenden schwarzen Wagen hinterher. Wäre etwas mehr Zeit gewesen, hätte er Mrs. Champion zum Abendessen eingeladen. Nun aber erspähte er ein zweites freies Taxi, winkte es zu sich heran und bat den Fahrer, ihn in die Park Crescent zu bringen. Mit einem Schlag war alles wieder präsent, woran er vor dem Einschlafen gedacht hatte, und Mrs. Champion war vergessen.

»Es gibt Ärger«, verkündete Newman, kaum dass Tweed das Büro betreten hatte.

»Na wunderbar«, sagte Tweed, während ihm Monica aus dem Mantel half. Als er an seinem Schreibtisch saß, warf er Paula einen fragenden Blick zu. »Und, worum geht es dieses Mal?«

»Professor Saafeld hat angerufen. Ich war dran. Er war stinksauer, weil die ganze Nacht über jemand aus einem

Wagen heraus sein Haus beobachtet hat. Frühmorgens ist Saafeld hinausgestürmt und hat von dem Fahrer wissen wollen, was er dort zu suchen hat. Als er schließlich damit drohte, die Polizei zu holen, hat der Fahrer widerwillig einen Ausweis vorgelegt, der ihn als Beamten der Special Branch auswies. Dann hat er sich schnell aus dem Staub gemacht.«

»Das Netz wird enger«, sagte Tweed, den das nicht sonderlich zu beunruhigen schien. »Aber dadurch verraten sie sich nur. Wenn die Regierung so nervös wird, muss es sich wirklich um etwas äußerst Wichtiges handeln. Haben Sie denn gut geschlafen, Paula?«

Paula zögerte zuerst, schilderte aber dann doch in leicht verkürzter Form den Albtraum, von dem sie aufgewacht war. »Der Auslöser für den Traum war bestimmt dieses grauenhafte Bild in Marienettas Studio. Der reinste Horror. Aber als ich heute Nacht das zweite Mal unter der Dusche stand, ist mir etwas eingefallen. Der kurze Eklat, als Sophie ihre Ansprache gehalten hat ...«

»Sie war ziemlich angesäuselt«, warf Newman ein.

»Das möchte ich bezweifeln«, sagte Paula. »Soweit ich sie beobachten konnte, hat sie fast gar nichts getrunken. Eigentlich nur Wasser.«

»Ich bitte Sie«, sagte Newman. »Sie hat doch ein Glas nach dem anderen hinuntergekippt.«

»Das sah nur so aus«, entgegnete Paula. »Aber wenn sie sich unbeobachtet fühlte, hat sie den Wein in die große Topfpflanze neben sich geleert. Sie ist ein schlaues Mädchen. Bestimmt hat sie bei ihrer Rede nur so getan, als wäre sie betrunken. Aber warum das Ganze? Das ist die große Frage.«

»Sie haben doch sicher längst eine Antwort darauf.«

»Während des Essens hat sie zwar nach allen Seiten

freundlich Konversation gemacht, gleichzeitig aber alle Anwesenden im Raum mit ihren kalten, grauen Augen einer strengen Prüfung unterzogen.«

»Das wirft ja ein völlig anderes Licht auf unsere Sophie«, bemerkte Tweed nachdenklich. »Ich saß doch direkt neben ihr, habe aber nichts davon mitbekommen.«

In diesem Moment läutete das Telefon. Monica hob ab und sagte zu Tweed: »Eine Mrs. Brucan ist unten und möchte Sie sprechen.«

»Sie wollte doch erst um elf Uhr kommen.«

»Es ist bereits elf«, sagte Paula trocken. »Sie waren heute später als sonst dran.«

»Natürlich. Schließlich habe ich heute Mrs. Champion, meine neue Nachbarin, getroffen, und die fährt normalerweise immer um halb elf Uhr in ihr Atelier. Sie ist Modedesignerin.«

»Ist das die attraktive Dame, die uns zugewinkt hat, als wir bei Ihnen mal zum Abendessen waren, Tweed?«, fragte Paula und betrachtete versonnen den Kugelschreiber in ihrer Hand. »Ja? Dachte ich es mir doch. Sie ist Witwe, sagten Sie. Sie sollten sich mal mit ihr unterhalten.«

»Zuerst ist Mrs. Brucan an die Reihe.«

»Die Dame, die in die Zukunft sehen kann«, spöttelte Newman.

In dem Moment betrat Marier den Raum. Er trug einen nagelneuen grauen Anzug mit Pepitamuster, ein frisch gestärktes weißes Hemd und eine teure Chanel-Krawatte. Wie üblich lehnte er sich neben Paula an die Wand und zündete sich eine Zigarette an. »Wenn sie in die Zukunft schauen kann, dann soll sie mir mal die Lottozahlen von nächster Woche vorhersagen.«

»Tweed verschwendet nur seine Zeit mit ihr«, versetzte

Newman abfällig.

»Vielleicht warten Sie mit Ihrem Urteil, bis ich mit Mrs. Brucan gesprochen habe«, entgegnete Tweed.  
»Holen Sie sie doch bitte herauf, Monica.«

Monica ging, und alle Augen richteten sich voller Erwartung auf die Tür.

Paula konnte nur mit Mühe ihre Überraschung verbergen, als Elena Brucan ins Zimmer kam. Sie war tatsächlich die Frau, die von der gegenüberliegenden Straßenseite aus das ACTIL-Gebäude beobachtet hatte. Sie mochte wohl Ende fünfzig oder Anfang sechzig sein und war kaum größer als einen Meter fünfzig. Auch jetzt trug sie wieder den blassgrünen Mantel und den grünen Pelzhut. Doch am auffallendsten war ihr etwas rundliches Gesicht, dessen hohe Wangenknochen ihre slawische Herkunft verrieten. Tweed war beeindruckt von ihren großen, dunklen, fast schwarzen Augen, die so wirkten, als ob ihnen nichts entgehen könne. Dichte schwarze Augenbrauen, ein großer Mund und ein energisches Kinn vervollständigten den intensiven Eindruck. Leichtfüßig und mit einem freundlichen Lächeln kam Elena Brucan auf Tweed zu. Ihre Gegenwart ließ alle im Raum verstummen.

Tweed, der sich gleichzeitig mit Newman erhob, stellte Mrs. Brucan zuerst Paula vor, die von der Festigkeit ihres Händedrucks überrascht war.

»Und das ist Marier.«

Die Frau trat zu ihm und befühlte seinen Anzugstoff.

»Den tragen Sie heute zum ersten Mal.«

»Das stimmt.«

»Und Sie sind ein Menschenfreund.«

Hinter ihrem Rücken schickte Newman einen

ungläubigen Blick hinauf zur Decke des Büros. Paula konnte Elena nur zustimmen. Marier hatte tatsächlich schon vielen in Not geratenen Menschen geholfen, es aber nie an die große Glocke gehängt.

»Aber der Kerl da drüben«, sagte Marier und deutete auf Newman, »das ist ein ganz schlimmer Verbrecher.«

Newman, in Jeans und Hemd ohne Krawatte, war hastig in sein Jackett geschlüpft, bevor ihre Besucherin gekommen war. Elena ging zu ihm und reichte ihm lächelnd die Hand, ehe sie mit einem Nicken zu Marier sagte: »Sie haben Recht, der kann es wirklich mit jedem Verbrecher aufnehmen, aber er hat einen anständigen Charakter. Er ist sehr warmherzig und von großer Ehrlichkeit. Ihm würde ich sogar mein Leben anvertrauen.«

»Aber nehmen Sie doch Platz«, forderte Tweed die Besucherin auf, nachdem sie zuletzt auch noch Monica begrüßt hatte. Er platzte schier vor Neugierde, ob sie ihm tatsächlich etwas Wichtiges zu erzählen hatte. »Aber verzichten Sie bitte darauf, auch meinen Charakter zu deuten. Vor meinen Leuten wäre mir das dann doch zu peinlich. Also, Chief Superintendent Buchanan sagte mir, Sie hätten uns etwas zu berichten.«

»Viele Leute glauben es sicher nicht, aber ich habe die Gabe, den Menschen auf den Grund ihrer Seele schauen zu können. – Vielen Dank, meine Liebe«, sagte sie zu Monica, die ihr gerade eine Tasse Kaffee reichte. »Gestern Morgen, es war sehr früh, bin ich zufällig am ACTIL-Gebäude vorbeigegangen. Es war noch kein Mensch da, und ich sah, wie jemand kam und aufschloss. Irgendwie hatte ich plötzlich das Gefühl, ich müsste stehen bleiben und warten.«

»Weshalb?«

»Ich weiß es nicht. Ich wollte eigentlich nur einen Morgenspaziergang machen. Wahrscheinlich war es die merkwürdige Form des Gebäudes, die meine Aufmerksamkeit erregte – wie eine überdimensionale Trommel mit einem Kegel obendrauf.«

Tweed, dem Elena Brucan auf Anhieb sympathisch gewesen war, hatte plötzlich ein eigenartiges Gefühl. Ihm war, als könnte Elena geradewegs in ihn hineinsehen. Aber er hielt ihrem intensiven Blick stand und setzte unbeirrt seine Befragung fort.

»Sie haben beobachtet, wie die Angestellten das Gebäude betreten?«

»Ja. Manche kamen in Grüppchen, andere allein. Besonders an eine Frau kann ich mich erinnern. Sie war groß, schlank, wunderschön, geschmeidig wie eine Katze und sehr elegant gekleidet.«

Marienetta, dachte Tweed.

»Aber es sind viele Menschen in das Gebäude gegangen.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche«, meldete Paula sich zu Wort. »Aber einige von ihnen haben Sie doch fotografiert.«

»Das stimmt nicht ganz, Miss Grey«, erwiderte Elena und drehte sich zu Paula um. »Ich habe sie alle fotografiert.«

»Auch den Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten?«, fragte Tweed.

»Aber sicher. Ich habe sogar mehrere Aufnahmen von ihm gemacht – als er kam und als er wieder ging. Die Abzüge sind hier in meiner Handtasche. Ich werde sie Ihnen dalassen. Als Sie noch im Gebäude waren, kam übrigens ein ziemlich unangenehmer Sicherheitsbeamter

auf mich zu und erklärte mir, ich solle verschwinden. Zum Glück hat er nicht mitbekommen, dass ich einen kleinen Fotoapparat zwischen meinen Pelzhandschuhen verborgen hatte.«

»Wie haben Sie darauf reagiert?«, fragte Tweed lächelnd.

»Oh, ich habe ihm erklärt, dass sich in einem freien Land wie Großbritannien Touristen doch überall auf der Straße aufhalten dürften, solange sie kein Verbrechen begingen. Und dann wollte ich von ihm wissen, welchen Verbrechens er mich beschuldigte.«

Sie hat Mut, dachte Paula.

»Das hat ihn völlig aus dem Konzept gebracht«, fuhr Elena fort. »Er ist daraufhin wieder in das Gebäude zurückgekehrt, und ich blieb, wo ich war.«

»Sie kommen aus Rumänien, soviel ich weiß«, sagte Tweed.

»Ja. Ich habe dort für kurze Zeit unter Ceausescus Schreckensregime gelebt. Ich hatte ihn kennen gelernt, kurz bevor er sich zum Diktator aufschwang. Er mochte mich nicht. Und er machte mir Angst. Sobald Ceausescu an der Macht war, schickte er mir die Geheimpolizei auf den Hals. Ich sah die Männer auf meine Wohnung zustürmen und konnte gerade noch über die Feuertreppe in das Gewirr kleiner Gassen fliehen. Zunächst habe ich mich bei Freunden versteckt, bis mir die Flucht von Bukarest nach Paris gelang. Schließlich bin ich hier gelandet.«

»War es das, was Sie mir erzählen sollten?«

»Nein, nein. Buchanan wollte, dass ich Ihnen mitteile, welch schreckliches Unheil ich beinahe körperlich spürte, als ich diese Menschen beim Betreten des ACTIL-Gebäudes beobachtete.«

»Verstärkte sich dieses Gefühl denn bei einer Person besonders?«, fragte Tweed beiläufig.

»Ich weiß nicht recht. Ich habe mir ebenfalls Abzüge von den Fotos machen lassen. Ich werde sie mir sehr genau ansehen, und früher oder später werde ich mehr wissen.«

Sie beugte sich zu Tweed vor und fuhr mit eindringlicher Stimme fort: »Dieses Gefühl eines drohenden Unheils war so stark, dass mir sogar die Hände zitterten.« Als sie sich zu Paula umdrehte, kehrte das Lächeln wieder auf ihr Gesicht zurück. »Zum Glück habe ich in dem Moment nicht fotografiert.«

»Sie scheinen sich Ihrer Sache aber sehr sicher zu sein«, sagte Paula.

»Oh, ich bin mir dessen absolut sicher«, erwiderte Elena bestimmt. »Jetzt habe ich aber genug von Ihrer kostbaren Zeit verschwendet.« Sie holte einen großen Umschlag aus ihrer bestickten Handtasche und legte ihn auf den Schreibtisch. »Hier sind die Fotos.«

»Ich bitte Sie, es war mir ein Vergnügen und keineswegs eine Zeitverschwendung«, sagte Tweed galant zu Elena, die sich zum Gehen anschickte. »Vielen Dank für die Fotos. Wir werden sie uns in aller Ruhe ansehen. Und vielleicht machen Sie mir mal die Freude und leisten mir auf eine Tasse Tee Gesellschaft.«

»O ja, gerne, vielen Dank. Ich liebe englischen Tee – er ist der beste der Welt.«

»Ich bringe Sie noch hinaus.«

»Das ist nett, danke. In dem Umschlag ist übrigens auch eine Visitenkarte mit meiner Adresse und meiner Telefonnummer. Ich wohne ganz in der Nähe von Roy Buchanan ...«

## 6

»Paula, Bob, morgen fliegen Sie mit mir nach Maine«, sagte Tweed, nachdem er Mrs. Brucan hinausbegleitet hatte.

»Nach Maine?«

Paula konnte kaum glauben, dass sie Tweed richtig verstanden hatte. Aus heiterem Himmel heraus wollte er plötzlich nach Amerika fliegen? Nicht, dass er solche einsamen Entschlüsse nicht schon früher gefasst hätte, aber nie waren sie so abrupt gekommen.

»Ist ja toll«, sagte sie mit etwas zu lauter Stimme. »Aber warum?«

»Gestern Abend habe ich vor dem Einschlafen noch lange nachgedacht. Und heute früh habe ich die Entscheidung getroffen. Warum? Weil ich mir ansehen will, wo dieser Hank Foley umgebracht wurde. Ich möchte mir die Gegend anschauen und den Leuten von dem Sanatorium, in dem er Hausmeister war, einige Fragen stellen. Damals, als ich noch für Scotland Yard ermittelte, war ich bekannt dafür, dass ich immer alles, was mit einem Fall zusammenhing, mit eigenen Augen sehen musste. Aber ich möchte Sie warnen, diese Reise könnte sich als schwierig, vielleicht auch als gefährlich erweisen.«

»Warum?« Jetzt war es Newman, der fragte.

»Weil wir nicht wissen, was uns erwartet. Von zu Hause aus habe ich bereits meinen alten Freund Cord Dillon von der CIA angerufen ...«

»Ist er dort immer noch Stellvertretender Direktor?«, wollte Paula wissen.

»Ja. Auch er geht ein Risiko ein. Drüben in den Staaten haben wir keinerlei Befugnisse. Cord hat mich zwar dem Polizeipräsidenten von Portland empfohlen, aber ich bin mir sicher, dass es einigen Leuten dort nicht gefallen wird, wenn ich meine Nase in ihre Angelegenheiten stecke.«

»Dann fliegen wir also direkt nach Portland?«, fragte Newman.

»Nein, das geht nicht. Ich habe schon mit Monica telefoniert, die wieder mal lange vor Ihnen beiden im Büro war. Sie hat die einzig mögliche Route herausgesucht und mich gleich zurückgerufen. Wir fliegen mit der United nach Boston, wo wir nach sechseinhalb Stunden am späten Abend landen werden. In Boston steigen wir dann in eine Maschine nach Portland um. Zurück fliegen wir übrigens genauso: erst von Portland nach Boston, dann von dort nach Hause. Ich schätze, wir werden nicht viel länger als vierundzwanzig Stunden drüben bleiben.«

»Dann werde ich mal meine Sachen packen«, sagte Paula.

»Nehmen Sie sich lieber etwas Warmes zum Anziehen mit«, warnte sie Tweed. »Cord sagt, dass es drüben eiskalt ist.«

»Das habe ich mir schon gedacht. Mist! Ich bin ja heute Abend mit Black Jack Diamond in der Bar verabredet. Ich muss schauen, wie ich das alles auf die Reihe kriege. Aber wieso setzen Sie sich eigentlich nicht, Tweed? Seit Sie Mrs. Brucan zur Tür gebracht haben, laufen Sie im Zimmer auf und ab.«

»Ihre Tickets sind auf dem Weg hierher«, verkündete Monica.

»Und vergessen Sie nicht, dass Sie heute Nachmittag um drei einen Termin mit Dr. Abraham Seale haben«, erinnerte Paula ihren Chef, der sich jetzt doch an seinen

Schreibtisch gesetzt hatte.

»Ich weiß. Sagen Sie mal, Bob, wie fanden Sie eigentlich Elena?«

Tweed bereitete sich auf einen Ausbruch von Newman vor. Marier, der immer noch an der Wand lehnte, blinzelte ihm zu.

»Ich fand sie eigentlich sehr nett«, sagte Newman zu Tweeds großer Überraschung, »aber das, was sie gesagt hat, war ziemlich seltsam. Irgendwie hat sie eine merkwürdige Atmosphäre hinterlassen.«

»Das stimmt«, pflichtete Marier ihm bei. »Ich kann ihre Gegenwart immer noch spüren, so als wäre sie noch hier im Raum.«

»Mir geht es nicht anders als Bob und Marier«, sagte Paula.

»Dann lassen Sie uns doch mal einen Blick auf die Fotos werfen, die sie uns gebracht hat«, schlug Tweed vor.

Tweed öffnete den Umschlag und breitete die Fotos auf seinem Schreibtisch aus. Es waren so viele, dass die ganze Oberfläche damit bedeckt war. Paula, Newman und Tweed beugten sich mit Vergrößerungsgläsern bewaffnet darüber, während Marier hinter ihnen stehen blieb.

»Weiß der Himmel, wie viele Filme sie verschossen hat«, sagte Tweed.

»Die hier sehen ziemlich viel versprechend aus«, sagte Paula und wandte sich einer Reihe von Fotos zu, während Tweed sich auf eine andere Serie konzentrierte. Eine nach der anderen betrachtete Paula mit ihrem Vergrößerungsglas die Personen, die in das Hochhaus hineingingen. Auf einmal hielt sie inne, beugte sich noch tiefer über das Foto und stieß Tweed an.

»Da ist Marienetta«, sagte sie. »Sie läuft die Stufen zum Eingang hinauf. Wahrscheinlich überprüft sie die Sicherheitsvorkehrungen, Broden wartet nämlich vor dieser verflixten Drehtür auf sie. Ich bin mir sicher, dass sie den Mechanismus zu Stoßzeiten abschalten und die Tür sich dann ohne ständige Unterbrechung dreht.«

»Bestimmt, sonst würden die vielen Angestellten am Morgen ja ewig brauchen, um ins Gebäude zu gelangen.«

Tweed beugte sich zu Paula hinüber. »Selbst von hinten ist Marienetta eine schöne Frau.«

»Da sind noch viele andere Fotos zu sichten«, sagte Paula spitz und nahm ihm das Bild aus der Hand. »Oh, da ist ja der ehrenwerte Russell Straub, der selbst ernannte Retter der Welt. Sogar beim Treppensteigen muss er sich noch produzieren.«

»Wie war das?«, sagte Tweed und besah sich das Foto noch einmal.

Elena hatte den amerikanischen Vizepräsidenten abgelichtet, wie er oben an der Treppe stand und die Menge, die von unten zu ihm aufblickte, mit hoch erhobenen Armen grüßte. Neben ihm stand ein schlanker, energisch aussehender Mann, der vermutlich ein Leibwächter war und über beide Ohren grinste. Paula deutete auf ihn.

»Der sieht eigentlich ganz nett aus. Wer das wohl ist?«

»Keine Ahnung«, knurrte Marier, dem Paula in der Zwischenzeit ihr Vergrößerungsglas gegeben hatte. »Aber diesem Straub traue ich wirklich nicht über den Weg.«

»Mir geht es genau so«, sagte Newman, der nun ebenfalls das Foto studierte.

»Und hier haben wir Sophie«, verkündete Paula, die sich bereits den nächsten Abzug vorgenommen hatte. »Die

macht aber ein mürrisches Gesicht. Ach übrigens, ich bin heute Abend gegen sechs mit Marienetta zum Tee verabredet. Das haben wir bei Sophies Geburtstagsfest so ausgemacht.«

»Wie das?«, wunderte sich Tweed. »Ich dachte, Sie wollten sich um sieben mit Black Jack treffen.«

»Marienetta und ich treffen uns im Brown's. Von dort sind es nur ein paar Schritte ins Marino's. Ich werde nacheinander beide Verabredungen wahrnehmen.«

»Sie kommen wohl gut mit Marienetta aus«, sagte Tweed.

»Sie scheint mich zu mögen. Marienetta hat übrigens mal eine Zeit lang bei Medford als Detektivin gearbeitet. Arbogast meinte damals, dass sie ein wenig Erfahrung brauche, wenn sie die Sicherheitsabteilung von ACTIL übernehmen wolle.«

»Bei Medford?«, sagte Tweed beeindruckt. »Das ist die beste Detektei in ganz London. Die nehmen dort nicht jeden.«

»Ich schätze, dass Marienetta praktisch jeden Job in dieser Stadt bekommen kann, wenn sie nur will ...«

Sie wandten sich wieder Elenas Fotos zu. Marier hatte sich jetzt ein eigenes Vergrößerungsglas geholt.

»Wen haben wir denn da?«, sagte Tweed, nachdem sie eine Weile schweigend gesucht hatten. »Das ist doch Sam Snyder, der da gerade das Gebäude betritt. Was hat denn der dort zu suchen?«

»Lassen Sie mich mal sehen«, sagte Newman und nahm den Abzug. »Stimmt, das ist Snyder. Zu wem der wohl wollte? Roman Arbogast war es bestimmt nicht, der gibt nämlich keine Interviews.«

»Eines ist wirklich seltsam«, sagte Tweed und deutete

auf die Fotos. »Snyder ist die einzige Person, die Elena gleich fünfmal hintereinander fotografiert hat. Und zwar unterhalb der Treppe, dann auf halbem Weg die Stufen hinauf, dann oben, dann vor der Drehtür und schließlich in der Drehtür. Fünfmal. Wieso nur?«

## 7

Dr. Abraham Seale kam später als angekündigt. Ohne ein Wort der Entschuldigung ließ er sich von Monica ins Büro führen. Paula war er auf den ersten Blick unsympathisch. Er hatte kaum noch etwas mit dem Mann gemeinsam, dessen Vortrag sie einmal besucht hatte.

Der Kriminologe war ein hoch gewachsener, hagerer Mann mit kräftigem Adamsapfel. Er trug einen altmodischen, schwarzen Gehrock und ein weißes Hemd mit steifem, viktorianisch anmutendem Stehkragen. Das lange Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, und er blickte mit kalten Augen in die Welt. Dichtes, dunkles Haar und ebensolche Augenbrauen unterstrichen den dämonischen Eindruck. In der rechten Hand hielt er einen schwarzen Spazierstock mit einem silbernen Knauf in Form eines Schlangenkopfes.

Aufrecht wie ein Fahnenmast nahm Seale auf dem Stuhl gegenüber Tweed Platz. Es war schwer, sein Alter zu schätzen, aber seine Stimme klang überraschend jung. Er umklammerte den Knauf des Spazierstocks mit beiden Händen und ließ seinen Blick durch den Raum schweifen, ehe er sich mit herablassender Miene an Tweed wandte.

»Ich habe nicht viel Zeit. Ich bin ein viel beschäftigter Mensch aber Buchanan bestand nun mal darauf, dass ich zu Ihnen komme. Ich nehme an, Sie sind Tweed.«

»Ganz recht, der bin ich.«

»Das ist ja ein prachtvoller Spazierstock, den Sie da haben«, bemerkte Newman und streckte die Hand danach aus.

Zögernd schob Dr. Seale den Stock ein wenig in

Newmans Richtung, ohne ihn jedoch loszulassen. Als Newman danach griff, um den seltsamen Schlangenkopf näher zu betrachten, riss Seale den Stock wieder an sich.

»Der Knauf ist aus reinem Silber. Ich möchte nicht, dass er beschmutzt wird.«

»Was können Sie für uns tun? Oder besser gesagt, was können wir für Sie tun?«, begann Tweed das Gespräch.

»Hören Sie mir gut zu. Man hat mir gesagt, dass Sie mit dem Mord an dem Hausmeister Hank Foley im amerikanischen Pinedale und einem ganz ähnlich gelagerten Fall hier in Bray befasst sind. Das wichtigste Merkmal beider Fälle ist, dass beide Opfer enthauptet wurden und die Köpfe verschwunden sind.«

»Foleys Kopf könnte ins Meer geworfen worden sein, der von Holgate in die Themse«, sagte Paula.

»Unsinn«, herrschte Seale sie an. »Wenn das so wäre, hätte man sich der Leichen auf dieselbe Weise entledigt. Aber das ist nicht der Fall. Ein weiterer bedeutsamer Faktor ist der, dass wir es hier mit einem Mörder zu tun haben, der abnormal veranlagt ist. – Ich kann Ihnen nicht sagen, ob er ein Mann oder eine Frau ist, aber dass er nicht normal ist, das weiß ich bestimmt«, wiederholte er mit Nachdruck.

»Dann sollte man ihm doch eigentlich leicht auf die Spur kommen«, meinte Tweed.

»Ganz im Gegenteil. Solche Menschen verhalten sich die meiste Zeit über völlig normal. Sie müssen bedenken, dass auf die eine oder andere Weise wir alle von der Norm abweichen, auch wenn das noch nicht ins allgemeine Bewusstsein gedrungen ist. Wie oft stellen wir uns die Frage: Warum habe ich das jetzt getan? Es gibt natürlich graduelle Unterschiede. Bei einem Täter, der seine Opfer enthauptet, haben wir es natürlich mit einem besonders

krassen Fall zu tun. Aber glauben Sie jetzt bloß nicht, Sie würden auf den ersten Blick erkennen, welche Abgründe des Grauens sich vor Ihnen auftun, wenn sie mit dieser Person im Restaurant beim Essen sitzen.«

»Was für eine angenehme Vorstellung«, entgegnete Tweed sarkastisch.

»Unser Täter ist hochintelligent, davon bin ich überzeugt. Im Umgang mit so genannten normalen Menschen benimmt er sich absolut unauffällig, sodass keiner weiß, mit wem er es zu tun hat. Bundy, der drüben in den Staaten viele Frauen vergewaltigte und tötete, konnte seinen Opfern nur deshalb so nahe kommen, weil er ihnen vollkommen normal und harmlos erschien. Und was die Vorgehensweise unseres Täters betrifft – ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass sie mich fasziniert.« Seale hörte sich fast an, als würde er sich lobend über die Zusammenstellung eines Abendessens äußern. »Der Mörder hat seine Technik auf bewundernswerte Weise perfektioniert«, fuhr er fort.

»Obwohl er den Kopf ganz knapp unterhalb des Kinns abhackt, sind die Schnittflächen am Hals absolut glatt und sauber. Ich rate Ihnen, konzentrieren Sie sich bei Ihren Ermittlungen auf diesen Punkt, und eines Tages werden Sie wissen, wer der Täter ist. Oder auch nicht.«

»Sonst noch irgendwelche Tipps?«, wollte Tweed wissen, der die Augen halb geschlossen hatte und mit seinem Kugelschreiber spielte.

»Tipps!« Seale war außer sich vor Empörung. »Werter Herr, meine Worte basieren auf jahrelangen intensiven Studien vergleichbarer Fälle. Sie müssen Ihren Verstand gebrauchen und sich in den Täter hineinversetzen. Wie würden Sie vorgehen, wenn Sie jemanden auf diese Weise töten würden?« Seale sah Paula fragend an. »Ist Ihnen die

Wychwood Library ein Begriff?«

»Ja, natürlich«, sagte Paula und erwiderte unerschrocken den Blick aus seinen dunklen Augen. »Aber man muss Mitglied sein, um dort ausleihen zu können.«

»Ich bin Mitglied«, sagte Tweed gelassen.

»Wie schön«, antwortete Seale, ohne Paula aus den Augen zu lassen. »Dann nehmen Sie doch Tweeds Bibliotheksausweis und leihen Sie sich einmal *Geschichte der Exekution* von Jonathan Wylie. Lesen Sie sich das Buch aufmerksam durch.« Sein Blick wurde noch strenger.

»Vielleicht begreifen Sie dann, wie der Täter vorgeht und was in ihm vorgeht. Es gibt einen Umstand, den bisher noch niemand erwähnt hat. Ich überlasse es Ihnen, ihn herauszufinden.«

»Es würde Miss Grey vielleicht helfen, wenn sie wüsste, wonach sie in dem Buch suchen soll«, sagte Tweed.

»Nein, würde es nicht«, blaffte Seale. »Sie muss selbst herausfinden, was Wylies wunderbares Buch ihr zu verraten hat.« Dann drehte er sich um und nahm Marier ins Visier. »Und der Herr, der da drüben an der Wand lehnt«, fügte er hinzu, »hat gute Gründe, sich dort hinzustellen.«

»Welche Gründe denn?«, fragte Tweed. Die unglaubliche Arroganz seines merkwürdigen Besuchers schien ihn nicht im Geringsten vor den Kopf zu stoßen.

»Er ist ein Kämpfer. Würde er sich setzen, wäre er im Nachteil, falls er angegriffen wird. Solange er steht, befindet er sich in der Position des Stärkeren und ist jeder Situation gewachsen.«

Mit diesen Worten packte Seale seinen Spazierstock fester, erhob sich und warf einen letzten Blick in die

Runde. Ohne sich von Tweed zu verabschieden, ging er zur Tür.

»Das ist alles, was ich zu sagen habe. Damit habe ich meine Pflicht und Schuldigkeit Roy Buchanan gegenüber getan. Auf Wiedersehen ...«

»Das ist vielleicht ein seltsamer Vogel«, meinte Tweed schmunzelnd, als sie wieder allein waren.

»Mir kommt er wie eine Figur aus einem Roman von Charles Dickens vor«, sagte Newman. »Und wie ein Wichtigtuer obendrein.«

»Aber etwas, das er gesagt hat, fand ich doch sehr interessant«, entgegnete Tweed.

»Jetzt wissen wir wenigstens, dass wir es mit einem Unmenschen zu tun haben«, sagte Paula. »Vielleicht hilft uns das, ihm auf die Spur zu kommen.«

»Wie meinen Sie das?« Newman betrachtete sie skeptisch.

»Weil der Täter zwar wie ein Mensch aussieht, aber in Wirklichkeit grausamer als ein wildes Tier ist. Wir dürfen nie vergessen, wie gefährlich dieser Mörder ist.«

»Paula hat Recht«, stimmte Tweed ihr zu.

»Seale übrigens auch«, mischte sich Marier ein. »Ich lehne wirklich immer an der Wand, damit man mich von hinten nicht angreifen kann. Hat er gut beobachtet.«

»Aber das ist doch bloß ein Spinner«, schnaubte Newman. »Ich frage mich, wovon der überhaupt lebt. Sein Anzug sah zwar aus, als käme er aus dem neunzehnten Jahrhundert, aber er war nagelneu und muss eine schöne Stange Geld gekostet haben.«

»So viel ich weiß, hält Seale auch in den Staaten Vorträge«, sagte Tweed. »Ich bin mir sicher, dass man

ihm jede Menge Geld dafür bezahlt. Und wenn er sich vor seinem amerikanischen Publikum auch so kleidet wie hier, liegt es ihm bestimmt zu Füßen.«

»Streit kriegen möchte ich mit dem Burschen jedenfalls nicht«, sagte Newman. »Jede Wette, dass sein Spazierstock, den er mich nicht anfassen lassen wollte, in Wirklichkeit ein ganz gefährlicher Stockdegen ist.«

»Ein Stockdegen?«, sagte Marier. »Könnte man damit nicht jemandem den Kopf abschneiden?«

»Das wäre einen Gedanken wert«, sagte Tweed. »Eines steht auf jeden Fall fest: Einen Menschen wie Seale bekommt man nicht alle Tage zu sehen.«

»Stimmt nicht ganz«, widersprach Newman. »Jetzt fällt es mir nämlich wieder ein. Ich habe ihn schon auf Sophies Geburtstagsparty gesehen, und zwar in voller Abendmontur. Er saß an einem der Tische weiter hinten.«

»Ihnen entgeht aber auch gar nichts«, sagte Paula.

»Sam Snyder war übrigens auch da. Ebenfalls an einem der hinteren Tische.«

»Sam Snyder«, wiederholte Tweed und sah zum Fenster hinaus. »Ich frage mich immer noch, weshalb Elena ausgerechnet von ihm gleich fünf Fotos gemacht hat.«

## 8

Bewaffnet mit Tweeds Bibliotheksausweis ging Paula rasch die Harley Street entlang. Seales Tipp hatte ihr den ganzen Terminplan über den Haufen geworfen. Eigentlich hätte sie ein Taxi nehmen sollen, aber typischerweise war genau dann, wenn man eines brauchte, keines zu kriegen. Also hatte sie den weiten Weg bis zur in der Nähe des St. James Square gelegenen Wychwood Library zu Fuß zurücklegen müssen. Weil es kalt war, hatte sie sich einen dicken Mantel übergezogen, bevor sie die Park Crescent verlassen hatte. Der Himmel war dunkelgrau und sah nicht gerade freundlich aus.

Während sie die Gehsteige entlangeilte, ertappte sie sich dabei, wie sie jeden Passanten im Vorbeigehen musterte. Alle sahen ganz normal aus, aber waren sie es auch wirklich? Seales Vortrag kurz zuvor hatte Paula schwer beeindruckt. Als sie den Piccadilly überquerte, wo sich noch mehr Passanten drängten, hatte sie auf einmal das Gefühl, als ob alle Menschen ringsum abnormal wären. Hör auf damit!, befahl sie sich.

Schließlich kam sie bei der Bibliothek an, aber schon ihre erste Begegnung mit der Bibliothekarin war wenig verheißungsvoll. Die mittelalte Frau mit bleichem Teint musterte erst den Ausweis, den Paula ihr gegeben hatte, dann Paula selbst, ohne die Lippen zu einem Lächeln zu verziehen.

»Sie sind eine Frau«, sagte die Bibliothekarin. »Der Ausweis hier ist aber für einen Mann.«

Was du nicht sagst, fauchte Paula insgeheim. Sie hatte es eilig und ärgerte sich darüber, dass die Frau ihr Schwierigkeiten machte. Furchtbar, diese

Beamtenmentalität, dachte sie, während sie in ihrer Tasche nach einer Karte der General & Cumbria Versicherung suchte, der Tarnfirma des SIS.

»Rufen Sie hier an, und Mr. Tweed wird Ihnen bestätigen, dass alles seine Ordnung hat. Ich bin seine persönliche Assistentin.«

»Da ist besetzt«, sagte die Frau, nachdem sie die Nummer gewählt hatte. »Nehmen Sie doch da drüben Platz, ich versuche es später noch einmal.«

Es hatte keinen Zweck, der alten Schreckschraube zu sagen, dass es ihr pressierte – das hätte sie nur mit Fleiß langsam arbeiten lassen. Also setzte sich Paula schicksalsergeben auf die Couch an der gegenüberliegenden Wand, stellte ihre Aktentasche auf den Boden und wartete. Und dabei habe ich nicht einmal ein Buch dabei, das ich lesen könnte, dachte sie. Heute ist wahrlich nicht mein Tag. Paula sah auf die Uhr und dachte, sie könne sich die Wartezeit verkürzen, indem sie sich bei dem Imbiss um die Ecke etwas zu essen holte. Nur eine Kleinigkeit, später würde sie ja mit Marienetta bei Brown's Tee trinken. Und da musste sie pünktlich sein. Wie sie nämlich gehört hatte, verabscheute es Marienetta zutiefst, wenn jemand verspätet zu einer Verabredung kam. Nach dem Treffen würde sie keine Zeit mehr haben, um sich für den Drink mit Black Jack umzuziehen, aber das war ihr egal. Für einen Typen wie ihn brauchte sie sich keine Umstände zu machen.

Ein alter Herr mit weißem Haar kam herein und fing mit der Bibliothekarin ein längeres Gespräch an. Es sah nicht so aus, als ob sie in nächster Zeit einen weiteren Versuch machen würde, Tweed zu erreichen. Paula sah sich um und bemerkte, wie jemand die Treppe vom Lesesaal herabkam. Es war Dr. Seale, der so aufrecht ging, als hätte er einen Ladestock verschluckt. Die Bibliothekarin

entschuldigte sich bei dem weißhaarigen Herrn und rief Dr. Seale zu: »Ich hoffe, Sie haben gefunden, was Sie suchten, Herr Doktor.«

Der kriegt hier wohl eine Vorzugsbehandlung, dachte Paula. Seale beachtete die Bibliothekarin kein bisschen, sondern ging schnurstracks auf Paula zu, verbeugte sich steif und setzte sich dann neben sie auf das Sofa. Paula war nicht wenig verblüfft, als er ihre Hand ergriff und sanft drückte.

»Wie schön ist es doch, wenn jemand einem nicht nur aufmerksam zuhört, sondern auch noch das tut, was man sagt.«

»Genau aus diesem Grund bin ich hier, Dr. Seale. Sagen Sie mal, sind Sie eigentlich viel auf Reisen?«

»Und ob, meine Liebe. Ich bin erst kürzlich aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt.«

»Und wo waren Sie dort?«

»In Neuengland. Das Wetter war scheußlich. Überall hingen Eiszapfen an den Häusern, die dort fast alle aus Holz sind. Seltsam, da brüsten sich die Amerikaner immer damit, dass sie alles besser machen als der Rest der Welt, und dann sind sie nicht mal in der Lage, ein anständiges Ziegelhaus zu bauen. Nun ja, wenigstens sind sie ein freundliches, liebenswertes Volk.«

Sein strenger Gesichtsausdruck wich abermals einem freundlichen Lächeln. Paula dachte, dass er schon eine seltsame Mischung war. Normal oder abnormal? Seale wünschte ihr viel Glück und stand auf. Als er zum Ausgang ging, sprang die Bibliothekarin auf und rief ihm etwas hinterher, was Dr. Seale aber ein weiteres Mal ignorierte.

Endlich hatte der alte Herr sein Gespräch beendet und stieg langsam die Treppe zum Lesesaal hinauf. Wild

entschlossen stand Paula auf und ging auf die Bibliothekarin zu, die sofort den Telefonhörer in die Hand nahm. Diesmal kam sie auf Anhieb durch und verlangte von Tweed, dass er ihr eine Beschreibung von Paula durchgab. Er antwortete so laut, dass Paula ihn durch das Telefon hören konnte.

»Jetzt machen Sie mal halblang, gute Frau. Miss Grey ist meine persönliche Assistentin ...«

Ohne die Erlaubnis der Bibliothekarin abzuwarten, eilte Paula die Treppe hinauf und begann sofort mit der Suche nach Jonathan Wylies Buch *Geschichte der Exekution*. Nirgendwo war jemand zu sehen, der ihr hätte weiterhelfen können, deshalb suchte sie zuerst auf gut Glück unter der Abteilung Englische Geschichte, in der die Bücher leider nicht alphabetisch geordnet waren. Das Glück blieb ihr fern. Also fing sie an, in anderen Abteilungen zu suchen, bis sie schließlich das Buch aus Zufall im Regal für mittelalterliche Landwirtschaft fand. Offenbar hatte es jemand an den falschen Platz zurückgestellt.

Paula rannte die Treppe hinab und sah zu ihrer großen Erleichterung, dass niemand bei der Bibliothekarin war. Mit einem freundlichen Lächeln legte sie das Buch vor die Frau auf die Theke.

»Könnten Sie bitte schnell machen? Jetzt habe ich es nämlich eilig.«

Ein großes, ledergebundenes Registerbuch wurde umständlich aufgeschlagen. »Alles muss eine Ordnung haben«, erklärte die Frau, während sie aufreizend langsam in das Buch schrieb. »Ich brauche Ihren Namen, Ihre Adresse und die Nummer des Mitgliedsausweises«. Paula wartete ungeduldig, bis die Frau alle Daten aufgeschrieben hatte. Vor lauter Hunger fing ihr Magen schon zu knurren

an. Als Nächstes mussten das Datum sowie Titel und Autor des Buches peinlich genau festgehalten werden. Paula schien es, als wäre eine kleine Ewigkeit vergangen, bis ihr die Bibliothekarin endlich Wylies Buch aushändigte.

»Behandeln Sie es pfleglich«, ermahnte die Frau sie. »Es ist unser einziges Exemplar.«

»Keine Bange«, fauchte Paula. »Hier, ich stecke es in meine Aktentasche. Zufrieden?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, stürmte sie aus der Bibliothek. Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Schnellen Schrittes eilte sie zu einem Schnellimbiss am Picadilly und bestellte sich dort zwei Sandwiches und eine Tasse Tee. Bevor sie fettige Finger bekam, holte sie das Buch aus der Aktentasche und blätterte es rasch durch. *Es* war in einer altertümlichen Schrift gesetzt, die Paula nur mit Mühe entziffern konnte, und beinhaltete eine Menge ziemlich grausiger Illustrationen, die zeigten, wie schrecklich man in früheren Zeiten die Menschen hingerichtet hatte. Auch ein Stich der Exekution des Königs Karl I. aus dem Hause Stuart war darunter. Die Kellnerin brachte die Sandwiches, und Paula steckte das Buch zurück in die Aktentasche.

Nach ihrem bescheidenen Mahl begab sie sich zum Hotel Brown's, wo sie Punkt Viertel vor sechs ankam. Marienetta war noch nicht da. Paula hatte sie in puncto Pünktlichkeit geschlagen. Nachdem sie sich auf der Damentoilette etwas frisch gemacht hatte, begab sie sich in die Lobby des Hotels, wo um fünf Minuten vor sechs Marienetta hereinkam, die ein elegantes, dunkelblaues Kostüm, eine hochgeschlossene weiße Bluse und todschicke Schuhe von Ferragamo trug.

»Warum arbeiten wir bei der Aufklärung des grausamen Mordes an Adam Holgate nicht zusammen?«, fragte Marienetta ohne Umschweife.

Sie saßen in der zweiten Lounge, in der es nach sechs gestattet war, zu rauchen. Marienetta hatte sich eine Zigarette angezündet, nachdem Paula ihr Angebot, auch eine zu rauchen, dankend abgelehnt hatte. Niemand saß in ihrer Nähe, sodass sie ungestört reden konnten.

»Es wäre vielleicht nicht schlecht, wenn wir unsere Informationen austauschen würden«, sagte Paula vorsichtig.

»Gut. Dann will ich mal den Anfang machen. Ich habe Holgate nie vertraut. Broden hielt ihn für eine Perle, aber Adam hatte nun mal so eine Art, andere um den kleinen Finger zu wickeln. Selbst so einen Grobian wie Broden.«

»Was hat Ihr Misstrauen erweckt?«

»Stört es Sie, wenn ich gleichzeitig esse und rede?«, sagte Marienetta und deutete auf den Kuchenwagen, den ein Kellner an ihren Tisch gerollt hatte. »Ich weiß, das ist nicht gerade die feine Art, aber ich habe seit dem Frühstück nichts in den Magen bekommen.« Sie ließ sich ein Stück Kuchen geben, drückte ihre Zigarette aus und fuhr dann fort. »Nun, Holgate hat ständig in Abteilungen herumgeschnüffelt, die ihn nichts angingen. Einmal habe ich ihn sogar dabei ertappt, wie er streng vertrauliche Personalakten fotografiert hat. Er sah mich kommen und ließ die Kamera in seiner Tasche verschwinden. Als ich ihn darauf ansprach, wurde er aggressiv und behauptete, es sei eine Tabaksdose gewesen – dabei hat er überhaupt nicht Pfeife geraucht. Ich habe die Sache dann auf sich beruhen lassen, weil Broden in den Raum kam, dem Sicherheitsmann draußen aber anschließend die Anweisung gegeben, Holgate zu durchsuchen, sobald

dieser den Raum verlasse. Solche Durchsuchungen sind eine Routineangelegenheit. Aber der clevere Bursche hatte keine Kamera bei sich – wahrscheinlich hat er sie zuvor in einer Schublade versteckt. Ich bin mir selbst heute noch sicher, dass er den Film irgendwie rausgeschmuggelt hat – in seinen Socken oder weiß Gott wo sonst.«

»Dann glauben Sie also, dass er ein Spion war?«

Marienette lächelte Paula entwaffnend an. »Ja. Aber hoffentlich hat er nicht für Sie spioniert.«

»Hundertprozentig nicht. Als Holgate bei uns war, hat Tweed ihn zur Nachrichtenabteilung versetzt, die nicht einmal in unserem Gebäude ist.« Irgendwie hatte Paula das Gefühl, auch etwas aus dem Nähkästchen plaudern zu müssen. »Howard, unser Direktor, hat ihn eingestellt, als Tweed im Urlaub war.«

Marienetta lächelte abermals. »Unseren guten Tweed hätte Holgate nie hinters Licht führen können, Howard hingegen schon. Ich habe ihn mal auf einer Party kennen gelernt. Er ist ein netter Mensch, hat aber nicht einmal ein Zehntel so viel Verstand wie Tweed.«

»Dafür kann er wunderbar mit hochrangigen Beamten umgehen und ist in Whitehall wie zu Hause.«

»Da gibt es auch nur Leute, die nicht einmal ein Zehntel von Tweeds Intelligenz besitzen. Uns geht es nicht wegen, sondern trotz unserer Regierung so gut. Ich habe mal mit einem Diplomaten im Außenministerium über Laos gesprochen. Der Kerl hatte keinen blassen Schimmer, wo das Land liegt.« Marienetta redete sehr schnell und kicherte zwischendurch immer wieder.

»Können Sie sich vorstellen, was Holgate in der Nähe von Abbey Grange, dem Haus Ihres Onkels in der Nähe von Bray, zu suchen hatte?«, fragte Paula.

»Keine Ahnung. Onkel Roman hat mit dem alten Kasten

einen echten Fehlkauf getätigt. Das Ding steht seit Monaten leer, und er hat nicht einen einzigen Geschäftsfreund dort untergebracht. Ich habe ihm geraten, das Anwesen zu verkaufen, und zwar zu jedem Preis. Er hat gesagt, dass er das macht, sobald er einmal etwas weniger zu tun hat. – Was ist eigentlich bei der Autopsie von Holgates Leiche herausgekommen?«

»Das weiß ich nicht. Colonel Crow enthält uns das Ergebnis vor.«

»Colonel Crow, der aufgeblasene alte Saft sack. Kriecht jedem in den Arsch, von dem er sich etwas verspricht. Ich bin ihm ein einziges Mal begegnet, und da hat er mir Komplimente wegen meines Kleides gemacht, dabei war es ein elender alter Fetzen. Aber Tweed ist schon noch mit der Untersuchung des Holgate-Mordes betraut, oder?«

Pass auf, was du sagst, ermahnte Paula sich innerlich. »Er hat eine Menge anderer Probleme am Hals«, antwortete sie.

Marienetta lächelte sarkastisch. »Ich kann gut verstehen, weshalb Tweed so große Stücke auf Sie hält. Da haben sich die beiden Richtigen gefunden.«

»Wo hat Holgate eigentlich gewohnt?«

»In einer Bruchbude irgendwo in Pimlico. Seit er das Haus gekauft hat, ist sein Wert astronomisch in die Höhe geschneilt. Das weiß ich, weil er damit immer angegeben hat. Adam war schrecklich geldgeil. Mir ist das schon bei seinem Einstellungsgespräch aufgefallen, aber Broden hat meine Einwände abgeblockt und ihn trotzdem eingestellt.«

»Sie haben mir auf der Geburtstagsfeier erzählt, dass Sie hin und wieder nach Amerika fliegen. Wann waren Sie eigentlich zum letzten Mal drüben?«

»Vor ein paar Wochen«, sagte Marienetta.

»Außerdem haben Sie gesagt, dass Sophie auch häufig drüben ist. Wann war es denn bei ihr das letzte Mal?«

»Auch vor ein paar Wochen, aber wir sind nicht zusammen geflogen. Sophie hätte sonst geglaubt, ich wolle sie beobachten.«

»Und wo waren Sie?«

»In Boston.«

Nachdem sie sich von Marienetta, die ein Taxi nahm, verabschiedet hatte, musste Paula sich beeilen, um noch rechtzeitig zum Marino's zu kommen, wo sie um sieben Uhr mit Black Jack Diamond verabredet war. Sie lief so schnell, dass sie fast einen Krampf in den Beinen bekam.

In einer kleinen, schlecht beleuchteten Seitenstraße blieb sie kurz stehen, um sich die Jacke unter dem Mantel glatt zu streichen. Eine einsame Straßenlaterne warf ihren Schatten aufs Pflaster, aber auf einmal erkannte Paula einen zweiten Schatten, der einen seltsamen breitkrepfigen Hut trug und direkt hinter ihr zu stehen schien.

Der Hut war ein Männerhut und sah so aus, als käme er aus Spanien. Paula sah sich vorsichtig um. Die Straße war völlig menschenleer. Dann fiel ihr ein, dass sie vorhin gehört hatte, wie an einer Querstraße ein Wagen angehalten hatte. Vielleicht war die Gestalt mit dem Schlapphut dort ausgestiegen. Jetzt jedenfalls verfolgte sie sie zu Fuß, und sie war verdammt nahe, denn ihr Schatten berührte fast den von Paula, die spürte, wie ihr die Angst die Kehle zuschnürte.

Dann fing sie an rasend schnell zu denken. Sie trug die Aktentasche in der linken Hand und hatte die Umhängetasche über der rechten Schulter. Mit einer raschen Bewegung steckte sie die rechte Hand hinein und

umfasste den Griff der in ihrem Spezialfach steckenden Browning. Dann stellte sie die Aktentasche auf die Straße, wirbelte herum und zielte mit der beidhändig gehaltenen Pistole auf die Gestalt.

Aber die Gestalt war verschwunden, wahrscheinlich irgendwo in der schmalen Querstraße. Schauen Sie niemals um eine Ecke, hörte Paula in ihrer Erinnerung den Ausbildungssergeant im Trainingscamp in Surrey sagen.

Mit schussbereiter Waffe, den rechten Zeigefinger am Abzug, sprang sie mit einem Satz mitten in die Querstraße. Nichts. Irgendwie hatte sie das fast erwartet. Nach ein paar Metern machte die Straße eine Biegung, die Paula nicht einsehen konnte. Aber sie würde auch nicht hingehen und nachschauen.

Sie holte die Aktentasche und ging schnellen Schrittes zurück zur Hauptstraße. An der Ecke parkte ein nagelneuer roter MG. Weil ihr klar wurde, dass sie auf der Hauptstraße einen Umweg gehen musste und so nicht rechtzeitig zu ihrer Verabredung kommen würde, entschloss sie sich, doch wieder die Seitenstraße zu nehmen.

Die schussbereite Browning unter ihrem Mantel verborgen, ging sie rasch an der Querstraße vorbei, in der die Gestalt mit dem Schlapphut verschwunden war. Verdammte! Sie hatte vergessen, sich die Nummer des MG aufzuschreiben. Jetzt war es zu spät dazu.

Erst als sie das Marino's betrat, steckte Paula die Browning wieder zurück ins Geheimfach. Sie gab ihren Mantel an der Garderobe ab, nahm Schulter- und Aktentasche aber mit in die Bar. Es hatte sie so viel Mühe gekostet, das Buch zu ergattern, dass sie es jetzt um nichts auf der Welt aus der Hand geben wollte. Das Marino's

war ein großer, fast quadratischer Raum mit einer langen Bar an der linken Wand. Der einzige Gast war Black Jack Diamond, der mit einem Whisky an einem Tisch neben dem Tresen saß. Wahrscheinlich hatte das kalte Dezemberwetter selbst die Stammgäste zu Hause bleiben lassen.

Als Black Jack sie kommen sah, stand er auf und breitete die Arme aus, um sie zu begrüßen. Paula ging lächelnd an ihm vorbei und setzte sich auf einen Stuhl, der seinem gegenüber stand. Black Jack machte eine hilflose Geste mit den Armen, als wollte er damit seine Enttäuschung über ihre abwehrende Haltung kundtun, dann setzte auch er sich.

»Ich dachte schon, Sie würden nicht mehr kommen«, sagte er mit einem breiten Grinsen.

»Ich wurde aufgehalten. Aber wie ich sehe, haben Sie sich schon etwas bestellt.«

Black Jack hob sein Glas, das noch halb voll war. »Das ist mein erster Drink heute Abend. Was darf ich Ihnen denn bringen lassen?«

»Ein Glas Chardonnay, bitte.«

Der Barkeeper hatte sie gehört und brachte das Gewünschte. Entspanne dich, sagte sich Paula. Überlass ihm das Reden. Vielleicht hat er ja wichtige Informationen. Außerdem scheint er ziemlich nüchtern zu sein.

»Sie untersuchen doch den Mord an Mr. Holgate«, begann er. Es klang wie eine Feststellung.

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Wegen Ihres Rufs. Sie geben niemals auf. Genauso wenig wie Tweed.«

»Aber um nicht aufzugeben, müssen wir erst einmal

angefangen haben.«

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Black Jack und blickte zur Tür.

Dann rannte er los, und weil er die Tür offen stehen ließ, konnte Paula sehen, was draußen vor sich ging. Black Jack hatte Nathan Morgan am Kragen seines Kamelhaarmantels gepackt und drückte ihn mit dem Rücken gegen den Türstock.

»Was zum Teufel tun Sie da, Morgan? Spionieren Sie mir etwa hinterher?«

»Loslassen«, krächzte Morgan. »Auf der Stelle loslassen, oder ich lasse Sie verhaften ...«

»Das würde aber eine feine Schlagzeile geben«, rief Black Jack. »Gestapo-Methoden bei der Special Branch. In Frankreich wird man sich bestimmt darüber freuen. Also verschwinden Sie. Sofort! Ich möchte Ihre hässliche Visage nie wieder in meiner Nähe sehen!«

Paula schaute aus dem Fenster und sah durch die Gardinen, dass Morgan sich draußen auf der Straße den Mantelkragen glattstrich, um dann wie ein begossener Pudel abzuziehen. Black Jack war die Ruhe selbst, als er zum Tisch zurückkam.

»Die Special Branch ist ziemlich mächtig«, sagte Paula mit erhobenen Augenbrauen.

»Die Auslandspresse auch. Die Amerikaner warten nur auf eine solche Story. Journalisten wie Ihr Kollege Bob Newman können unsere Regierung ganz schön ins Schwitzen bringen. Also, wo waren wir stehen geblieben?«

»Sie wollten mir etwas über Adam Holgate erzählen.«

»Stimmt. Holgate hat von irgendwoher eine Menge Geld bekommen. Viel mehr als das, was er bei ACTIL verdient

hat.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte Paula.

»Er war öfter im Templeton's, meinem Kasino in Mayfair, und hat sich Jetons im Wert von fünfhundert Pfund und mehr gekauft. Die hat er nach anfänglichen Gewinnen dann meist komplett verspielt. Litt unter einer ziemlich ausgeprägten Spielsucht, der Gute. Ein paar Abende später war er dann meistens wieder da und hat wieder eine große Summe verloren. Allerdings muss die Quelle seines Reichtums irgendwann einmal versiegt sein, eines Tages kam er nämlich zu mir und bat mich um einen Kredit, was ich selbstverständlich abgelehnt habe. Er sah ziemlich mitgenommen aus und sagte, dass er sich das Geld dann eben anderswo beschaffen wolle. Das war in der Nacht, bevor man ihn enthauptet hat.«

»Verstehe«, sagte Paula und trank von ihrem Wein.

»Können Sie sich vorstellen, woher Holgates Geld kam?«

»Nein«, antwortete Black Jack mit seinem breiten Grinsen, das bestimmt viele Frauen dahinschmelzen ließ.

»Aber es ist mir schon in den Sinn gekommen, dass er vielleicht jemanden erpresst haben könnte. Wenn dem so wäre, hätten wir eine Erklärung für sein grausiges Ende.«

»Mochten Sie ihn eigentlich?«

»Nicht sonderlich. Er konnte ziemlich unangenehm werden. Wenn er am Verlieren war, fluchte er wie ein Fuhrknecht. Ich musste ihn mehrfach ermahnen und öfter sogar Kasinoverbot androhen.«

»Können Sie mir sonst noch etwas über ihn erzählen?«

»Nein.« Er grinste wieder. »Was halten Sie davon, dass wir jetzt austrinken und uns ein klein wenig Entspannung gönnen? Ich würde Sie gern zum Essen ins Santorini's

einladen. Es gibt dort Tische mit herrlichem Blick über die Themse, und ich kriege dort jeden Tisch, den ich haben will.«

»Tut mir Leid, aber ich habe noch eine Verabredung«, log Paula.

Das Grinsen verschwand aus seinem Gesicht, als ob es jemand mit einem Schwamm weggewischt hätte. Schweigend trank er seinen Whisky aus und schaute dabei ins Leere. Wahrscheinlich überlegt er sich seinen nächsten Schachzug, dachte Paula.

»Ich fahre Sie zurück zur Park Crescent«, sagte er schließlich. »Mein Wagen steht draußen.«

»Das ist sehr nett von Ihnen«, sagte Paula, während sie fieberhaft nachdachte. Sein Wagen? Draußen?

Sie verließen das Lokal und gingen nach links, vorbei an der kleinen Straße, in der zuvor die Gestalt mit dem Schlapphut verschwunden war. Als sie auf die Hauptstraße kamen, ging Black Jack auf einen roten MG mit einem Strafzettel an der Windschutzscheibe zu. Als er Paula die Wagentür öffnete, hielt sie ein Taxi an, das gerade vorbei fuhr.

»Danke für den Wein«, rief sie Black Jack zu. »Aber ich habe es mir anders überlegt. Ich nehme doch lieber ein Taxi.«

»Typisch Frau«, erwiderte er in einem höhnischen Ton.

»Launischer als das Aprilwetter.«

Während das Taxi durch den lockeren Abendverkehr gut vorankam, dachte Paula angestrengt nach. War es möglich, dass die Gestalt im Schlapphut der gute Black Jack Diamond gewesen war? Oder war der Wagen, den sie gehört hatte, doch ein anderer gewesen als der rote MG? Natürlich wäre es Black Jack möglich gewesen, durch eine

Seitentür unbemerkt ins Marino's zu schlüpfen und so zu tun, als säße er schon lange dort, aber es war nicht sonderlich wahrscheinlich. Und dann war da noch Nathan Morgan. War er groß genug, um die unheimliche Gestalt gewesen zu sein? Paula war sich nicht sicher. Und das beunruhigte sie.

## 9

Die große Boeing der United Airlines befand sich mitten über dem Atlantik. Tweed, Paula und Newman saßen auf bequemen Plätzen in der ersten Klasse. Das Flugzeug war nur zur Hälfte belegt, sodass sie sich gut unterhalten konnten, ohne das Risiko einzugehen, belauscht zu werden.

Paula, die über Tweeds Flugangst Bescheid wusste, hatte darauf bestanden, dass er vor dem Abflug noch eine Beruhigungstablette einnahm. Draußen war es dunkel, und Paula warf nur hin und wieder einen kurzen Blick durch das kleine Fenster. Die Gelegenheit war günstig, Tweed die Ereignisse vom Vortag zu berichten.

»Ich habe also das Buch geholt, das Dr. Seale uns empfohlen hat. Ich habe es übrigens dabei. Und jetzt stellen Sie sich mal vor, wer gerade die Treppe herunterkam, als ich dort wartete? Das erraten Sie nie. Der gute Dr. Seale höchstpersönlich. Er hat kurz ein paar Worte mit mir gewechselt. Er war sehr nett.«

»Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen«, sagte Newman, der rechts von Tweed saß und sich deswegen ein wenig vorbeugen musste.

»Dann, beim Tee, schlug Marienetta mir vor, dass wir im Mordfall Holgate eigentlich zusammen ermitteln könnten. Wie Sie ja wissen, hat sie mal in einer Detektei gearbeitet.«

»Da wäre ich an Ihrer Stelle vorsichtig«, erwiderte Tweed warnend.

»Sie ist eine sehr kluge Frau«, bemerkte Newman.

»Trotzdem wäre ich vorsichtig. Und wie war es mit

Black Jack Diamond?«

Bevor Paula das erzählte, berichtete sie, was auf dem Weg zum Marino's vorgefallen war. Als sie von der Gestalt im Schlapphut erzählte, machte Tweed ein besorgtes Gesicht.

»Sie müssen bei diesem Fall sehr vorsichtig agieren, Paula. Wir alle sollten kein Risiko eingehen. Der Killer ist intelligent und skrupellos.«

»So wie Sie reden, könnte man fast meinen, Sie wären immer noch bei Scotland Yard«, sagte Paula und lachte.

»Irgendwie bin ich das auch noch, sobald es um Ermittlungen geht. Schon seltsam, was man einmal gelernt hat, vergisst man nie. Ich für meinen Teil komme ganz gut ohne DNA-Analyse und diesen ganzen Kram aus. Es reicht, wenn man den Leuten aufmerksam zuhört, unbewusst verraten sie einem nämlich irgendwann einmal ihren wahren Charakter. Schon aus reiner Selbstgefälligkeit. Vielleicht haben wir den Mörder ja bereits kennen gelernt.«

»Haben Sie denn schon einen bestimmten Verdacht?«, fragte Paula.

»Nein, dazu ist es noch zu früh.«

Das Flugzeug hatte Rückenwind und landete deshalb früher als geplant. Trotzdem mussten Tweed und seine Begleiter sich beeilen, um den Anschlussflug nach Portland zu erreichen.

Vor ihrem Abflug hatte Tweed seine beiden Mitarbeiter angewiesen, notwendige Erklärungen während der Reise ihm zu überlassen. Paula hatte gefragt, ob es wirklich klug sei, unter ihren richtigen Namen zu reisen, und Tweed hatte darauf geantwortet, dass es angesichts der delikatsten

Natur ihrer Reise sicherer sei, die eigenen Pässe zu benutzen.

Als das Flugzeug in Boston von der Startbahn abhob, blickte Paula hinaus in die Nacht. Die Stadt unter ihr glied sich einer Milchstraße aus funkelnden Lichtern, durch die sich der Charles River wie ein schwarzes Band seinen Weg ins Land bahnte. Nur wenige schwach beleuchtete Schiffe waren auf der Wasserstraße unterwegs.

Der Flug nach Portland dauerte nicht einmal eine Stunde. Je weiter nördlich sie kamen, desto dichter wurden die immergrünen Nadelwälder unter ihnen, die im Mondlicht fast schwarz wirkten. Beim Landeanflug sah Paula, wie sich rechterhand weiß die Brandung an der Küste brach. Im Hafen lagen mehrere Fischkutter vor Anker.

»An wen wenden wir uns hier?«, fragte sie.

»Cord Dillon, mein Freund bei der CIA, hat mir am Telefon geraten, uns gleich noch am Flughafen mit dem hiesigen Polizeichef in Verbindung zu setzen. Er heißt Andersen. Hoppla – wir sind gelandet.«

Am Schalter der Autovermietung wusste niemand über den Leihwagen Bescheid, den Monica von London aus für sie bestellt hatte, aber Andersen, der sie vom Flugzeug abgeholt hatte, erklärte ihnen, dass das kein großes Problem sei. Er würde ihnen seinen Wagen samt Fahrer zur Verfügung stellen, damit sie nach Pinedale gelangten. Nur um den Rücktransport müssten sie sich selbst kümmern. Er selbst werde sich per Funk einen Ersatzwagen bestellen.

Als Andersen sie vom Hauptgebäude hinaus zu dem wartenden Polizeiauto begleitete, schlug er für den kurzen Weg den Kragen seines schäbigen, alten Pelzmantels nach

oben. Paula erkannte sofort den Grund dafür. Die Luft war schneidend kalt und stach ihr Gesicht wie mit tausend Nadeln.

»Sie haben sich wirklich die falsche Jahreszeit für einen Besuch bei uns ausgesucht«, sagte Andersen. »Und laut Wetterbericht braut sich draußen über dem Atlantik auch noch ein heftiges Sturmtief zusammen.«

Es waren nur wenige Menschen unterwegs, und die, die sich überhaupt hinauswagten, waren dick eingepackt.

»Die Stadt macht einen fast ausgestorbenen Eindruck auf mich«, sagte Paula.

»Kein Wunder, die Leute haben wegen des nahenden Sturms alles mit Brettern vernagelt.«

Der Streifenwagen, den Andersen ihnen zur Verfügung stellte, war ein verbeulter alter Ford mit einer langen, verrosteten Funkantenne.

»Das ist Sam«, stellte Andersen ihnen den Fahrer vor. »Er bringt Sie hinaus nach Pinedale. Mehr kann ich im Moment nicht für Sie tun.«

»Ich bitte Sie, Chief Andersen. Das war wirklich sehr großzügig von Ihnen«, sagte Tweed. »Haben Sie noch mal vielen Dank.«

»Tut mir Leid, dass ich Ihnen Sam nur so kurz abstellen kann, aber wir ermitteln gerade in einem großen Raubfall, und da kann ich ihn einfach nicht zu lange entbehren. Ich brauche ihn, damit er unseren Leuten gehörig in den Arsch tritt.« Er erschrak und warf Paula einen entschuldigenden Blick zu. »Nichts für ungut, Ma'am, ist mir so rausgerutscht.«

Tweed setzte sich nach vorn neben den Fahrer, während Paula und Newman hinten einstiegen. Sam gab Gas, und bald hatte der Streifenwagen die Stadt hinter sich gelassen.

Sie fuhren über weites, flaches Land. Das Licht der Scheinwerfer spiegelte sich auf der schwarzen Teerdecke der Straße.

Paula verspürte aus Vorfreude auf das kommende Abenteuer ein leichtes Kribbeln im Bauch. Wie auch Newman hatte sie am Einreiseschalter in Boston den Mund gehalten und das Reden Tweed überlassen.

»Sind Sie geschäftlich hier, oder wollen Sie Urlaub machen?«, hatte sie der Beamte am Einreiseschalter gefragt.

»Geschäftlich«, hatte Tweed geantwortet.

»Beruf?«

»Sicherheitsberater.«

Mehr hatte der Mann nicht wissen wollen. Was für ein enormer Unterschied zu New York. Wenn Tweed dort einreiste, musste er langes Warten in einer Schlange ungeduldiger Mitpassagiere und eine Litanei mürrischer Fragen in Kauf nehmen, ehe er sich auf die mühsame Suche nach einem Taxi machen konnte.

Vor ihnen lief das schier endlose schwarze Band der Straße hinaus in die undurchdringlich finstere Nacht. Sam hockte schweigend am Steuer und blickte nicht ein einziges Mal hinüber zu Tweed. Irgendwann fuhren sie durch einen dichten Nadelwald, dessen Bäume so hoch waren, dass Paula die Wipfel nicht mehr sehen konnte. Ihre Vorfreude auf das bevorstehende Abenteuer verwandelte sich in ein Gefühl der Beklemmung. Außer ihnen war keine Menschenseele unterwegs. Gelegentlich gestattete eine Lücke zwischen den Bäumen einen flüchtigen Blick auf einen forstwirtschaftlich genutzten Schotterweg. Ob in dieser düsteren Wildnis überhaupt jemand lebt?, fragte sich Paula. Kurz darauf hörte auf ihrer Seite des Wagens der Wald auf, und sie sah im Mondlicht

eine rote Scheune. Offenbar lebte doch jemand hier.

Langsam änderte sich das Wetter. Vom Meer her zogen dunkle Wolken auf. Sam blickte zum Himmel, sagte aber nichts. Sein Gesicht unter der tief in die Stirn gezogenen Dienstmütze erinnerte Paula irgendwie an ein Eichhörnchen. Sie hätte ihn gern gefragt, wie weit es noch war, aber dann fiel ihr Tweeds Anweisung wieder ein, und sie verkniff sich die Frage.

Der Wald wurde allmählich lichter. Sam bremste ab und bog auf einen Weg mit Rollsplitt ein. Vor ihnen öffnete sich eine Lichtung und gab den Blick auf eine kleine Anhöhe mit einem zweistöckigen Schindelhaus frei, das dringend einen neuen Anstrich benötigt hätte. Eine Holzterapie führte hinauf zu einer Veranda, deren Holzgeländer an einigen Stellen kaputt war, und auf dem Dach fehlten mehrere Schindeln. Hinter den ungeputzten Fenstern im Erdgeschoss war Licht zu sehen. Wem immer dieses Haus gehört, er legt nicht viel Wert auf Äußerlichkeiten, dachte Paula. Sam hielt den Streifenwagen wenige Meter vor der wackeligen Holzterapie an und wurde auf einmal richtiggehend gesprächig.

»Da drin finden Sie Deputy Parrish«, sagte er in schönstem Ostküstenslang. »Ich bezweifle aber, dass er Ihnen helfen wird. Gleich hinter der Polizeistation liegt übrigens das Meer. Hören Sie den Wind?«

Paula fiel plötzlich ein merkwürdiges Rauschen in der Luft auf. Als sie zum Waldrand zurückschaute, bemerkte sie, dass die hohen Bäume im Wind schwankten. Ein beunruhigender Anblick.

»Der Sturm rückt näher«, fuhr Sam fort. »Er soll ziemlich heftig werden. Hier in der Nähe hat sich übrigens vor kurzem ein grauenvoller Mord ereignet. Der Mörder

hat seinem Opfer den Kopf abgeschnitten und den Rumpf dann ins Meer geworfen. Der Kopf ist bisher nicht gefunden worden.« Er gab ein seltsames Geräusch von sich, das sich beinahe wie ein Kichern anhörte. »Was der wohl mit dem Kopf vorhat? Vielleicht sammelt er ja so was. Aber ich muss jetzt wieder zurück. Andersen wartet schon auf mich.« Als die drei ausgestiegen waren, kurbelte Sam noch einmal das Fenster herunter. »Vielleicht kann Sie Jed, der Gehilfe von Parrish, wieder nach Portland zurückfahren.«

»Hoffentlich«, sagte Paula eine wenig kleinlaut. Die beißende Kälte tat ihr beim Atmen in der Lunge weh.

Der Wind frischte weiter auf, und Sam fuhr zu Paulas Verwunderung nicht sofort los, sondern wartete, bis sie am Fuß der Treppe standen. Dann aber gab er so kräftig Gas, dass der Rollsplitt unter den Reifen nur so wegspritzte, wendete den Wagen und raste davon. Jetzt wusste Paula, weshalb er gewartet hatte. Er hatte ihnen die kleinen Steine nicht ins Gesicht schleudern wollen. Mit gemischten Gefühlen blickte sie den roten Rücklichtern hinterher. Auf einmal hatte sie das Gefühl, als ob sie von der zivilisierten Welt abgeschnitten wäre.

»An die Arbeit«, sagte Tweed munter und energiegeladen. »Das Gelände ist sehr wackelig«, warnte er sie, als er die Stufen zur Veranda hinaufstieg und vor die Haustür trat. Er öffnete sie und trat ein. Paula bewunderte wieder einmal seine entschlossene Art.

Hinter der Tür befand sich ein großer Raum mit Holzfußboden, wo ein etwas dicker, fünfzigjähriger Mann an einem alten Schreibtisch saß. Die in schweren Stiefeln steckenden Füße hatte er auf die Tischplatte gelegt. Der Mann hatte ungepflegtes, fettiges Haar, das in glänzenden Strähnen an seinem dicken Schädel klebte und ein rotes Gesicht, dessen Farbe Tweed auf einige leere Bierflaschen

neben dem Schreibtisch zurückführte. Kleine Schweinsäuglein funkelten hinterlistig über einer fleischigen Nase, und der Mund, unter dem ein enormes Doppelkinn wabbelte, war nur ein schmaler Strich. Der enorme Bauch des Mannes spannte sein schmutziges, rot kariertes Hemd bis zum Zerreißen und hing wie eine Kugel über den Hosengürtel.

»Deputy Parrish?«, sagte Tweed, während Paula und Newman hinter ihm in das völlig überheizte, nach abgestandenem Bier stinkende Haus traten und die Tür schlossen.

Der Mann führte die Bierflasche, die er in der rechten Hand hielt, an den Mund und trank sie aus. Dann knallte er die leere Flasche auf den Schreibtisch, nahm die Füße herunter und stand auf. Paula, der von der stickigen Hitze fast schwindlig wurde, sah, dass er einen Revolver am Gürtel trug. Sie zog die Handschuhe aus und grub ihre Fingernägel in die Handfläche. Der Schmerz half ihr, nicht in Ohnmacht zu fallen.

»Yeah, ich bin Deputy Parrish«, sagte der Mann. »Und ich bin hier das Gesetz. Und Sie müssen dieser Tweed sein.«

»Ja.« Tweed stellte seine Begleiter vor. Parrish würdigte Newman keines Blickes, beäugte dafür Paula aber umso mehr. Tweed trat näher an den Schreibtisch heran.

»Sehen Sie den Stapel Feuerholz da drüben, Tweed?«, sagte Parrish, nachdem er sich wieder gesetzt hatte.

»Legen Sie doch noch ein Scheit in den Ofen, damit die Lady keine kalten Füße bekommt. Wäre schade, wenn sich so ein hübsches Ding verkühlen würde.« Dabei grinste er Paula anzüglich zu.

»Ich kümmere mich schon um das Feuer«, ließ sich plötzlich eine weitere Stimme vernehmen, aber Tweed

hatte bereits ein Scheit in das lichterloh prasselnde Feuer geworfen. Es konnte nicht schaden, den alten Gauner bei Laune zu halten.

Paula schenkte dem Mann, der seine Hilfe angeboten hatte, ein dankbares Lächeln. Er war um einiges jünger als Parrish, und sein grau kariertes Hemd und die blauen Jeans wirkten sauber und gepflegt. Er machte einen kräftigen Eindruck, hatte dichtes, blondes Haar, ein gut geschnittenes Gesicht und ein nettes Lächeln. Parrish rülpste laut und blaffte den jungen Mann an: »Vorsicht bei der Lady, Jed. Wenn du an die ran willst, musst du erst an Tweed und seinem Gorilla vorbei.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Mr. Parrish, würde ich mich gern hinsetzen, bis ich mich an diese Hitze hier gewöhnt habe«, sagte Paula mit schneidender Stimme.

»Aber natürlich!« Parrish stand auf und holte höchstpersönlich aus einer Zimmerecke drei Korbstühle heran. »Bitte schön«, sagte er und machte mit seiner dicken Hand eine einladende Geste. Die Fingernägel starrten vor Schmutz. »Jed«, rief er, als Paula sich setzte, »wo bleiben deine Manieren?«

Dann legte er ihr eine Hand auf den Arm und beugte sich über sie. »Na, sitzen wir bequem?«, fragte er. Seine alkoholgeschwängerten Ausdünstungen raubten Paula fast den Atem.

Sie nahm seine Hand und schob sie fort. Ihre Entschlossenheit schien Parrish zu beeindrucken. Tweed, der mittlerweile ebenfalls Platz genommen hatte, war mit seiner Geduld am Ende. Streng fixierte er den Deputy, der sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt hatte.

»Sie waren also dabei, als man Hank Foleys Leiche geborgen hat?«, fragte er ohne lange Umschweife.

»Ich habe die Operation geleitet, um es mal so

auszudrücken.«

»Dann müssen Sie ja am besten wissen, wie sich alles abgespielt hat. Ich brauche jede Einzelheit.«

»Wenn das so ist, sollten Sie sich lieber mit Jed unterhalten. Er hat schließlich die Leiche gefunden. Nur den Kopf nicht, oder, Jed? Bist du sicher, dass er dir nicht ins Meer gerollt ist, als du dem Team aus Portland geholfen hast, die Leiche an Land zu ziehen?«

»Über so was macht man keine Witze«, erwiderte Jed heiser. »Sie wissen genau, dass das nicht der Fall war.«

»Sei doch nicht so empfindlich, Jed. Zeig lieber den Engländern, wo du den kopflosen Herrn gefunden hast.«

»Kommen Sie voran mit Ihren Ermittlungen?«, fragte Tweed, der langsam die Geduld verlor. »Wie weit sind Sie? Ich würde wirklich gern ein paar Details hören.«

»Das braucht alles seine Zeit«, murmelte Parrish, während Paula sich in dem Zimmer umsah. Was für ein Kontrast zwischen Jeds Schreibtisch mit der alten Remington-Schreibmaschine und den fein säuberlich gestapelten Aktendeckeln zu Parrishs schmutzigem Chaos in der anderen Ecke. Auf seinem Arbeitstisch lagen in unordentlichen Stapeln viele lose Blätter herum, auf denen sich rund und gelblich die Abdrücke von Bierflaschen abzeichneten. An den Wänden lehnten gefährlich schiefe Aktenstapel.

Tweed stand auf. Mit Mr. Parrish, dem der Fall von Hank Foley ganz offensichtlich völlig gleichgültig war, würden sie keinen Millimeter weiterkommen.

»Ich möchte jetzt doch auf Ihr Angebot zurückkommen und Jed bitten, uns zu der Stelle zu führen, wo er die Leiche gefunden hat. Langsam drängt die Zeit.«

»Ich werde Sie sofort hinfahren«, erbot sich Jed, der

bereits aufgesprungen und in seine Windjacke geschlüpft war. »Gehen Sie schon mal raus, ich komme nach«, sagte er und zog im Gehen seinen Reißverschluss zu.

»Wunderbar. Dann brechen wir mal auf«, antwortete Tweed.

Parrish erhob sich schwerfällig und folgte seinen Besuchern, während Jed hinter dem Haus noch etwas zu erledigen hatte. Während Tweed, Paula und Newman am Fuß der Treppe stehen blieben, wo die eisige Kälte ihnen fast den Atem raubte, zog Parrish es vor, auf der Türschwelle zu bleiben.

»Bis Portland ist es aber noch ganz schön weit«, rief er, während er nach einer frischen Flasche Bier griff. »Besonders, wenn man zu Fuß gehen muss.« Er lachte laut und dröhnend, bis er keine Luft mehr bekam.

»Kommen Sie mit zu meinem Wagen«, sagte Jed. »Er steht hinter dem Haus.« Als sie um die Ecke gingen, traf sie der Sturm mit voller Wucht. Jed rannte zu Paula und packte sie am Arm. »Seien Sie vorsichtig«, rief er. »Sie wären ja fast umgeblasen worden.«

## 10

Jeds Wagen, ein verbeulter Chrysler, stand mit laufendem Motor und voll aufgedrehter Heizung hinter dem Haus. Jed wartete, bis Tweed vorn und Paula und Newman hinten eingestiegen waren. Dann schlug er die Fahrertür zu und rief: »Bin gleich wieder da. Ich muss nur noch etwas holen.«

Paula sah, wie er eine Tür an der Rückwand des Hauses öffnete. Gleich darauf kam er mit einer großen Tasche in der Hand zurück zum Wagen. Nachdem er die Tasche im Kofferraum verstaut hatte, stieg er ein und setzte sich hinters Lenkrad.

»Wollen Sie verreisen?«, fragte Paula.

»Könnte man so sagen. Ich habe alle meine Sachen gepackt.« Jed fuhr los. »Dieser Parrish steht mir bis hier. Andersen hat mir unter der Hand in Portland einen angenehmeren Job angeboten, bei dem ich sogar besser verdiene. Aber das Beste daran ist, dass er mein direkter Vorgesetzter sein wird. Andersen ist in Ordnung.«

Jed hatte die große Straße erreicht und bog nun nach links in Richtung Boston ab. Grinsend drehte er sich zu Paula um. »So macht mir meine Arbeit Spaß. Und nach Portland fahre ich Sie auch zurück. Aber vorher zeige ich Ihnen noch alles, was Sie interessiert.«

»Weiß Parrish, dass Sie nicht mehr für ihn arbeiten?«, fragte Paula.

»Der hat keinen blassen Schimmer. Ich rufe ihn von Portland aus an, um es ihm zu verklickern.«

Als sie auf der Schnellstraße dahinglitten, veränderte sich die Landschaft um sie herum. Links und rechts konnte

Paula jetzt die Schollen frisch gepflügter Felder sehen, und vereinzelte Bäume waren an die Stelle des dichten Waldes getreten. Jed pfiff fröhlich vor sich hin.

»Wo liegt Pinedale eigentlich?«, fragte Tweed.

»Wir fahren gerade durch.«

Nicht gerade einladend, dachte Paula. Hier und da standen in großem Abstand kleine, erbärmliche Holzhäuser herum, in deren Fenstern hinter dichten Vorhängen gedämpftes Licht hervorschimmerte. Manche Leute verbringen ihr ganzes Leben in solchen Bruchbuden, dachte Paula. Bei uns in London, wo jeder einmal im Jahr eine billige Pauschalreise nach Italien oder in die Karibik bucht, kann man sich gar nicht vorstellen, wie es hier zugeht.

»Sehen Sie das ausgebrannte Gebäude da vorn am Straßenrand?«, fragte Jed an Tweed gewandt.

»Ja.«

»Das war früher mal die Klapsmühle – beziehungsweise das Sanatorium, wie es offiziell hieß. Reiche Leute haben dort ihre geistig verwirrten Verwandten abgeschoben. Nur ganz wenige sollen als geheilt entlassen worden sein. Auf jeden Fall kostete der Aufenthalt dort eine Stange Geld. Dafür wurde sehr auf Diskretion geachtet.«

Jed bog von der Schnellstraße auf einen Feldweg ab, der hinauf zu der ausgebrannten Ruine führte. Paula hörte ein tosendes Geräusch. Draußen peitschte ein heftiger Wind gegen den Wagen. Tweed beugte sich vor und schaute an Jed vorbei nach links.

»Wie weit ist das Sanatorium von dem Ort entfernt, an dem Sie Hank Foleys Leiche gefunden haben?«

»Nicht weit. Ich habe Blutspuren entdeckt, aus denen man schließen konnte, dass der Tote vom Sanatorium bis

zum Strand geschleift wurde. Leider hat es kurz darauf heftig geregnet, und die Spuren wurden verwischt, sodass keiner mir geglaubt hat.«

»Wie kam es, dass Sie die Leiche gefunden haben?«

»Es war eine stürmische Nacht, und ich ging Patrouille an der Küste für den Fall, dass ein Schiff auf Grund lief. So was passiert manchmal, und dann muss man sofort die Küstenwache in Portland verständigen. Parrish schert sich einen feuchten Kehricht darum.«

»Was ist das eigentlich für ein seltsames Geräusch?«, fragte Paula.

»Das sind hohe Wellen, die sich unten an den Felsen brechen. So, wir wären da.« Jed schaltete den Motor aus.

»Aber bleiben Sie noch einen Moment im Wagen sitzen. Und wenn Sie dann aussteigen, seien Sie sehr vorsichtig. Die Klippen sind hier verdammt steil und fallen fast senkrecht nach unten. Jetzt kommt der Wind vom Meer, was nicht so schlimm ist, aber wenn er vom Land bläst, sind schon Leute von den Klippen geblasen worden. Sie beide, Tweed und Newman, kommen bestimmt allein zurecht, aber bei Ihnen, Paula, wäre es mir lieber, wenn Sie meinen Arm nehmen würden.«

»Danke für das Angebot«, erwiderte Paula lächelnd und suchte seinen Blick im Rückspiegel. »Ich nehme es gern an.«

Auf Jeds Rat hin stiegen sie alle auf der rechten, dem Meer abgewandten Seite des Wagens aus. Paula knöpfte sich ihren Mantel bis ganz oben zu. Kaum war sie aus dem Auto, traf sie der Wind mit voller Wucht. Sie klammerte sich an Jed und stapfte mit gesenktem Kopf an den Rand der Klippen.

Riesige Wellen rollten auf die Küste zu, als wollten sie den ganzen Kontinent unter Wasser setzen. Wenn sie mit

einem ohrenbetäubenden Geräusch an die Felsen krachten, wurde die Gischt so weit nach oben geschleudert, dass sie Paula und den anderen das Gesicht benetzte. Jed, der einen Arm um Paula geschlungen hatte, deutete nach unten.

»Der Tote steckte in der großen Spalte da drüben.«

»Als Sie ihn entdeckten, war der Sturm da auch so schlimm wie jetzt?«, schrie Tweed.

»Nein. So stark wie der hier war in diesem Jahr noch keiner.«

Tweed hatte bemerkt, dass sich die größeren Wellen gute sieben Meter unterhalb des tiefen schmalen Felskamins brachen, den Jed ihnen gezeigt hatte. Damit war es praktisch ausgeschlossen, dass die Leiche angespült worden war. Er teilte diese Beobachtung Jed mit.

»So habe ich das bisher noch gar nicht gesehen«, schrie der Amerikaner zurück, nachdem er eine Weile nachdenklich nach unten geblickt hatte.

»Ich würde mich gern dort drüben etwas umsehen«, rief Paula Jed ins Ohr und deutete auf den mit Dünengras bewachsenen Hang, der hinunter zu dem ausgebrannten Sanatorium führte. »Ich schaffe das schon allein, aber trotzdem vielen Dank, dass Sie auf mich aufgepasst haben.«

Dann nahm sie aus ihrer Umhängetasche eine starke Taschenlampe und machte sich auf den Weg. Es war wirklich eine fürchterliche Nacht, der Wind kreischte laut, und die Wellen donnerten an die Klippen. Paula tastete sich vorsichtig den Hang hinab und versuchte sich dabei vorzustellen, welchen Weg der Täter genommen hatte, um die Leiche von der Ruine zum Rand der Klippe zu schleifen. Beziehungsweise vom Sanatorium, das zu dem Zeitpunkt noch gar nicht abgebrannt gewesen war.

Kurz bevor Paula die Ruine erreichte, fand sie, wonach

sie gesucht hatte. Bis jetzt war sie durch hohes Gras geschritten, aber hier war der Erdboden sichtbar. Es kam Paula fast so vor, als ob jemand büschelweise das Gras ausgerissen hätte. Auf der nackten Erde zeichnete sich eine längliche Mulde ab.

»Was ist denn das?«, fragte Tweed, der ihr gefolgt war. Hier an der Rückseite des Hanges war der Wind weniger stark, sodass sie sich unterhalten konnten, ohne schreien zu müssen.

»Hier stand der Richtblock«, antwortete Paula. »Hier ist die Stelle, an der Foley enthauptet wurde.«

»Behalten Sie diese Vermutung lieber erst einmal für sich.«

»Das ist keine Vermutung, sondern eine Tatsache.«

Paula nahm ihre kleine Kamera, die auch ohne Blitz in der Dunkelheit perfekte Aufnahmen machte, aus der Handtasche. Sie hatte gerade noch Zeit, fünf Fotos zu schießen, bevor Jed und Newman kamen. Sie steckte die Kamera rasch wieder zurück in die Tasche. Tweed wandte sich an den Amerikaner. Noch im Auto hatte er ihm mitgeteilt, wann ihr Flug von Portland nach Boston ging.

»Jed, können wir uns das Sanatorium noch ansehen, oder müssen wir schon los zum Flughafen?«

»Sehen Sie sich ruhig um. Ich werde auf der Rückfahrt ein bisschen Gas geben, dann schaffen Sie es noch rechtzeitig. Aber lassen Sie uns trotzdem mit dem Auto zu der Ruine fahren, damit wir nicht unnötig Zeit verlieren.«

Es war nur eine kurze Fahrt hinunter zu dem ausgebrannten Gebäude. Kaum hatte Jed den Wagen gestoppt, stieg Paula aus und öffnete das schmiedeeiserne Tor zum Park. Langsam ging sie auf die rußgeschwärzte Ruine zu, deren Ziegelwände hoch in den Nachthimmel ragten.

»Wo würde ich das verstecken?«, fragte sie sich laut.

»Was denn?«, fragte Tweed.

Paula gab keine Antwort, sondern versuchte, sich in die Gedankengänge eines Brandstifters hineinzusetzen. Hinter dem Gebäude befand sich dichtes, immergrünes Buschwerk.

Paula zog sich Handschuhe an und nahm einen langen, halb verkohlten Holzstock, mit dem sie in dem Gebüsch herumstocherte. Auch Tweed hatte sich einen Stock besorgt und bewegte ihn unter den Büschen hin und her. Auf einmal war ein metallisches Scheppern zu hören. Tweed legte den Stock auf den Boden, tastete sich vorsichtig ins Gebüsch vor und zog schließlich einen rot lackierten Metallkanister hervor.

»Ist es das, wonach Sie gesucht haben?«, fragte er Paula. Und zu Jed sagte er: »Wissen Sie, was das ist?« Er schüttelte den Kanister. »Scheint leer zu sein. Was meinen Sie, was drin gewesen sein könnte?«

»Benzin«, antwortete Jed, ohne lange zu überlegen.

»Und was passiert Ihrer Meinung nach, wenn man den Inhalt dieses Kanisters im Erdgeschoss des Sanatoriums ausschüttet und anzündet?«

»Dann geht die ganze Bude in Flammen auf. Übrigens hatte das Sanatorium einen Keller – oder besser gesagt, eine Art Souterrain –, in dem alle Unterlagen aufbewahrt wurden.«

»Was für Unterlagen?«

»Unter anderem auch die Patientenkartei mit detaillierten Aufzeichnungen über alle Leute, die jemals in diesem Sanatorium waren.«

Paula war vorsichtig an eine der noch intakten Mauern herangetreten und blickte dahinter. Jed hatte Recht. Da

unten lag ein weitläufiger Keller mit kleinen Bogenfenstern, dessen Decke komplett eingestürzt war.

»Genau danach habe ich gesucht. Jemand wollte wohl die Unterlagen vernichten und hat deshalb das Gebäude in Brand gesteckt. Da liegt übrigens noch jede Menge verbranntes Zeug am Boden«, sagte Paula, nachdem sie mit ihrer Taschenlampe in den Schutt geleuchtet hatte.

Vorsichtig stieg sie hinunter und holte einen Fetzen Papier herauf, der an den Rändern angesengt war.

»Wissen Sie, was das ist?«, fragte sie Jed, der sich das Papier im Licht seiner Taschenlampe ansah.

»Das ist ein Teil von einer Patientenkarte«, antwortete er.

»Ich kann gerade noch Bryans Unterschrift erkennen. Millie, die Putzfrau des Sanatoriums, hat mir einmal eine solche Karte gezeigt – unter der Hand, versteht sich. Eigentlich hätte sie das nicht gedurft.«

»Was steht im Einzelnen auf solchen Patientenkarten?«, fragte Tweed. »Und wer ist dieser Bryan?«

»Sämtliche psychischen Probleme des Patienten, weshalb er eingeliefert wurde, wie er behandelt wurde und so weiter.« Jed schaute gen Himmel, als würde der ihm verraten, was sonst noch auf der Karte gestanden hatte.

»Außerdem waren noch Name und Adresse des Patienten verzeichnet, sein Geschlecht und« – er grinste – »wer die gepfefferte Rechnung beglichen hat. Was nun Bryan betrifft, so heißt er eigentlich Dr. Bryan. Er hat zusammen mit seiner Frau das Sanatorium geleitet. Seit dem Brand sind beide verschwunden. Wir haben nach ihnen gesucht, sie aber bisher noch nicht aufspüren können.«

»Wurde bei dem Brand jemand getötet oder verletzt?«

»Nein. Ein paar Tage zuvor waren alle Patienten verlegt und die Angestellten mit einer Abfindung entlassen worden. Sie sind jetzt über das ganze Land verstreut. Von einer Schwester weiß ich, dass sie einen neuen Job in Ohio angenommen hat.«

»Und kurz nach dieser Evakuierung brennt die Anstalt ab«, sagte Tweed nachdenklich. »Seltsamer Zufall.«

»Es ging das Gerücht um, die Bryans hätten genug Geld verdient und vorgehabt, das Sanatorium zu verkaufen. Nach dem Brand allerdings ...« Jed machte eine resignierte Handbewegung.

»Gibt es denn hier niemanden mehr, der im Sanatorium gearbeitet hat?«, hakte Tweed nach.

»Nur Millie ist noch da. Sie wohnt zwei Minuten von hier direkt an der Schnellstraße.«

»Haben wir noch Zeit, um mit ihr zu reden? Ich würde ihr gern ein paar Fragen stellen.«

»Klar doch. Dem Fettsack Parrish wird das bestimmt nicht gefallen, der hat den Fall längst zu den Akten gelegt. Vielleicht hat da auch jemand mit Geld nachgeholfen. Aber gehen wir.«

Sie stiegen wieder in den Wagen und fuhren auf der Schnellstraße ein kurzes Stück weiter landeinwärts. Hier bestand die Landschaft aus bewaldeten, sanft ansteigenden Hügeln. Vor einem kleinen Holzhaus rechts der Straße hielt Jed an. Es hatte zwei Stockwerke, die Fensterläden hingen schief in den Angeln, und anstelle einer Veranda gab es lediglich ein hölzernes Geländer mit einer Lücke in der Mitte, durch die man zur Haustür gelangte. Hinter den Fenstern im Erdgeschoss brannte Licht.

»Millie scheint zu Hause zu sein«, sagte Jed. »Seit dem

Mord geht sie nach Einbruch der Dunkelheit sowieso nicht mehr aus dem Haus.«

Jed klopfte zweimal an die Tür und rief: »Hallo Millie, ich bin's, Jed.«

Während sie warteten, überlegte Paula, wie Menschen nur ihr ganzes Leben in einer solchen Wildnis verbringen konnten. Es war bitterkalt. Sie hörte, wie zwei Schlösser aufgesperrt und eine Sicherheitskette ausgehängt wurden. Dann ging die Tür einen Spaltbreit auf. Erst nachdem Jed sein Gesicht gezeigt hatte, wurde die Tür ganz geöffnet.

Aus der Kälte traten sie in ein überheiztes Wohnzimmer, in dem ein munteres Feuer im Kamin prasselte. Während Millie die Tür wieder abschloss und die Kette vorlegte, bemerkte Paula, dass an der Anrichte eine Schrotflinte lehnte. Die Bewohnerin dieses Hauses ging offenbar kein Risiko ein.

Millie war Ende dreißig und ziemlich klein. Sie trug ein sauberes weißes Kleid, das Paula sofort an eine Krankenschwester denken ließ. Braunes, hübsch frisiertes Haar umrahmte ein hageres Gesicht mit freundlichen Augen, mit denen Millie ihre Besucher nun fragend ansah.

»Das sind Engländer«, erklärte Jed. »Andersen hat sie von Portland hergeschickt.«

Tweed war ihm dankbar für seine Wortwahl, weil ihr Besuch auf diese Weise einen offiziellen Anstrich bekam. Er sah sich um und bemerkte einen großen, offensichtlich nagelneuen Fernsehapparat, der ausgeschaltet in einer Ecke des Zimmers stand. Auf dem Tisch standen geschliffene Gläser und vier Flaschen teurer schottischer Whisky. Paula fiel auf, dass auf den billigen Möbeln nicht ein Körnchen Staub lag. Nachdem Jed alle Gäste vorgestellt hatte, bot Millie ihnen mehrere klobige Holzstühle an. Sie selbst setzte sich in einen alten

Lehnsessel neben dem Tisch mit den Whiskyflaschen, griff nach einem Glas, das dort stand, und trank daraus.

»Ich habe mir deine Freunde genau angesehen, Jed«, sagte sie. »Ich schätze, man kann ihnen vertrauen.«

»Das freut uns sehr«, erwiderte Newman mit einem breiten Grinsen.

»Wir haben leider nicht viel Zeit, weil wir wieder nach Portland zurückmüssen«, begann Tweed mit ruhiger Stimme. »Ich untersuche den grauensvollen Mord an Hank Foley.«

»Gott sei Dank, dass sich endlich mal jemand darum kümmert. Die anderen haben doch alles getan, um die Sache zu vertuschen. Und ich bin auch nicht viel besser. Man hat mich nämlich bestochen, damit ich den Mund halte.« Millie deutete auf den neuen Fernseher. »Der kam mit dem Whisky. Normalerweise trinke ich ja nicht, aber jetzt genehmige ich mir ab und zu ein Schlückchen.«

»Das kann ich gut verstehen«, sagte Paula lächelnd.

»Wenn ich durcheinander bin, trinke ich auch gern mal ein Glas Wein.«

»Von wem sind denn die Sachen?«, fragte Tweed.

»Ich weiß es nicht. Ein Lieferwagen hat sie gebracht, aber es war kein Anschreiben dabei. Die zeigen sich nicht.«

»Ist Ihnen während Ihrer Arbeit im Sanatorium denn etwas aufgefallen, was Ihnen merkwürdig vorkam?«

»Da waren immer nur sechs bis zehn Patienten in Behandlung. Für mehr war auch gar kein Platz. Aber zudem gab es eine Gefängniszelle.«

»Eine *Gefängniszelle*?«, fragte Tweed verwundert.

»Ja. Dort durfte nur Dr. Bryan hinein. Die Zelle hatte eine massive Tür mit zwei Schlössern und Fenster mit

Gittern davor. Ein Mr. Mannix war dort untergebracht. Ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen, weil Bryan ihm sogar das Essen persönlich gebracht hat. Er hat gesagt, der Patient sei gefährlich. Einmal habe ich einen Blick in die Zelle werfen können, als sie leer war. Sah aus wie in einem Luxushotel.«

Jetzt, wo sie einmal angefangen hatte, wurde Millie richtig gesprächig. »Muss ein Vermögen gekostet haben. Mr. Mannix ist erst am Abend des Feuers weggebracht worden. Die anderen waren schon seit Tagen nicht mehr da.«

»Woher wissen Sie, dass der Patient Mannix hieß?« fragte Tweed.

»Sein Name stand auf der Tür der Gefängniszelle. Ihn selber habe ich nur ein einziges Mal gesehen, und auch nur von hinten, nämlich als er bei der Evakuierung des Sanatoriums zu der Limousine gebracht wurde. Er trug einen schwarzen Mantel und war ziemlich groß. Auf dem Kopf hatte er einen seltsamen Hut mit breiter Krempe, die sein Gesicht verdeckte.«

»War das vielleicht eine Art Schlapphut?«, fragte Paula, die ihre Aufregung nur schwer verbergen konnte.

»Ja, das könnte man sagen«, erwiderte Millie. »Ein schwarzer Schlapphut.«

Paula dachte an den Abend in London, an dem ihr die Gestalt mit dem Schlapphut gefolgt war.

»Wie gesagt, Mr. Mannix war der letzte Patient, der das Sanatorium verlassen hat«, ergriff Millie wieder das Wort.

»Ich war gerade unten im Keller, wo die Krankenakten aufbewahrt wurden. Auch Hank Foley war unten, was ziemlich komisch war, weil er dort eigentlich nichts zu suchen hatte. Er stand mit dem Rücken zu mir und hat mich nicht bemerkt. Ich weiß nicht, wie er an den

Kellerschlüssel gekommen ist, aber er hat auch sonst ständig herumgeschnüffelt. Ich habe mich dann in einer Nische versteckt und ihn beobachtet. Hank hatte eine Krankenakte in der Hand. Muss von einem der neuen Patienten gewesen sein. Das weiß ich, weil ich beim Putzen das Datum auf den Schubladen gesehen habe. Die neuesten Akten steckten in dem Schrank gleich neben der Tür, und genau da war Hank, als ich ihn gesehen habe.«

»Was geschah dann?«, fragte Tweed, während Millie noch einen Schluck von ihrem Whisky nahm. Ihre Stimme klang noch völlig nüchtern.

»Ich habe durchs Kellerfenster nach draußen geschaut und gesehen, wie Mr. Mannix in die Limousine stieg, die dann in Richtung Boston abgefahren ist. Aber das war noch nicht alles. Ein paar Minuten später kam die Limousine wieder zurück, und die hintere Tür ging auf. Mir hat das nicht gefallen, und deshalb bin ich raufgegangen, habe meinen Mantel angezogen und bin heimgelaufen.«

»Haben Sie da vielleicht Mr. Mannix' Gesicht gesehen?«, fragte Tweed hoffnungsvoll.

»Nein, ich habe gar nicht hingeschaut. Ich hatte Angst. Irgendwas Unheimliches ging da vor, das spürte ich in den Knochen. Ein paar Stunden später habe ich dann die Flammen aus dem brennenden Sanatorium schlagen sehen.«

»Wo war eigentlich Dr. Bryan, während all das geschah?«

»Der war mit seiner Frau nach Boston gefahren, ungefähr zwei Stunden bevor ich in den Keller ging.«

»Dann sollten Sie und Foley wohl das Sanatorium sauber machen? Dr. Bryan muss es ziemlich eilig gehabt haben, sonst hätte er den gefährlichen Mr. Mannix doch

nicht allein abreisen lassen.«

»Das hat mir auch nicht gefallen«, sagte Millie mit ängstlichem Gesichtsausdruck. »Ich fand das ziemlich seltsam.«

Jed stand auf. »Wenn wir noch rechtzeitig nach Portland kommen wollen, dann müssen wir jetzt aber losfahren.«

Tweed bedankte sich bei Millie für ihre Hilfe. Sie war sichtlich enttäuscht darüber, dass ihre Gäste schon wieder gingen.

Nach der Wärme im Haus kam allen die Luft draußen gleich noch einmal so kalt vor.

»Ich hätte es Ihnen vielleicht schon früher erzählen sollen«, sagte Jed zu Tweed auf dem Weg zum Wagen. »Aber als ich vorhin meinen Koffer holte, hörte ich, wie Parrish im Büro telefonierte. Er wollte in Washington anrufen, das habe ich genau gehört, weil er die Frau in der Vermittlung richtig zur Schnecke gemacht hat. ›Drei oder vier Stunden, um nach Washington durchzukommen? Nicht mit mir, Kleine, nicht mit mir!‹, hat er ins Telefon geschrien und dann den Hörer auf die Gabel geknallt. Ich habe meinen Koffer gepackt und ganz leise die Tür zugezogen. Wahrscheinlich wollte er seinen Bruder sprechen, der es im Gegensatz zu ihm zu etwas gebracht hat. Er ist ein hohes Tier im Justizministerium.«

Paula beobachtete Tweed genau. Sein Gesicht hatte auf einmal einen düsteren Ausdruck angenommen. Ob er sich Sorgen machte, dass sie das Flugzeug verpassen würden? Bevor sie in den Wagen stiegen, deutete sie auf ein großes Anwesen auf der anderen Seite der Schnellstraße. Es war im Tudor-Stil erbaut und hatte einen hohen, hölzernen Giebel. Eine lang gezogene Auffahrt führte zu dem Haus, in dessen Fenstern aber nicht ein einziges Licht brannte.

»Wem gehört denn dieses Anwesen?«, fragte sie.

»Jemandem, den ich nicht mag«, antwortete Jed. »Er hält sich nämlich für den lieben Gott persönlich. Das Haus gehört Russell Straub, unserem Vizepräsidenten.«

Die Boeing der United Airlines, die Tweed und seine Leute zurück nach Europa brachte, befand sich fast genau in der Mitte des Atlantiks, auf halber Strecke zwischen Boston und Heathrow.

Jed hatte sie in rasender Fahrt zum Flughafen nach Portland gebracht, und beim Umsteigen in Boston hatten sie sich noch einmal beeilen müssen, um den Transatlantikflug nicht zu verpassen. Jetzt saßen sie wieder in der nur zu einem Drittel besetzten ersten Klasse. Paula hatte den Fensterplatz, Tweed saß in der Mitte und Newman wieder am Gang. Keiner sprach ein Wort. Tweeds trübe Stimmung hatte selbst Newman verstummen lassen.

Paula war etwas besserer Laune und freute sich, dass sie Amerika verlassen hatten. Sie mochte das Land zwar, aber das winterliche Maine hatte ihr doch auf das Gemüt gedrückt, vor allem die Gegend um Portland. Vielleicht lag es an dem, was dort geschehen war und was sie sich jetzt, da sie an Ort und Stelle gewesen war, lebhaft vorstellen konnte. Sie warf Tweed einen prüfenden Blick zu. Er sah zwar so aus, als schliefe er, aber sie wusste, dass er wach war und angestrengt nachdachte.

Kurze Zeit später kam der Kopilot zu ihnen. Tweed war mit einem Mal hellwach.

»Mr. Tweed?«

»Ja, das bin ich. Was kann ich für Sie tun?«

Tweeds Laune schien sich schlagartig aufgehellt zu haben. Freundlich lächelte er den Kopiloten an, der sich zu ihm herabbeugte und ihn leise ansprach.

»Wir haben ein kleines Problem, Sir.«

»Erzählen Sie. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

»Wir haben gerade einen verstümmelten Funkspruch aus Washington empfangen. Falls wir ihn richtig verstanden haben, ersucht man uns, sofort umzudrehen und nach Boston zurückzufliegen, falls wir einen Passagier Ihres Namens an Bord haben. Die Nachricht kommt offensichtlich aus dem Justizministerium. Aber der Empfang war so gestört, dass wir uns nicht sicher sind.«

»Und jetzt wissen Sie nicht, wie Sie sich verhalten sollen?«

»So ist es, um ehrlich zu sein. Wir haben sehr viele Passagiere an Bord, die Touristenklasse ist praktisch ausgebucht. Zudem haben wir knapp die Hälfte der Strecke nach Heathrow zurückgelegt. Der Kapitän ist nicht sonderlich erpicht darauf, wieder nach Boston zurückzufliegen.«

»Vielleicht hilft es ihm bei seiner Entscheidung, wenn Sie ihm sagen, dass ich in den Staaten einen offiziellen Auftrag ausgeführt habe«, sagte Tweed und zeigte dem Kopiloten seinen SIS-Ausweis. »Außerdem hatte ich vor meinem Abflug aus Großbritannien ein Gespräch mit Russell Straub.«

»Mit dem Vizepräsidenten? Oh, ich verstehe.«

»Da Ihr Kapitän offensichtlich nicht gewillt ist, die ganze Strecke wieder zurückzufliegen, hätte ich einen Vorschlag für ihn. Er soll noch eine halbe Stunde warten und dann antworten, dass der Funkspruch stark verzerrt und nicht verständlich war.«

»Ich glaube, der Kapitän wird das für eine gute Idee halten«, antwortete der Kopilot, der sofort begriffen hatte, worauf Tweed hinauswollte. »Bis wir dann wieder eine Antwort erhalten, haben wir schon weit über die Hälfte der

Strecke nach Heathrow hinter uns, und das Flugzeug hat nicht mehr genügend Sprit, um umzukehren. Ich danke Ihnen, Sir. Ich werde beim Kapitän Ihr Gespräch mit dem Vizepräsidenten erwähnen.«

Nachdem der Kopilot gegangen war, wandte sich Newman an Tweed. »Da haben Sie aber sehr schnell reagiert.«

Er sah auf seine Uhr. »Mal sehen, ob Ihre Kriegslist funktioniert.«

»Das mit Russell Straub war ein genialer Schachzug«, sagte Paula.

»Eigentlich habe ich ja nur ein paar Worte mit ihm gewechselt«, sagte Tweed augenzwinkernd, »aber man kann mir nicht vorwerfen, dass ich gelogen hätte.«

Eine Dreiviertelstunde später zupfte Newman Tweed, der wieder eingeschlafen zu sein schien, am Ärmel. Tweed riss sofort die Augen auf.

»Wir haben schon weit über die Hälfte des Fluges hinter uns, und der Pilot ist nicht umgekehrt. Es hat geklappt.«

»Ich weiß, wer hinter dem Funkspruch steckt«, sagte Paula. »Jed hat doch gesagt, dass Parrish einen Anruf nach Washington angemeldet hat. Bestimmt wollte er seinen Bruder im Justizministerium sprechen, um ihm zu erzählen, dass wir in Pinedale herumschnüffeln.«

»Da haben Sie wahrscheinlich Recht«, sagte Tweed.

»Aber warum macht der Mord an Hank Foley diesen hohen Herren so zu schaffen? Da scheinen sich mächtige Leute große Sorgen wegen des Mordes an einem kleinen Hausmeister zu machen. Das ist doch nicht normal. Bestimmt glühen jetzt die Drähte zwischen Washington und der amerikanischen Botschaft in London, wo Russel Straub sich jetzt bestimmt aufhält.«

»Was sagen Sie eigentlich dazu, dass der gute Mr. Straub ein großes Anwesen in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Sanatoriums besitzt?«, fragte Paula.

»Ich bezweifle, dass er direkt etwas mit dem Brand zu tun hat, aber das Haus könnte in anderem Zusammenhang von Bedeutung sein.«

»Ach übrigens, ich habe ganz vergessen, Ihnen etwas zu erzählen«, sagte Paula. »Als Jed mich am Flughafen in Portland zum Abflugschalter begleitet hat, habe ich ihn gefragt, ob er wüsste, wo das Feuer seinen Ausgang nahm. Er sagte, es sei im Keller gewesen, das habe ihm ein Experte der Feuerwehr erklärt.«

»Und im Keller wurden die Krankenakten der Patienten aufbewahrt«, warf Newman ein.

»War das nicht eine seltsame Geschichte, die Millie uns erzählt hat?«, sagte Paula, aber Tweed gab ihr keine Antwort, sondern rief den Steward, der ihnen kurz zuvor ein ausgezeichnetes Abendessen serviert hatte.

»Hätten Sie vielleicht einen Block für mich, damit ich Ihnen einen Funkspruch aufschreiben kann?«, fragte Tweed.

Seine Bitte wurde ihm umgehend erfüllt, und Tweed schrieb in Großbuchstaben ein paar Zeilen auf einen Zettel. Als er damit fertig war, faltete er das Stück Papier, rief erneut den Steward und drückte ihm den Zettel dann zusammen mit einem großzügigen Trinkgeld in die Hand.

»Könnten Sie diese dringende Nachricht bitte per Funk an die Adresse in London übermitteln, die ich Ihnen notiert habe?«

»Wird gemacht, Sir. Und vielen Dank.«

»Darf man erfahren, aus welchem Grund Sie das getan haben?«, erkundigte sich Paula.

»Das ist eine Vorsichtsmaßnahme für den Fall, dass ein feindliches Empfangskomitee in Heathrow auf uns wartet.«

»Sie können gleich als Erste das Flugzeug verlassen«, sagte der Steward, während er nach einer perfekten Landung Tweed und die anderen zur Kabinentür geleitete, was ihnen neugierige und empörte Blicke der anderen Passagiere einbrachte. Als sie aus dem Flugzeug stiegen, wartete vor der Luke bereits Chief Superintendent Buchanan auf sie. Offenbar regnete es, denn sein Mantel war nass. Hinter ihm stand Jim Corcoran, Sicherheitschef des Flughafens, der ebenfalls ein guter Freund von Tweed war.

»Ich habe Ihre Nachricht erhalten«, sagte Buchanan anstelle einer Begrüßung auf dem Weg über die schräge Gangway. »Draußen in der Halle warten schon ein paar unangenehme Typen auf Sie. Geben Sie mir bitte Ihre Pässe.«

Buchanan gab die Pässe an einen Beamten in Uniform weiter, der einen kurzen Blick darauf warf und sie ihm dann wieder zurückgab.

»Den Zoll können Sie sich sparen, wir haben die Kollegen dort informiert. War Ihre Reise erfolgreich? Freut mich für Sie. Der SIS hier befindet sich zurzeit in einer Art Belagerungszustand, und Howard muss jede Menge aufdringlicher Beamter der Special Branch abwehren. Irgendwann in den nächsten Tagen hat er einen Termin beim Premierminister.«

»Mir stehen die Kerle von der Special Branch bis hierher«, ereiferte sich Tweed und machte eine entsprechende Geste. »Wenn mir einer von diesen Schweinehunden in die Quere kommt, renne ich ihn

einfach über den Haufen.«

Paula konnte es kaum fassen, was Tweed für eine Sprache an den Tag legte. Sie hatte ihn noch nie so wütend erlebt. Sie presste ihre Aktenmappe mit dem Buch aus der Wychwood Library enger an sich. Buchanan führte sie durch ein verwinkeltes Labyrinth aus menschenleeren Korridoren, und plötzlich traten sie hinaus in eine feuchtkalte Nacht.

»Hier ist mein Wagen«, sagte Buchanan. »Steigen Sie schnell ein.«

Newman und Paula kletterten in den Fond, während Tweed neben Buchanan Platz nahm. Buchanan wollte gerade anfahren, als ein Mann vor den Wagen sprang und heftig mit den Armen fuchtelte. Es war Nathan Morgan, der einen langen, schwarzen Mantel trug.

»Ich kümmere mich schon um ihn«, rief Newman, noch bevor Buchanan reagieren konnte. »Sie geraten sonst vielleicht noch in einen Autoritätskonflikt.«

Er stieg aus und ging freundlich lächelnd auf den Chef der Special Branch zu. »Nathan, alter Kumpel, wie nett von Ihnen, dass Sie extra gekommen sind, um uns abzuholen ...«

Noch während er sprach, trat Newman seinem Gegenüber mit aller Kraft auf den rechten Fuß. Morgan japste vor Schmerz und hüpfte auf dem linken Bein wie verrückt durch die Gegend. Er versuchte, etwas zu sagen, brachte aber nur ein paar erstickte Laute heraus. In diesem Augenblick sprang ein Mann aus einem Wagen, der etwas entfernt geparkt war, und rannte auf sie zu.

»Gehören Sie zu ihm?«, wollte Newman wissen.

»Ja, ich gehöre zu Mr. Morgans Leuten«, erwiderte der Mann. »Was ist denn passiert?«

»Er ist direkt in mich hineingerumpelt und hat sich dabei wohl wehgetan. Am besten bringen Sie ihn ins Flughafengebäude und verständigen einen Sanitäter.«

Während der Mann den Arm um Morgans Schulter legte und seinem schwer humpelnden Chef in die Ankunftshalle half, stieg Newman zufrieden grinsend wieder in den Wagen.

Als sie sich durch den dichten Verkehr zur Park Crescent quälten, stellte Paula überrascht fest, dass sie sich fast nach der Stille in den einsamen Wälder von Maine zurücksehnte. Sie hatte ganz vergessen, wie hektisch es im Feierabendverkehr von London zuing, wo sich auf den Gehsteigen sogar die Fußgänger stauten.

In der Park Crescent lenkte Buchanan den Wagen an den Randstein und sagte, dass er noch viele liegen gebliebene Akten aufzuarbeiten habe und deshalb leider nicht mit hinaufkommen könne. Tweed bedankte sich bei ihm für die prompte Reaktion auf seinen über dem Atlantik abgesetzten Hilferuf.

»Aber das ist doch selbstverständlich ...«, wehrte Buchanan ab und fuhr weiter.

Als sie in Tweeds Büro im ersten Stock kamen, trafen sie dort nicht nur auf Monica, sondern auch auf Howard, den Direktor des SIS, der in seiner üblichen lässigen Haltung in einem der Sessel saß. Er hatte ein Bein über die Lehne geschwungen und rauchte eine Zigarre, was offenbar eine neue Angewohnheit von ihm war.

Howard war ein über einen Meter achtzig großer Mann mit schwerem Körperbau und einem rosigen, etwas aufgedunsenen Gesicht, dem man seine Vorliebe für Gourmetrestaurants deutlich ansah. Er trug einen neuen grauen Maßanzug, eine teure Krawatte von Hermes und handgearbeitete Schuhe. Als er aufstand und Paula

umarmte, wurde sie von einer Wolke seines Aftershaves eingehüllt und rümpfte die Nase. Ihr war Howard mit seiner gestelzten Sprechweise und seinem vornehmen Getue nie richtig geheuer gewesen, in Krisenzeiten hatte er sich zu ihrer Überraschung aber immer voll hinter Tweed gestellt.

»Ich hatte in Ihrer Abwesenheit alle Hände voll zu tun, die Stellung hier zu halten«, informierte er Tweed, der mittlerweile seinen Mantel ausgezogen und sich an seinen Schreibtisch gesetzt hatte. »Dabei musste ich einige allzu dreiste Einmischungsversuche abwehren.«

»Von wem denn?«, fragte Tweed.

»Ach, von irgendwelchen Special-Branch-Heinis und vom Innenminister.«

»Der Innenminister hat hier überhaupt nichts zu melden«, sagte Tweed trocken.

»Das habe ich ihm auch erklärt, wenn auch in einem etwas diplomatischeren Ton. Und aufreizend langsam dazu – schließlich weiß ich, dass er keine Zeit hat. Also habe ich ihn geschlagene zehn Minuten am Telefon beschwätzt und ihm denselben Sachverhalt bestimmt ein Dutzend Mal erklärt, bis er endlich genug hatte. Unsere Unterhaltung endete damit, dass er den Hörer auf die Gabel knallte.«

»Gut. Ich konnte diesen verschlagenen, kleinen Pinscher noch nie leiden.«

»Wie war ihr Ausflug nach Pinedale?«

Knapp, aber präzise schilderte Tweed ihren Aufenthalt in Maine und wiederholte, was von Parrish, Jed und Millie zu erfahren gewesen war. Je länger er sprach, desto ernster wurde Howards Miene.

»Merkwürdig, dass sich das Anwesen des

Vizepräsidenten in so unmittelbarer Nähe des Tatorts befindet ...«

Er kam nicht dazu, seinen Satz zu beenden, weil das Telefon läutete. Monica gab Howard zu verstehen, dass auf seinem Apparat ein dringender Anruf eingegangen sei, worauf er eilig nach oben in sein Büro ging.

Paula richtete sich entschlossen auf und sah Tweed herausfordernd an. »Würden Sie mir jetzt vielleicht meine Frage beantworten?«

»Welche denn? Sie stellen mir immer so viele Fragen«, erwiderte Tweed schmunzelnd.

»Die ich Ihnen auf dem Rückflug gestellt habe. Ich wollte wissen, was Sie von Millie halten, der Putzfrau des Sanatoriums.«

»Das werde ich gleich Ihnen sagen. Aber erst einmal schließen Sie die Augen und hören mir zu. Millie hat uns nämlich unschätzbare Informationen geliefert.«

Paula tat, was Tweed von ihr verlangte.

»Rufen Sie sich vor Augen, wie der geheimnisvolle Patient, Mr. Mannix, sich von der Limousine noch einmal zurück zum Sanatorium bringen lässt. Zum Glück verdrückte sich Millie sofort durch die Hintertür, sonst wäre auch sie jetzt vielleicht einen Kopf kürzer. Kurze Zeit später überrascht der Mörder Hank Foley dabei, wie er in den Schränken mit den Unterlagen der Patienten herumschnüffelt. Er schlägt Foley mit dem stumpfen Ende der Axt nieder und schleift den Bewusstlosen ins Freie an die Stelle, wo Sie diesen rechteckigen Abdruck entdeckt haben. Dort dreht er Foley auf den Rücken und legt seinen Hals auf den Richtblock. Mit einem einzigen Axthieb trennt er den Kopf vom Rumpf, den er daraufhin hinauf auf die Klippen zerrt und ihn in die Spalte wirft, wo Jed ihn später gefunden hat. Das Gelände, auf dem all das

geschieht, ist weder vom Haus noch von der Straße aus einzusehen, weshalb auch der Fahrer der Limousine nichts mitbekommen haben muss. Auf dem Rückweg nimmt der Mörder den Kopf mit und verstaut ihn in irgendeinem Behältnis, mit dem er dann in die Limousine steigt und sich wegfahren lässt.«

»Er hätte den Kopf aber auch ins Meer werfen können«, wandte Newman ein.

»Wäre möglich, aber ich glaube es nicht.«

»Was für eine schreckliche Geschichte«, sagte Paula, als sie die Augen wieder öffnete. »Ich habe alles richtig vor mir gesehen.«

»Ich behaupte, dass der Mörder den Rumpf deshalb in die Spalte geworfen hat, damit er gefunden wird«, fuhr Tweed fort. »Und in Bray lag Holgates kopfloser Körper in dem Altwasser, wo er früher oder später ebenfalls entdeckt werden musste. Die Vorgehensweise des Täters war in beiden Fällen exakt dieselbe.«

Mehrere Minuten lang herrschte nachdenkliches Schweigen. Selbst Monica war aschfahl im Gesicht geworden und hatte mit dem Tippen aufgehört.

»Aber eines kapiere ich trotzdem nicht«, gab Paula schließlich zu bedenken. »Laut Professor Saafeld wurde bei beiden Morden dieselbe Tatwaffe benutzt. Wie aber schafft man es bei den heutigen Sicherheitsvorkehrungen auf den Flughäfen, eine Axt von Maine nach England zu bringen?«

»Das lässt sich bestimmt irgendwie bewerkstelligen«, entgegnete Tweed und bat Monica, ihn mit Roman Arbogast zu verbinden.

»Hier ist Tweed«, meldete er sich, als er am anderen Ende der Leitung Arbogasts kehlige Stimme hörte. »Ich hätte da eine Frage an Sie. Können Sie mir vielleicht

sagen, ob in der letzten Zeit jemand Informationen zum Fall Adam Holgate von Ihnen erbeten hat?«

»Um solche Dinge kümmert sich Broden. Möchten Sie mit ihm sprechen?«

»Nein, vielen Dank. Entschuldigen Sie die Störung.«

»Kein Problem, Tweed. Ach übrigens, ich hätte Sie in nächster Zeit gern gesprochen. Rufen Sie mich doch an, sobald es Ihnen passt.« Wieder legte Arbogast ziemlich abrupt auf.

Tweed stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Ich habe es mir gerade noch rechtzeitig anders überlegt. Das war der falsche Ansatz. Verbinden Sie mich bitte mit Jim Corcoran, Monica ...«

Sofort stellte die Sekretärin die Verbindung her.

»Hallo Jim, hier spricht Tweed. Sagen Sie mal, ist es eigentlich möglich, dass Roman Arbogast, ohne groß kontrolliert zu werden, nach Amerika fliegt?«

»Nichts leichter als das. Arbogast besitzt ein Privatflugzeug, einen großen Gulfstream-Jet, der in einem abgesonderten Hangar steht. Er und seine Passagiere müssen mir lediglich ihre Pässe zeigen, mehr nicht. Zollkontrolle und Sicherheitscheck könne sie sich schenken.«

»Das ist aber ein äußerst ungewöhnliches Zugeständnis.«

»Es gibt einen Grund dafür, aber der muss unter uns bleiben. Arbogast hat der Flughafengesellschaft eine enorme Summe zum Bau einer fünften Startbahn zur Verfügung gestellt. Eine Hand wäscht die andere.«

»Sie sprachen gerade von Passagieren. Wissen Sie, wer das ist? Ich brauche ihre Namen für die Aufklärung eines brutalen Mordfalles.«

»Sie wollen Namen wissen? Einen Moment, da muss ich

nachdenken. Da wäre zuerst einmal Sophie, Arbogasts Tochter. Dann Marienetta, seine Nichte. Und Black Jack Diamond, der bekannte Spieler. Auch ein gewisser Dr. Abraham Seale ist schon mal mit dem Jet geflogen. Oh, und dann war da noch Sam Snyder, der Kriminalreporter.«

»Sie haben ja ein erstaunliches Gedächtnis. Fällt Ihnen vielleicht auch noch ein, wann sie geflogen sind?«

»Nein, tut mir Leid. Ich erinnere mich an die Namen nur deshalb, weil ich die Pässe der Leute sehe. Außerdem muss mir jeder, der mit dem Jet fliegt, eine von Roman Arbogast unterschriebene Erlaubnis vorlegen, auf der ebenfalls sein Name steht.«

»Wie lange liegen denn die letzten dieser Flüge zurück?«

»Nicht allzu lange. Zwei oder drei Wochen vielleicht. Die Gulfstream war in letzter Zeit sehr häufig in der Luft.«

»Und wo ist sie hingeflogen?«

»Immer nach Boston.«

## 12

»Hallo«, sagte Tweed ins Telefon.

»Hallo, Tweed. Ich habe Sie gleich an der Stimme erkannt.«

Es war Marienetta, wie Tweed an ihrer deutlichen Art zu sprechen aufgefallen war.

»Ja, ich bin's, Marienetta. Stecken Sie in Schwierigkeiten?«

»Und ob. Dürfte ich Sie bitten, ganz schnell zu mir zu kommen? Ich bin in einem Fitnessstudio namens Charlie's Physical in der King Street in Covent Garden. Das Studio ist im Keller. Wenn Sie zum Strand blicken, dann ist es rechts von Ihnen. Aber kommen Sie schnell. Hier ist eine Schlacht im Gange.«

»Bin schon unterwegs. Soll ich Paula und vielleicht auch noch Newman mitbringen?«

»Am besten bringen Sie eine ganze Armee!«

»Bis gleich!«

Während Tweed seinen Mantel anzog, informierte er Newman und Paula und bat sie, mit ihm zu kommen. Newman fuhr sie durch verlassene Nebenstraßen bis zur King Street. Es dauerte nicht lange, bis Paula das Fitnessstudio entdeckte.

»Zwei Häuser weiter vorn«, sagte sie. »Da, wo die Kellerfenster mit weißen Brettern zugenagelt sind. Sehen Sie, da fährt gerade ein Auto weg. Sie können sich gleich seinen Parkplatz schnappen.«

Während Newman die Parkuhr mit Münzen fütterte, ging Tweed, gefolgt von Paula, über eine Metalltreppe

hinunter ins Fitnessstudio, das sich als überraschend geräumig und gut ausgestattet herausstellte. Marienetta, die einen hautengen Turnanzug trug, stand mit verschränkten Armen in der Mitte des Studios, und neben ihr strampelte sich Sophie auf einem Fahrradtrainer ab. Etwas abseits entdeckte Paula Black Jack Diamond, der im Liegen Gewichte stemmte und dabei die beiden Frauen beobachtete.

»Ist doch ganz friedlich hier«, sagte Tweed freundlich.

»Da täuschen Sie sich aber gewaltig!«, rief Sophie.

Sie hörte zu strampeln auf, kam herüber und nahm ein paar Hanteln zur Hand. Dabei blieb sie einen Augenblick stehen und atmete schwer. Tweed fiel auf, dass Sophie, die ebenfalls einen eng anliegenden Turnanzug trug, genau so groß wie Marienetta, aber kräftiger gebaut als diese war.

»Das ist deine alte Masche, du verdammtes Luder!«, schrie sie und starrte Marienetta böse an. »Black Jack und ich wollen heiraten«, erklärte sie an Tweed gewandt.

»Marienetta hat das mitbekommen und muss natürlich sofort anfangen, ihn mir auszuspannen. Das hat sie schon immer so gemacht, mit allen meinen Freunden.« Ihre Stimme steigerte sich zu einem wilden Kreischen. »Aber diesmal lasse ich mir das nicht gefallen. Eher bringe ich sie um ...«

Sophie machte einen Schritt auf Marienetta zu und wollte mit der Hantel nach ihr schlagen, aber Black Jack, der aufgesprungen und hinter sie getreten war, packte gerade noch rechtzeitig mit einer Hand die Hantel, während er seinen anderen Arm um Sophies schlanke Taille schlang. Sophie zappelte wie wild, aber er ließ sie nicht los. Nach einer halben Minute war sie so erschöpft, dass sie den Widerstand aufgab und kraftlos zusammensackte. Jetzt erst ließ Black Jack sie los und

legte die Hantel auf den Boden. Gleich darauf fing Sophie wieder zu schreien an. Ihr Gesicht war zu einer Maske der Wut verzerrt.

»Du willst immer alles für dich haben, Marienetta. Auch die Männer. Deshalb hast du sie mir alle weggenommen. Du bist nichts weiter als eine dreckige Hure!«

Marienetta zuckte zusammen und trat langsam auf Sophie zu. Dann holte sie aus und gab ihr eine schallende Ohrfeige, die Sophie zur Seite taumeln ließ. Tweed trat so schnell zwischen die beiden, dass sogar Paula verblüfft war. Er breitete die Arme aus und hielt die beiden streitenden Frauen auseinander.

»Hören Sie sofort mit diesem Unsinn auf, oder ich rufe die Polizei. Ihr Vater beziehungsweise Onkel kann so einen Skandal bestimmt nicht gebrauchen. Oder wollen Sie wirklich in die Schlagzeilen kommen? Vielleicht sogar mit Bild?«

Die Vehemenz seiner Stimme trug mindestens ebenso wie die Bedeutung seiner Worte dazu bei, dass sich die Situation augenblicklich entspannte. Paula fiel auf, dass Marienetta wieder völlig ruhig wirkte, fast so, als wäre nichts geschehen.

Zum Glück war außer ihnen niemand im Fitnessstudio. Sophie ging auf den Ausgang zu und rief: »Jack, hol deine Sachen, wir verschwinden ...«

»Können Sie kurz auf mich warten?«, sagte Marienetta zu Tweed. »Ich ziehe mich nur schnell an. Dauert nicht lange.«

»Lassen Sie sich nur Zeit. Kein Grund zur Eile.«

»Das haben Sie gut gemacht«, sagte Paula, als die drei im Umkleideraum verschwunden waren. »Haben Sie Sophies Gesichtsausdruck gesehen? Am liebsten hätte sie Marienetta umgebracht.«

»Na ja, damit hat sie schließlich auch gedroht ...«, bemerkte Newman.

»Ich habe das Gefühl, Marienetta will etwas mit Ihnen allein besprechen«, sagte Paula zu Tweed. »Warum gehen Sie nicht mit ihr irgendwo hin, wo Sie ungestört sind?«

»Keine schlechte Idee«, sagte Tweed.

»Dann haben Bob und ich eben eine dringende Verabredung. Wir sehen uns später in Ihrem Büro ...«

Eine knappe Minute später kam Marienetta, die jetzt ein elegantes graues Kostüm trug, aus dem Umkleideraum. Sie runzelte die Stirn.

»Ich hoffe, ich habe Ihre Mitarbeiter nicht vertrieben.«

»Nein, überhaupt nicht. Die beiden mussten ohnehin weg, weil sie noch eine wichtige Verabredung haben. Ich soll Ihnen schöne Grüße von ihnen bestellen. Wo wollen wir hingehen?«

»Das war aber sehr taktvoll von den beiden«, sagte Marienetta lächelnd. »Ich glaube nämlich nicht so ganz an diese Verabredung, aber was soll's. In der Nähe ist ein Coffeeshop ...«

Der Coffeeshop entpuppte sich als ein schickes Lokal mit schwarzen Marmortischen, bequemen Lederstühlen und einer gewölbten Decke, die mit Waldszenen bemalt war, die Tweed irgendwie an Pinedale erinnerten. Marienetta war ungewöhnlich still. Erst als die Kellnerin ihre Bestellung aufgenommen hatte, wurde sie etwas gesprächiger. Der einzige andere Gast in dem Coffeeshop war eine gut gekleidete alte Dame, die einige Tische von ihnen entfernt saß.

»Der Kaffee ist gar nicht so schlecht«, sagte Tweed.

»Ich möchte Ihnen dafür danken, dass Sie mir so schnell zu Hilfe gekommen sind«, begann Marienetta. »Sie sind

mir als Einziger eingefallen, Mr. Tweed, der hätte Sophie beruhigen können. Und das haben Sie dann ja auch getan, und zwar mit großem Erfolg, wie ich finde. Sophie hat sich in eine fürchterliche Wut hineingesteigert. Der Arzt hat ihr zwar Valium verschrieben, aber sie vergisst ständig, es zu nehmen.«

»Seit wann leidet sie denn unter solchen Anfällen?«, fragte Tweed.

»Schon seit ihrer frühen Kindheit. Normalerweise gelingt es mir, sie zu beruhigen, aber wie Sie ja gerade mitbekommen haben, ist sie manchmal einfach nicht zu bremsen. In letzter Zeit macht sie mir echte Sorgen. Denken Sie nur an ihre verrückte Idee, Black Jack zu heiraten. Mein Onkel ist auch ziemlich sauer, aber Sophie ist nun mal dreißig Jahre alt und kann tun, was ihr beliebt.«

»War sie eigentlich immer schon eifersüchtig auf Sie?«, fragte Tweed. »Normalerweise bekommen doch die Jüngeren mehr Aufmerksamkeit als die Älteren.«

»Stimmt. Und Sophie ist fünf Jahre jünger als ich.«  
Marianetta hielt inne und trank einen Schluck von ihrem Kaffee.

»Es ist mir fast peinlich, Ihnen das zu sagen, aber Onkel Roman hat ziemlich bald erkannt, dass ich einfach intelligenter bin als Sophie. Das hat *er* gesagt, nicht ich, fassen Sie es also bitte nicht als Selbstbeweihräucherung auf. Was Black Jack betrifft, so kann es gut sein, dass Sophie ihn demnächst wie eine heiße Kartoffel fallen lässt. Das hat sie schon mit ein paar anderen Heiratskandidaten gemacht. Sobald die nicht mehr nach ihrer Pfeife getanzt haben, wurden sie abserviert.«

»Sie haben mir doch erzählt, dass Sophie für die Waffenabteilung von ACTIL zuständig ist«, sagte Tweed.

»Halten Sie es für eine gute Idee, jemandem wie ihr ein so explosives Geschäft anzuvertrauen?«

»Gerade wollte ich Ihnen von Sophies anderer Seite erzählen. Sie ist nämlich auch eine brillante Wissenschaftlerin, und außerdem wirft Broden ständig ein Auge auf ihre Abteilung, sodass sie keine falschen Entscheidungen treffen kann.«

»Ich kann mir kaum vorstellen, dass sie mit einem ungehobelten Kerl wie Broden auskommt.«

»Doch, das tut sie, auch wenn es Ihnen seltsam erscheinen mag. Vorhin, als Sophie durchgedreht hat, dachte ich einen Augenblick lang sogar daran, Broden anzurufen, aber der hätte sich wahrscheinlich gleich auf Black Jack gestürzt.«

»Diamond scheint mir ganz gut auf sich aufpassen zu können.«

»Das ist mir auch klar. Aber ich habe mich trotzdem für Sie entschieden. Sie werden mit einer solchen Situation einfach besser fertig, weil Sie ein ebenso ruhiger wie entschlossener Mensch sind.« Marienetta lächelte Tweed an.

»Und ich hatte ja auch Recht damit, wie sich gezeigt hat.«

Es war ein strahlendes Lächeln ohne jeden Versuch, mit ihm zu flirten. »Vielleicht können wir zwei ja mal in aller Ruhe zu Abend essen. Ich mag reife Männer, weil die jüngeren heutzutage doch arge Machos sind. Was Frauen angeht, wollen sie alle nur das eine.«

»Das ist wohl seit der Steinzeit so. Aber um auf das Abendessen zurückzukommen, ich hätte auch Lust dazu, aber erst, wenn ich wieder etwas weniger Arbeit habe.«

»Vergessen Sie die Arbeit«, redete sie ihm zu. »Ich habe

das Gefühl, als würden Sie schufteln wie ein Stier. Ein netter, entspannter Abend würde Ihnen gut tun. Zum Teufel mit der Park Crescent.«

»Sagen Sie jetzt bitte nichts«, sagte Tweed auf einmal, weil eine ihm nur zu gut bekannte Gestalt gerade den Coffeeshop betreten hatte und nun mit einem selbstzufriedenen Grinsen direkt auf ihren Tisch zukam.

Es war Sam Snyder.

Snyders Gesicht kam Tweed noch knochiger und raubvogelartiger vor, als er es von ihrer letzten Begegnung in der Park Crescent in Erinnerung hatte. Außerdem schienen seine dunklen Augen noch stechender und sein Gehabe noch penetranter zu sein. Ohne aufgefordert worden zu sein, zog er sich einen Stuhl heran und setzte sich.

»Ich nehme dasselbe wie die Herrschaften«, sagte Snyder barsch zu der Kellnerin, die gerade kam.

»Aus was für einem Loch kommen denn Sie gekrochen?«, fragte Tweed.

»Sie haben mich Ihrem Schnuckelchen noch gar nicht vorgestellt«, bemerkte Snyder mit einem unangenehmen Grinsen.

»Den Herrn kenne ich bereits«, sagte Marienetta mit kalter Stimme, während sie mit einem seidenen Taschentuch einen imaginären Fleck auf ihrem Kleid bearbeitete und den Reporter keines Blickes würdigte.

»An Ihrer Stelle würde ich aufpassen, was ich sage«, herrschte Tweed den Mann an.

»Das Loch übrigens, aus dem ich gekrochen bin, ist ein Fitnessstudio und heißt Charlie's Physical. Vermutlich haben Sie mich dort nicht bemerkt. Ich saß oben auf der

Galerie.«

»Dann haben Sie uns also hinterherspioniert«, sagte Tweed verächtlich.

»Na und? Immerhin habe ich eine tolle Vorstellung geboten bekommen. Die liebe kleine Sophie hätte Marienetta ja fast den Schädel eingeschlagen.« Er zog einen Notizblock aus der Tasche. »»Eher bringe ich sie um«, hat sie geschrien, wenn ich es mir richtig notiert habe. Ich schreibe übrigens nicht nur Reportagen für die Seite drei, sondern auch eine beliebte Klatschkolumne«, fuhr er fort, während er den Block wieder einsteckte. »Diese Story wäre genau das Richtige dafür, finden Sie nicht auch?«

Aus den Augenwinkeln heraus sah Tweed, wie Marienetta zusammenzuckte. Er wusste, dass sie dem süffisant grinsenden Snyder am liebsten eine schallende Ohrfeige versetzt hätte. Stattdessen riss sie sich aber zusammen und starrte an die Decke. Tweed beugte sich vor, bis sein Gesicht nur noch wenige Zentimeter von Snyders Raubvogelnase entfernt war.

»Eines verspreche ich Ihnen, Sam«, sagte er ruhig, aber deutlich. »Ich weiß zufällig genau, dass Bob Newman Ihnen immer mal wieder geholfen hat, an geheime Informationen der Regierung heranzukommen. Er hat Ihnen sogar gesagt, wie Sie Ihre Artikel schreiben müssen, damit Sie keinen Ärger mit den Behörden bekommen. Sollten Sie es wagen, auch nur ein Wort über Marienetta und Sophie in Ihrer Klatschkolumne zu schreiben, dann wird Newman Ihr Feind – Ihr Todfeind. Darüber hinaus wird er Sie in der *New York Times* nach Strich und Faden durch den Kakao ziehen, und danach können Sie Ihre erhoffte Karriere in Amerika an den Nagel hängen, ehe sie richtig begonnen hat. Bob macht Sie in ganz New York zum Gespött der Leute, verlassen Sie sich darauf!«

Verschiedene Emotionen zeigten sich auf Snyders Vogelgesicht, und keine davon war ein Ausdruck von Zuversicht. Als er seine Kaffeetasche an den Mund hob, zitterte er so stark, dass er sie wieder absetzen musste, ohne daraus getrunken zu haben.

»Ja, haben Sie das mit dem Artikel denn wirklich ernst genommen, Tweed?«, sagte er schließlich. »Das war doch nur ein Scherz. Und es tut mir auch Leid, dass ich Ihre Begleiterin vorhin Schnuckelchen genannt habe. Das war taktlos von mir. Ich schätze, ich werde jetzt meinen Kaffee zahlen und verschwinden.«

»Den Kaffee übernehme ich mit Freuden. Hauen Sie lieber sofort ab.«

Tweeds Ton war ebenso grimmig wie sein Gesichtsausdruck.

Snyder stand auf und wusste nicht recht, wie er seinen Abgang gestalten sollte. Offenbar kam er zu dem Schluss, dass es am besten war, überhaupt nichts mehr zu sagen. Sorgfältig jeden Blickkontakt mit Marienetta vermeidend, eilte zur Tür hinaus auf die Straße.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie so böse werden können«, sagte Marienetta, als sie wieder allein waren. »Ihre Stimme hat ja wie die Trompeten beim Jüngsten Gericht gedonnert, obwohl Sie nicht ein einziges Mal richtig laut geworden sind. Sie wissen wirklich, wie man eine Frau beschützt. Ich bin Ihnen ja so dankbar.«

»Nicht der Rede wert.« Er hatte kaum geantwortet, da meldete sich Marienettas Mobiltelefon. Sie hörte dem Anrufer zu, sagte selbst ein paar Worte und steckte das Handy dann wieder in ihre Tasche.

»Das war Onkel Roman. Er wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie so schnell wie möglich in sein Büro kommen könnten.«

»Hat er gesagt, was er von mir will?«

»Er steckt in einer Krise, hat er gesagt.«

»Sieht ganz so aus, als würde ich langsam zum Krisenmanager Ihrer Familie avancieren. Wenn Sie meinen, dass es ihm recht ist, würde ich am liebsten sofort zu ihm gehen.«

»Bestimmt ist es ihm recht. Er hörte sich ziemlich ernst an. Er hat auch gesagt, Sie sollten Paula mitbringen, wenn sich das irgendwie machen lasse.«

»Wirklich? Dann tun Sie mir bitte einen Gefallen. Rufen Sie in der Park Crescent an, und erklären Sie Paula die Situation. Ich mag diese Handys nicht ...«

Während Marietta telefonierte, zahlte Tweed die Rechnung und dachte nach. Black Jack Diamond, Sophie und Snyder. Sie alle verband etwas, von dem er nur noch nicht wusste, was es war. Welcher der beiden Frauen war Snyder zu dem Fitnessstudio gefolgt, wo er Zeuge der unschönen Szene geworden war? Eine familiäre Zwistigkeit, vielleicht, aber dahinter lauerten bedrohlich die brutalen Morde an Hank Foley und Adam Holgate.

»Paula lässt ausrichten, dass Newman es sich nicht nehmen lässt, sie sofort zu ACTIL zu fahren. Er will dann unten in der Halle auf Sie beide warten, solange sie oben bei meinem Onkel sind. Gehen wir, Tweed? Sie wirken auf einmal so abwesend.«

»Ich habe mich gerade gefragt, wo sich Russell Straub im Augenblick wohl aufhält und was er vorhat. Aber Sie haben Recht, wir sollten gehen.«

Sie verloren wertvolle Zeit, bis sie endlich ein unbesetztes Taxi fanden, und dann kamen sie auf der Fahrt in die Innenstadt auch nur im Schrittempo voran. Über den Straßen lag ein schwerer, bläulicher Dunst. Tweed schloss schnell das Fenster, um nicht die Auspuffgase der

sich im morgendlichen Berufsverkehr stauenden Autos einatmen zu müssen.

Als sie schließlich das ACTIL-Gebäude erreichten, wartete Paula bereits auf den Stufen vor der Drehtür und winkte ihnen zu.

»Wo bleiben Sie nur so lange?«, sagte sie, als Tweed und Marienetta bei ihr waren.

»Wo ist Newman?«, fragte Tweed.

»Der hat den Portier seinen Wagen parken lassen und sitzt jetzt in dem Café dort drüben. Sollten wir uns nicht beeilen?«

»Meine liebe Paula«, sagte Marienetta voller Ironie.

»Eines Tages lade ich Sie mal zu einer zweistündigen Taxifahrt im Berufsverkehr durch die City von London ein. Dann wissen Sie, was wir soeben durchgemacht haben.«

»Du kannst gern hier bleiben, Marienetta, während ich mit Tweed und Paula rede«, sagte Roman Arbogast, als die drei sein Büro betraten.

»Wenn du lieber willst, dass ich nicht dabei bin, brauchst du es nur zu sagen.«

Marienetta hatte in einem freundlichen Ton gesprochen und blieb nun abwartend mitten im Raum stehen. Roman starrte sie mürrisch an. Schließlich bedeutete er ihr mit einer resignierten Handbewegung, sich doch zu setzen.

Der scheint nicht gerade gut gelaunt zu sein, dachte Paula, während sie sich neben Tweed in einem der zahlreichen Sessel vor Arbogasts Schreibtisch niederließ. Ihr Gastgeber dagegen, der eine brennende Zigarre in der Hand hielt, setzte sich nicht hin, sondern wanderte ruhelos zwischen ihr und Tweed auf und ab. Nicht anders als

Tweed, wenn dieser angestrengt nachdachte.

»Hat Marienetta Ihnen schon gesagt, dass meine dumme Tochter Sophie nun völlig den Kopf verloren hat?«

»Aber hoffentlich nicht so, wie Adam Holgate den seinen«, sagte Marienetta. »O Verzeihung, das war wirklich geschmacklos von mir. Ich entschuldige mich in aller Form.«

»Vielleicht könntest du versuchen, wenigstens hin und wieder deinen vorlauten Mund zu halten«, wies Arbogast sie zurecht. Dann wandte er sich wieder an Tweed und Paula. »Sophie ist wild entschlossen, diesen Rohling Black Jack Diamond zu heiraten. Ich weiß genau, worauf der aus ist: Der will nur einen Teil der ACTIL-Aktien in die Finger bekommen, sonst nichts. Aber ich werde dem durchtriebenen Kerl einen Strich durch die Rechnung machen.«

»Und wie wollen Sie das anstellen?«, fragte Tweed.

»Sophie kann ziemlich stur sein, wie mir scheint.«

»Aber sie ist auch gierig, wie alle meine Verwandten. Es gibt hier in London einen sehr gut aussehenden Amerikaner namens George Barrymore. Ein Multimillionär, der Gefallen an Sophie gefunden hat. Ich werde es arrangieren, dass die beiden sich auf einer Party kennen lernen und dass jemand Sophie hinterbringt, wie reich Barrymore ist. Das wird ihr sofort den Mund wässrig machen, und sie wird Black Jack in die Wüste schicken, wo er auch hingehört.«

»Wäre es nicht auch möglich, dass Black Jack darauf spekuliert, von Ihnen abgefunden zu werden?«, fragte Tweed.

»Vielleicht in Verbindung mit einer kleinen Erpressung?«

»*Natürlich ist das möglich!*«, brüllte Arbogast auf einmal so laut los, dass Paula heftig zusammenzuckte. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer hasserfüllten Grimasse, die Paula an das schreckliche Bild denken ließ, das Marienetta von ihm gemalt hatte. »Aber er kennt mich nicht. Ich werde alles tun, um ihn aufzuhalten. Jedes Mittel auf Gottes weiter Erde wird mir recht sein.«

»Reg dich bitte nicht so auf, Onkel Roman«, sagte Marienetta leise und sah ihm fest in die Augen. »Deine Stärke war es doch immer, ruhig zu bleiben.«

Ihre Worte hatten eine erstaunliche Wirkung auf Arbogast. Sein Gesicht nahm im Nu wieder einen gelassenen Ausdruck an. Normal und abnormal. Erschüttert musste Paula an Dr. Seales Worte denken.

Arbogast ließ sich langsam auf den Stuhl hinter seinem Schreibtisch nieder. Sein rechtes Auge zuckte noch ein wenig, als er Tweed ansah.

»Eigentlich wollte ich Sie ja aus einem ganz anderen Grund sprechen«, sagte er mit leiser, jetzt wieder angenehmer Stimme. »Untersuchen Sie immer noch diese Morde?«

»Wieso Morde im Plural?«, fragte Tweed.

»Pardon, ich wollte Mord sagen – den Mord an Adam Holgate.«

»Warum fragen Sie mich das?«

»Das will ich Ihnen sagen. Heute früh, kurz nachdem ich in mein Büro kam, stürmte ein gewisser Nathan Morgan von dieser Spezial Branch ins Gebäude und wollte sich zu mir durchkämpfen. Broden musste sogar körperliche Gewalt anwenden, um ihn daran zu hindern. Ihm blieb nichts anderes übrig, als Morgan hinauszuerwerfen.«

»Verstehe.« Tweed hielt einen kurzen Augenblick inne.

»Aber es stimmt. Neben einigen anderen Problemen, die mich beschäftigen, habe ich immer noch ein Interesse am Fall Holgate.«

»Gibt es denn schon einen Tatverdächtigen?«

Arbogast hatte seine plumpen Hände gefaltet und auf die Schreibtischplatte gelegt. Er ließ Tweed keine Sekunde aus den Augen.

»Nein, bisher noch nicht. Dazu ist es auch noch viel zu früh, schließlich sind eine Menge Leute in den Fall verwickelt.«

»Könnten Sie mir mitteilen, wenn sich ein Verdächtiger herauskristallisiert?«

»Ich werde sehen, was sich machen lässt«, erwiderte Tweed und stand auf. »Aber jetzt wollen wir gehen. Sie sind ein viel beschäftigter Mann, und wir haben bereits über Gebühr Ihre wertvolle Zeit in Anspruch genommen ...«

Marietta begleitete sie hinaus auf den Gang. Dort schob sie ihre Magnetkarte in den Schlitz an der Wand und holte den Speziellift für sie herauf.

»Wenn es Ihnen Recht ist, begleite ich Sie nicht nach unten«, sagte sie zu Tweed. »Ich möchte zurück zu Onkel Roman, um mich zu vergewissern, dass er sich auch wirklich beruhigt hat. Sophie macht ihm große Sorgen. Aber nochmals vielen Dank für Ihre Hilfe ...«

Als Paula und Tweed nach einer rasanten Abwärtsfahrt das Erdgeschoss erreichten, wartete dort bereits Broden auf sie und geleitete sie bis zur Drehtür. Draußen sahen sie, wie Newman aus dem Café trat und auf dem Gehsteig wartete, bis sein Wagen vorgefahren wurde.

Auf den Stufen zum ACTIL-Gebäude saß eine merkwürdige Gestalt mit einem Klemmbrett in der Hand

und beugte sich über ein kompliziert aussehendes Diagramm. Es war Dr. Abraham Seale, der wie üblich gekleidet war, als käme er geradewegs aus einem Roman von Charles Dickens spaziert. Als Tweed vorbeiging, blickte er auf.

»Guten Morgen, Mr. Tweed. Eigentlich wollte ich ja Mr. Arbogast ein paar Fragen stellen, habe das dann aber für unklug gehalten. Ich erarbeite nämlich gerade einen Stammbaum der Familie Arbogast. Genealogie ist eines meiner Steckenpferde. Die Arbogasts hießen übrigens ursprünglich Arbogastini. Interessant, was?«

»Kamen sie aus Italien?«

»Richtig.« Er stand auf. »Aber das hier ist nicht der richtige Ort, um meine Forschungen zu betreiben. Möglicherweise ein bisschen zu gefährlich. Ich gehe lieber woanders hin. Auf Wiedersehen, Paula ...«

»Eine seltsame Familie, diese Arbogasts«, bemerkte Paula.

»Ich frage mich, wieso Seale sagte, es sei gefährlich hier«, meinte Tweed nachdenklich.

## 13

»Irgendwie bin ich total nervös«, sagte Paula. »Das kenne ich sonst gar nicht von mir.«

Nach einem kurzen Mittagessen waren sie wieder in Tweeds Büro in der Park Crescent zurückgekehrt. Paula und Tweed waren allein, nur Monica war noch da und saß vor ihrem Computer. Newman war mit Marier losgezogen, »um ein paar Spitzel aufzuscheuchen«, wie Marier sich ausgedrückt hatte. Sie hofften, auf diese Weise vielleicht doch noch ein paar Informationen über den Mord an Holgate zu ergattern.

»Nervös?«, wiederholte Tweed. »Das überrascht mich nicht. Sie haben doch schon immer ausgesprochen sensibel auf Aggression reagiert. Und gerade eben sind wir Zeugen gleich mehrerer dramatischer Gefühlsausbrüche geworden – erst in diesem Fitnessstudio und dann noch in Arbogasts Büro.«

»Ich glaube, daran liegt es nicht. Aber das ist alles nicht so wichtig.« Paula versuchte, mit einer entsprechenden Geste ihre Bemerkung herunterzuspielen, und wünschte sich nun, sie hätte lieber den Mund ganz gehalten.

Ihr Schreibtisch bog sich wie der von Tweed unter der Last der Akten, die zum größten Teil von Howard stammten und dringend bearbeitet werden mussten. Sie hatten so viel routinemäßigen Schreibkram zu erledigen, dass sie für zwei Tage ausgelastet waren. Tweed machte sich seufzend an die Arbeit und kam sich wieder vor wie damals als junger Polizist am Anfang seiner Laufbahn.

»Die Hälfte unserer auswärtigen Agenten überhäuft uns mit irgendwelchen Daten und Fakten, nur um ihre

Existenz zu rechtfertigen«, schimpfte er. »Deswegen hat Howard uns das aufgehalst. Er zieht es vor, sich in seinem Club mit den hohen Herren aus Whitehall bei einem Drink zu amüsieren.«

»Sie wissen doch ganz genau, dass Howard jederzeit einspringen und für uns übernehmen würde, wenn wir plötzlich ausfielen«, wandte Paula ein.

»Fallen Sie mir jetzt bloß nicht in den Rücken ...«

Tweed hielt mitten im Satz inne, weil das Telefon läutete und Monica sich meldete. Er gab ihr zu verstehen, dass er nicht zu sprechen sei.

»Ich bin nicht da. Selbst wenn es die Queen persönlich sein sollte.«

»Sind Sie sich da sicher?«, wollte Monica wissen. »Unten ist Mrs. Elena Brucan. Sei scheint völlig aufgelöst zu sein.«

»Tweed, Sie müssen sie heraufbitten«, sagte Paula. »Wir können eine so sympathische Frau nicht einfach abweisen.«

Tweed zeichnete die sechs Akten, an denen er gerade gearbeitet hatte, ab und legte sie fein säuberlich auf einen Stapel.

»Manchmal frage ich mich schon, wer hier eigentlich meine Abteilung leitet. Also gut, empfangen wir sie. Aber danach ist Schluss für heute«, sagte er und zwinkerte Paula zu.

Paula öffnete der Besucherin die Tür. Elena Brucan trug auch dieses Mal wieder ihren grünen Mantel und den dunkelgrünen Pelzhut. Sie ergriff Paulas Hand, drückte sie herzlich und begrüßte dann Tweed, der ihr einen Sessel anbot, mit einem freundlichen Lächeln. Dann wandte sich die Rumänin wieder an Paula.

»Eigentlich bin ich ja Ihretwegen gekommen.«

Monica ging nach nebenan, um Kaffee zu kochen, was Tweed, der befürchtete, dass sich der Besuch dadurch nur in die Länge ziehen würde, eigentlich nicht so recht passte. Trotzdem lächelte er Mrs. Brucan freundlich an.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Als Sie heute am späten Vormittag das ACTIL-Gebäude verließen, war ich zufälligerweise auch in der Nähe. Ich bin Ihnen in einem Taxi gefolgt, aber Sie haben unterwegs angehalten, um zu Mittag zu essen. Ich habe also gewartet und bin Ihnen dann weiter nachgefahren. Ich hoffe, Sie nehmen mir das nicht übel.«

»Selbstverständlich nicht. Ich bin mir sicher, Sie werden Ihre Gründe gehabt haben. Das ACTIL-Gebäude scheint ja eine große Anziehungskraft auf Sie auszuüben.«

»Dort sind sie alle versammelt, alle, die mit dem Mord an Holgate – und vermutlich auch mit dem an dem anderen Mann drüben in Maine – zu tun haben. Das ist doch wahrscheinlich der Grund, weshalb Sie hinübergeflogen sind, oder?«

Tweed war sprachlos vor Staunen. Er warf Paula, die wieder an ihrem Schreibtisch saß, einen hastigen Blick zu. Seine Assistentin grinste nur. Er hätte ihr am liebsten mit dem Finger gedroht, aber stattdessen konzentrierte er sich wieder auf Elenas hypnotischen Blick. Als Monica mit dem Kaffee kam, beschloss er, sich ebenfalls eine Tasse zu gönnen.

»Es ist wirklich bemerkenswert, Mrs. Brucan«, sagte er, »dass Sie keiner von uns, einschließlich meiner selbst, heute Morgen bei ACTIL oder draußen in Heathrow gesehen hat. Und das trotz Ihrer auffallenden Erscheinung.«

»Vielen Dank für das Kompliment.« Paula glaubte zu

sehen, wie die Rumänin errötete, als sie hastig ihre Kaffeetasse an den Mund führte. »Ich habe Ihnen doch neulich von meinen Erlebnissen mit dem rumänischen Diktator Ceausescu erzählt. Er hat mich gehasst und mir seine brutalen Geheimpolizisten auf den Hals gehetzt, um mich zu verhaften. Aus dieser Erfahrung habe ich gelernt, mich quasi unsichtbar zu machen, wenn es um Leben oder Tod geht. In Heathrow stand ich in der Schlange am Eincheckschalter, an dem Sie sich über den Anschlussflug nach Boston erkundigten. Und von dem Mord in Maine weiß ich, weil ich alle Zeitungen lese, die mir in die Finger kommen, auch amerikanische. In denen wurde das Verbrechen in allen Einzelheiten geschildert. Es ähnelt sehr dem Mord an dem armen Adam Holgate. Sie sehen, das alles herauszufinden war nicht allzu schwierig.«

Nicht schwierig?, dachte Tweed. Die Frau ist eine geborene Detektivin. Jemand wie sie hätte ich damals beim Yard gut gebrauchen können.

Paula vertiefte sich schmunzelnd in ihre Akten.

»Sie haben vorhin Miss Grey erwähnt«, sagte Tweed zu seinem Gast.

»Stimmt. Ich spüre, dass sie in Gefahr schwebt, in großer Gefahr. Ich empfehle Ihnen, sie auf Schritt und Tritt bewachen zu lassen.«

Wieder warf Tweed seiner Assistentin einen Blick zu, aber das Lächeln war von ihrem Gesicht verschwunden. Die Vorstellung, rund um die Uhr bewacht zu werden, schien ihr ganz und gar nicht zu behagen.

»Könnten Sie vielleicht ein wenig genauer werden?«, bat Tweed. »Wer bedroht sie denn?«

»Tut mir Leid, aber ich habe keine Ahnung, woher die Gefahr droht.«

»Trotzdem werde ich mir Ihren Rat zu Herzen nehmen,

vielen Dank.« Er zögerte kurz. »Wir haben uns übrigens die Fotos angesehen, die Sie uns liebenswürdigerweise überlassen haben. Eine Frage: Warum haben Sie einen bestimmten Mann eigentlich gleich fünfmal fotografiert?«

»Das lag nur an meinem Fotoapparat«, erwiderte Mrs. Brucan mit einem strahlenden Lächeln. »Ich hatte Angst, dass er nicht richtig funktioniert, und habe deshalb mehrmals hintereinander auf den Auslöser gedrückt.«

Die erste Lüge. Tweed glaubte ihr kein Wort. Sie verheimlichte ihm etwas, das war klar. Vielleicht traute sie ihm nicht. Mrs. Brucan nahm ihre bestickte Handtasche und stand auf.

»Hoffentlich habe ich nicht zu viel von Ihrer wertvollen Zeit verschwendet, Mr. Tweed. Ich sehe, dass Sie viel Arbeit auf Ihrem Schreibtisch liegen haben.«

»Nicht der Rede wert. Eine Unterhaltung mit Ihnen ist keine Zeitverschwendung.«

»Kommen Sie mich doch auch einmal besuchen. Adresse und Telefonnummer haben Sie ja.«

»Wir sehen uns bestimmt wieder«, antwortete Tweed freundlich. Er meinte es ernst.

Mrs. Brucan bedankte sich bei Monica für den Kaffee und erklärte ihr, dass sie noch nie einen besseren getrunken habe. Paula begleitete sie noch hinunter zur Haustür.

»Es ist wie beim letzten Mal«, sagte Monica zu Tweed.

»Sie ist weg, aber ihre Gegenwart ist immer noch spürbar.«

»Sie ist wirklich ein erstaunlicher Mensch.«

Paula kehrte mit Newman und Marier im Schlepptau zurück. Marier bezog seinen üblichen Posten neben Paula an der Wand und zündete sich eine seiner langen

Zigaretten an, während Newman sich in einen der Sessel fallen ließ.

»Wie ist es gelaufen?«, erkundigte sich Tweed. »Sie machen mir beide einen ziemlich erschöpften Eindruck.«

»Wir haben so gut wie jeden Spitzel ausgequetscht, der uns in die Quere kam«, berichtete Marier. »Während Bob seine Kontakteleute befragt hat, habe ich mich im Hintergrund gehalten, und umgekehrt.«

»Und das Ergebnis?«, fragte Tweed ungeduldig.

»Nichts. Null. *Niente*«, erwiderte Marier matt. »Wir sind auf eine Mauer des Schweigens gestoßen. Einige von den Typen haben sogar Reißaus genommen. So etwas habe ich noch nie erlebt. Einer meiner Informanten hat mir lediglich das Gerücht bestätigt, dass die Special Branch hyperaktiv ist und in der Unterwelt verbreitet hat, jeden, der redet, wegen Drogenbesitzes einbuchten zu wollen.«

»Diese Idioten. Besser können sie sich eigentlich nicht verraten«, meinte Tweed kopfschüttelnd. »Die Regierung muss ganz schön verzweifelt sein, wenn sie zu solchen Methoden greift. Ich brauche noch zwei Tage, um Howards Aktenmüll abzutragen. Aber dann werde ich eine Entscheidung treffen, wie wir die Sache an die Öffentlichkeit bringen. Ich hoffe nur, dass wir bis dahin von weiteren Besuchern verschont bleiben.«

Mit kräftiger Unterstützung von Paula wühlte sich Tweed durch seine Aktenberge, und am Ende der zwei Tage hatten sie tatsächlich alles abgearbeitet, obwohl sie zwischendurch doch noch einen Besucher hatten.

Am Abend des zweiten Tages hatte Tweed außer Newman, Paula und Marier noch zwei weitere wichtige Mitglieder seines Teams zu einer Besprechung gebeten. Es waren Harry Butler und Pete Nield, die oft und gern als

Zweierteam zusammenarbeiteten. Trotzdem hätte der Kontrast zwischen den beiden Männern kaum größer sein können.

Harry Butler war um die dreißig, nur einen Meter fünfundsechzig groß, aber so stämmig und aggressiv wie eine Bulldogge. Sein kugelrunder Kopf konnte zu einer tödlichen Waffe werden, wenn er einen Gegner damit rampte. Er trug schäbige Jeans und eine Windjacke, die auch schon einmal bessere Tage gesehen hatte. Im proletarischen East End ging er ohne weiteres als Einheimischer durch.

Pete Nield, der etwa gleich alt wie Butler war, stellte äußerlich das genaue Gegenteil zu diesem dar. Er war schlank und sah mit seinem exakt gestutzten Oberlippenbärtchen sehr gut aus. Nield war bei den Frauen sehr beliebt und kleidete sich tadellos und schick, auch wenn er an Mariers stilsichere Eleganz nicht ganz heranreichte. Als er in Tweeds Büro kam, trug er einen schicken blauen Anzug, ein frisches, blaues Hemd und eine blassblaue Krawatte. Da er nur unwesentlich größer als Butler und eher schwächlich gebaut war, hatte schon so mancher Gauner geglaubt, ein leichtes Spiel mit ihm zu haben – eine fatale Fehleinschätzung, die viele von ihnen schmerzlich zu bereuen hatten.

»Wir sollten uns langsam eine gemeinsame Strategie in diesem seltsamen Fall überlegen«, begann Tweed.  
»Momentan stochern wir noch derart im Nebel ...«

Wie auf Bestellung läutete in diesem Augenblick das Telefon. Tweed fluchte leise. Monica stellte George, dem Portier, einige Fragen, ehe sie zu Tweed sagte: »Da unten steht ein Amerikaner, ein gewisser Ed Danvers, der Sie sprechen möchte. Er will aber nicht sagen, warum. Das sei topsecret, meint er.«

»Sagen Sie ihm, er soll wieder gehen.«

»Aber er ist vom FBI. Er hat George seinen Ausweis gezeigt.«

Tweed dachte nach, bevor er antwortete. Paula konnte sehen, wie es in ihm arbeitete.

»Monica, ist dieser Mensch vom FBI allein?« Sie nickte.

»Sehr ungewöhnlich. Normalerweise treten sie doch immer paarweise auf. Nun gut, bitten Sie ihn eben herauf.«

Paula blickte zur Tür und wusste genau, was sie gleich zu Gesicht kriegen würde: einen finster dreinblickenden Agenten im grauen Anzug, der Quasi-Uniform aller FBI-Leute. Doch stattdessen kam ein hoch gewachsener Mann mit dichtem, aschblondem Haar herein, der einen hellbeigen Anzug trug. Der Mann war um die dreißig und ziemlich gut aussehend, wie Paula fand. Er hatte eine hohe Stirn, graue Augen unter blonden Augenbrauen, eine markante Nase und einen wohlgeformten Mund. Auf seinem Gesicht lag ein freundliches Lächeln.

»Setzen Sie sich doch, Mr. Danvers«, forderte Tweed ihn in neutralem Ton auf.

»Hi.« Sein Lächeln verfehlte bei keinem der Anwesenden seine Wirkung. Nachdem Monica ihm seinen Regenmantel abgenommen hatte, setzte er sich lässig in einen der Sessel und blickte dann hinüber zu Tweed.

»Sie sind Mr. Tweed, nicht wahr?«

»Der bin ich. Kommen Sie gerade aus den Staaten?«

»Nein, Sir. Ich gehöre zur FBI-Abteilung an unserer hiesigen Botschaft und bin schon seit ungefähr einem halben Jahr hier in London.«

»Und ich dachte, Sie gehören zur Mannschaft des Vizepräsidenten.«

»Ich habe ihm lediglich Ihre schöne Stadt gezeigt, mehr hatte ich bisher nicht mit ihm zu tun.«

»Wieso nicht?«

»Weil Mr. Straub vor zwei Tagen hinüber auf den Kontinent geflogen ist.«

»Wohin denn?«, fragte Tweed.

»Keine Ahnung. Er hat es mir nicht gesagt, und ich habe ihn nicht danach gefragt.«

»Selbstverständlich nicht«, erwiderte Tweed sarkastisch.

»Ich habe wirklich keine Ahnung, wo er sich aufhalten könnte«, beteuerte Danvers und beugte sich vor. Die Skepsis in Tweeds Stimme war ihm nicht entgangen.  
»Ehrlich.«

»Wahrscheinlich kennen Sie sich auf dem Kontinent auch nicht allzu gut aus«, sagte Tweed.

»Im Gegenteil, Sir, ich bin viel in Europa herumgereist. Es gefällt mir sehr.«

»Dann hätte Straub Sie besser mitnehmen sollen. Er war doch sicher noch nie in Europa.«

»Da haben Sie Recht.«

»Seltsame Geschichte, das mit Straub. Aber warum wollten Sie mich eigentlich sprechen?«

»Das ist vertraulich«, sagte Danvers mit einem Blick in die Runde.

»Alle hier Anwesenden arbeiten seit langer Zeit mit mir zusammen. Sie sind absolute Profis, denen ich blind vertraue. Falls Sie mir irgendetwas zu sagen haben, dann sagen Sie es jetzt und hier. Andernfalls müsste ich Sie auffordern, uns wieder zu verlassen.«

»Ich habe schon gehört, dass Sie ein harter Brocken sind ...«

»Wer sagt so etwas?«

»Die Leute in der Botschaft. Dort weiß übrigens nur ein einziger, dass ich heute bei Ihnen bin.«

»Und wer ist das?«

»Der Botschafter.«

Tweed sah ihn fragend an.

»Kein Grund zur Beunruhigung, Sir.« Wieder beugte Danvers sich vor. »Der Botschafter ist sehr betroffen über Ihren ›hinterfotzigen‹ Ausflug nach Maine.«

»*Hinterfotzig*? Was zum Teufel soll das heißen? Das ist ja eine ungeheuerliche Unterstellung.«

»Es tut mir Leid, Sir. Der Ausdruck stammt vom Botschafter, nicht von mir. Ich würde das niemals so ausdrücken. Es tut mir aufrichtig Leid.«

Paula, der Danvers auf Anhieb sympathisch war, empfand Mitleid mit ihm. Tweed nahm ihn ganz schön in die Mangel, auch wenn es nicht sonderlich klug gewesen war, ihren Besuch in den USA als hinterfotzig zu bezeichnen.

»Ist schon gut. Schwamm drüber«, erwiderte Tweed großzügig. »Was erwartet sich der Botschafter denn von Ihrem Besuch bei mir?«

»Dass Sie keine weiteren Ermittlungen über den Mord an Hank Foley in Pinedale anstellen.«

»Wie käme ich dazu?«, sagte Tweed lächelnd. »Pinedale liegt doch in Maine, oder? Wie stellt sich das der Botschafter denn vor? Wie soll ich in einem Fall ermitteln, der sich in zweitausend Meilen Entfernung zugetragen hat, wo ich doch hier in London sitze?«

»Das ist tatsächlich nur schwer vorstellbar.« Danvers warf Paula einen kurzen Blick zu und lächelte. »Der Botschafter hat im Übrigen nicht die geringste Absicht,

sich in die Angelegenheiten britischer Behörden einzumischen«, fuhr er, wieder an Tweed gewandt, fort.

»Ist Russell Straub eigentlich in Begleitung seiner Leibwächter hinüber auf den Kontinent geflogen?«, fragte Tweed wie beiläufig.

»Nein.« Danvers zögerte. »Aber wo Sie das Thema schon ansprechen, will ich Ihnen sagen, dass der Sicherheitsabteilung der Botschaft gar nicht wohl bei dem Gedanken ist, dass Mr. Straub ganz allein reist. Soviel ich weiß, will er auf dem Kontinent Gespräche mit wichtigen Politikern und Wirtschaftsbossen führen.«

»Zum Auftakt seines Präsidentschaftswahlkampfes?«

»Das werden bestimmt einige so sehen. Aber jetzt muss ich gehen. Vielen Dank, dass Sie sich Zeit für mich genommen haben, Sir.«

»Paula«, sagte Tweed, »seien Sie doch so freundlich und begleiten Sie unseren Gast hinunter zum Ausgang ...«

Nachdem Paula mit Danvers das Büro verlassen hatte, zwinkerte Marier Newman zu, der erst grinste, dann aber so unbändig lachen musste, dass er einen Hustenanfall bekam.

»Was ist denn so komisch?«, fragte Tweed.

»Ihnen ist doch sicherlich nicht entgangen, dass Paula unseren amerikanischen Gast äußerst sympathisch fand und dass Mr. Danvers für ihren Charme auch nicht unempfindlich war. Sie schlauer Fuchs hoffen doch bestimmt, dass die beiden sich näher kommen und Danvers irgendwann ein paar Betriebsgeheimnisse der amerikanischen Botschaft ausplaudert.«

Tweed wollte gerade antworten, als Paula schon wieder zurückkam, die Tür hinter sich schloss und sich mit verschränkten Armen vor seinem Schreibtisch aufbaute.

Ihr Gesichtsausdruck war alles andere als freundlich.

»Ed – ich meine Mr. Danvers – hat mich gefragt, ob ich nicht in nächster Zeit einmal einen mit ihm trinken will.«

»Tja ...« Tweed betrachtete eingehend den vor ihm liegenden Aktendeckel. »Er hat gute Manieren, ein angenehmes Wesen, ist sympathisch.«

»Ich soll wohl als Köder herhalten«, fauchte sie. »Sie hoffen, dass ich ihm Informationen über die Vorgänge in seiner Botschaft entlocken kann.« Sie schäumte vor Wut. »Sie verschlagener alter Fuchs.«

»Gegen das Wort ›alt‹ erhebe ich Einspruch«, sagte Tweed.

»Also habe ich Recht! Sie sind wirklich unmöglich. Na los, sagen Sie es mir ins Gesicht. Habe ich Recht?«

Tweed sah sie offen an. »Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen.« Seine Stimme war wieder ernst, als er fortfuhr: »Sie müssen sich nicht mit Danvers treffen, wenn Sie nicht wollen. Aber sein Besuch war sehr aufschlussreich für uns. Normalerweise mischt sich der amerikanische Botschafter nicht in innerbritische Angelegenheiten ein. Außer, jemand bittet ihn darum. Aber wer? Ich tippe auf Straub, der den Botschafter vor seinem Abflug unter Druck gesetzt hat. Ich frage mich wirklich, weshalb Russell Straub wohl allein auf den Kontinent geflogen ist. Bestimmt nicht nur, um dort Flagge zu zeigen. Wenn das der Grund gewesen wäre, hätte er ein Dutzend Leibwächter mitgenommen.«

»Tut mir Leid, dass ich die Beherrschung verloren habe«, sagte Paula und ging zu ihrem Schreibtisch. »Aber ich bin schon seit zwei Tagen ziemlich nervös. Es ist albern, ich weiß, und ich wünschte, ich käme dahinter, was dieses Gefühl bei mir ausgelöst hat.«

»Machen Sie sich keine unnötigen Gedanken«, tröstete

sie Tweed. »In den letzten zwei Tagen hatten wir es mit jeder Menge unangenehmem Papierkram zu tun.«

Er seufzte, weil schon wieder das Telefon läutete. Wie immer nahm Monica das Gespräch an. Aufgeregt gab sie Tweed ein Zeichen.

»Arthur Beck, der Chef der Schweizer Bundespolizei. Er muss Sie dringend sprechen. Klingt ganz so, als wäre bei ihm etwas Schlimmes passiert.«

»Eine dritte geköpfte Leiche wurde gefunden, diesmal in Montreux.«

Tweed hatte ein paar Minuten lang am Telefon mit seinem alten Freund Arthur Beck gesprochen und dabei beiläufig die Frage gestellt, die Paula vergeblich ins Gespräch einzubauen versucht hatte. Jetzt war sie verblüfft von dem, was Tweed soeben verkündet hatte. Alle im Büro waren still. Es war Paula, die als Erste das Schweigen brach.

»Jetzt also auch in der Schweiz. Erst in Maine, dann hier in Bray, und jetzt in der Schweiz. Der Aktionsradius des Täters ist riesengroß. Weiß man schon, wer der Tote ist?«

»Bis jetzt noch nicht. Beck hat so schnell gesprochen, dass ich nicht alles verstanden habe. Soviel ich mitbekommen habe, wurde die Leiche am Ufer des Sees gefunden. Beck hat irgendwas von einem Pick-Boot gesagt.«

»Vielleicht hat er ein *pic-bot* gemeint?«, fragte Paula, die fließend Französisch sprach.

»Ja, so hat es geklungen.«

»Dann weiß ich, was er gemeint hat. Es ist ein großer Lastkahn ohne Deck mit ziemlich steilen Bordwänden. Als ich das erste Mal in Montreux war, haben zwei Männer damit Schwemmgut aus dem See gefischt – Äste, Blätter und jede Menge Abfall. Sie benützten dazu Werkzeuge, die wie große Rechen aussahen.«

»Sieht so aus, als hätten wir es mit einem Serienmörder zu tun, der auf verschiedenen Kontinenten sein Unwesen treibt«, bemerkte Newman nachdenklich.

»Wenn Sie mit Serienmörder jemanden meinen, der sich wahllos seine Opfer aussucht, muss ich Ihnen widersprechen. Ich bin mir sicher, dass eine Verbindung zwischen den Opfern besteht. Übrigens ist noch lange nicht gesagt, dass in Montreux derselbe Täter zugeschlagen hat wie in Maine und Bray. Beck wusste von den beiden Morden, und er will, dass wir noch heute Nacht in die Schweiz fliegen.«

Er schaute hinüber zu Monica. »Meinen Sie, wir könnten noch Plätze für den Abendflug nach Genf ergattern? Beck schickt uns einen Wagen, der uns von dort nach Montreux bringt.«

»Müsste sich machen lassen«, erwiderte Monica, die sämtliche Flugpläne im Kopf hatte. »Aber ich muss sofort buchen. Wie viele Plätze brauchen Sie denn?«

»Für alle, die jetzt hier sind. Das ganze Team. Wir reisen unter unseren richtigen Namen.« Tweed sah sich um. »Es wird kalt sein in der Schweiz. Packen Sie sich also warme Sachen ein.«

»Drüben auf dem Kontinent hatten sie einen frühen Wintereinbruch«, sagte Paula. »Die Berge sind tief verschneit, und auch in den Tälern soll es eiskalt sein.«

»Ich habe für Notfälle wie diesen immer einen gepackten Koffer im Büro«, sagte Tweed und deutete auf den großen Schrank in der Ecke. »Wie steht es mit Ihnen, Paula?«

»Auch mein Koffer steht in dem Schrank. Und der Ihre auch, Bob, wenn ich mich nicht irre.«

»Ich habe sogar meine Ski-Klamotten drin, ich werde also bestimmt nicht frieren.«

»Aber ich muss noch schnell nach Hause und meine Sachen packen«, sagte Marier. »Wie viel Zeit bleibt mir dazu?«

Monica hatte inzwischen mit dem Schalter am Flughafen Heathrow telefoniert und machte mit dem Daumen das Okay-Zeichen.

»Sie sind alle auf den Abendflug gebucht«, sagte sie zu Tweed. »Soll ich Beck anrufen und ihm durchgeben, wann Sie in Genf ankommen?«

»Das wäre nett.« Er stand auf und gab Monica einen Zettel mit der Telefonnummer, unter der Beck derzeit zu erreichen war. »Wann müssen wir los?«

»Wenn Sie alle in drei Stunden wieder hier sind, müssten Sie es eigentlich bequem zum Flughafen schaffen. Ich werde Ihnen Taxis bestellen, denn wenn Sie mit Ihren eigenen Autos fahren, müssen Sie sie in Heathrow auf dem Langzeitparkplatz abstellen, und das kostet Zeit und Geld.«

»In drei Stunden bin ich wieder da«, versprach Marier und machte sich auf den Weg.

Butler und Nield folgten seinem Beispiel und fuhren ebenfalls heim, um sich warme Sachen zu holen. Auch Tweed verließ das Büro. Er ging hinauf zu Howard, um ihn über die neuesten Entwicklungen zu informieren. Schließlich waren nur noch Paula und Newman da, zusammen mit Monica, die Becks Nummer wählte. Paula bemerkte, dass sie auf einmal nicht mehr nervös war. Die Aussicht auf die Reise hatte anscheinend wahre Wunder gewirkt. Sie schloss eine Schublade ihres Schreibtisches auf und nahm Wylies *Geschichte der Exekution* heraus. Das nehme ich mir als Nachtlektüre mit, dachte sie.

»Großer Gott«, sagte sie auf einmal laut. »Ich muss unbedingt Marienetta anrufen.«

»Wieso?«, fragte Newman.

»Wir wollten uns zum Abendessen verabreden. Ich muss ihr sagen, dass ich eine Weile nicht im Lande bin.«

»Aha«, meinte Newman nur. Während Paula ihr Telefonat führte, las er in der neuesten Ausgabe der *Herald Tribune*. Kein Wort über den Mord an Hank Foley. Als Paula auflegte, kam Tweed zurück.

»Seltsam«, sagte Paula.

»Was ist seltsam?«, fragte Tweed und ging zu dem Schrank, in dem sein Koffer war.

»Ich habe gerade bei Marienetta angerufen, aber ihre Sekretärin sagte mir, dass sie seit zwei Tagen verreist sei. Auch Sophie ist unterwegs, aber allein. Die beiden reisen nie zusammen. Als ich dann Mr. Arbogast zu sprechen wünschte, teilte mir die Sekretärin mit, dass auch der verreist sei. Alle drei sind vor zwei Tagen weggefahren.«

»Also etwa zur selben Zeit, in der Russell Straub sich ins Ungewisse verflüchtigt hat. Ich frage mich, ob das noch ein Zufall ist.«

»Sollten Sie nicht Mrs. Brucan anrufen und ihr sagen, dass wir eine Weile nicht hier sind?«, schlug Paula vor.

»Sonst macht sie sich vielleicht umsonst auf den Weg hierher.«

»Sie haben Recht.«

Tweed suchte sich die Nummer heraus, die er sich in sein Notizbuch geschrieben hatte. Dann nahm er den Hörer ab, wählte und wartete. Niemand meldete sich. Tweed überlegte, ob er sich vielleicht verwählt hatte, und versuchte es dann noch einmal. Wieder nichts.

»Keine Antwort. Seltsam, dass auf einmal alle verschwunden sind. Immerhin, Howard ist jetzt voll informiert und schmeißt den Laden, während ich weg bin. Meine Neuigkeiten haben ihn ziemlich schockiert. Ich habe ihm gesagt, dass es so gut wie jeder sein könnte.«

»Wer könnte was sein?«

»Die Leiche in Montreux. Die dritte, die ohne Kopf gefunden wurde.«

»Hoffen wir, dass es niemand ist, den wir kennen.«

Der Flug nach Genf dauerte etwas länger als eine Stunde. Dieses Mal saßen sie näher am Cockpit – Paula in der Mitte, Tweed am Fenster und Newman auf dem Gangplatz. Das Flugzeug war nur halb voll, sodass sie sich leise besprechen konnten, ohne belauscht zu werden. Mehrere Reihen hinter ihnen befanden sich Butler und Nield. Marier hatte sich einen Platz ganz hinten geben lassen, von dem aus er einen guten Überblick hatte.

Draußen war es bereits dunkel, als Paula in ihre Aktenmappe griff und das geliehene Buch herausholte. Mehrere Seiten waren mit bunten Reitern gekennzeichnet.

»Das ist ziemlich starker Tobak«, sagte sie zu Newman.

»Ich hoffe, Sie haben einen ebenso starken Magen.«

»Wenn's mir schlecht wird, trinke ich das hier«, entgegnete er und hob sein Glas mit Whisky. »Na, dann bringen Sie mir mal das Gruseln bei.«

»Bei den Hinrichtungen ist man damals sehr methodisch vorgegangen«, begann sie. »So ging es los: Der Verurteilte wurde mit gefesselten Armen auf das Schafott geführt.«

Tweed beugte sich zu Paula hinüber und besah sich die Illustration, eine Kohlezeichnung, wie er vermutete. Oben auf dem Schafott wartete der Henker, ein großer, schwerer Klotz von einem Mann mit einer wollenen Gesichtsmaske mit Sehschlitzen für die Augen. Er sah zum Fürchten aus. In der rechten Hand hielt er eine langstielige Axt. Sein Opfer lag auf dem Rücken und wurde mit dem Hals genau in die Wölbung des Richtblocks gelegt. Der Henker hob die Axt hoch über den Kopf. Auf der nächsten Seite war zu sehen, wie die Axt niedersauste. Die Klinge drang

durch den Hals, der Kopf kippte nach hinten und fiel auf ein großes Stück Sackleinen. Aus dem zerklüfteten Stumpf spritzte nach allen Seiten schwarzes Blut.

»Gut, dass die Illustrationen nicht in Farbe sind«, meinte Newman.

Auf dem nächsten Bild packte der Henker den abgetrennten Kopf an den Haaren und präsentierte ihn der Menge, bevor er ihn dann in den Sack steckte, diesen verschnürte und auf einen unter dem Schafott wartenden Karren warf.

»Was jetzt kommt, ist besonders wichtig«, sagte Paula.

»Und wie. Besonders für den armen Teufel, dem man den Kopf abgeschlagen hat«, bemerkte Newman.

Paula bohrte ihm den Zeigefinger in die Rippen. »Jetzt seien Sie doch nicht so albern. Das ist wirklich wichtig.«

»Worum geht es denn?«, fragte Tweed.

Paula hatte zu der Seite mit dem hinter dem Richtblock liegenden Sack zurückgeblättert.

»Der Jutesack«, erklärte Paula. »Bisher wurde weder Hank Foleys noch Adam Holgates Kopf gefunden. Ich glaube, wir können davon ausgehen, dass unser Täter ebenfalls einen Sack hinter seinen improvisierten Richtblock gelegt hat, auf den der Kopf dann gefallen ist. Der Täter hat den Kopf darin eingewickelt und schließlich in ein Behältnis getan.«

»Jetzt hätte ich doch gern noch einen Scotch«, rief Newman und winkte der Stewardess.

Paula schloss das Buch, bis der Drink serviert und die Stewardess wieder gegangen war.

»In welcher Art Behältnis könnte man denn den Kopf eines Menschen aufbewahren?«, fragte Newman.

»Ich glaube, dass Paula mit ihrer Vermutung Recht hat«,

sagte Tweed. »Auf die Idee hätten wir allerdings auch schon früher kommen können. Einmal – nach einer Autopsie – habe ich einen in Formalin eingelegten Menschenkopf gesehen, und zwar in einer Art großem Einweckglas mit einem Deckel obendrauf. Wenn das auch bei diesen Morden der Fall ist, muss unsere nächste Frage lauten: Worin kann man ein solches Glasgefäß am besten transportieren?«

»Vielleicht in einem dieser Koffer mit Rädern unten dran, wie sie heutzutage von vielen Reisenden benutzt werden«, schlug Paula vor.

»Aber der Kopf muss doch fürchterlich geblutet haben«, wandte Newman ein.

»Kein Problem«, sagte Paula. »Der Täter braucht den Kopf nur an den Haaren in die Höhe zu heben und ihn ausbluten zu lassen.«

»Warum haben wir nicht früher daran gedacht!«, sagte Tweed verärgert. »Wir hätten in Pinedale viel intensiver suchen sollen. Es muss dort eine Stelle geben, wo der Boden mit Blut regelrecht getränkt ist. Und in Bray auch.«

»Haben Sie vielleicht noch mehr solcher Leckerbissen parat, Paula?«, wollte Newman wissen.

»Aber gern. Bei der Guillotine wurde im Prinzip dieselbe Methode angewendet«, sagte Paula und schlug eine andere markierte Seite auf. »Wie Sie sehen, liegt auch hier hinter dem Richtblock ein Sack.«

»Schauen Sie sich doch mal diesen Halsstumpf an«, sagte Newman. »Und jetzt blättern Sie noch mal zu dem anderen Beispiel zurück.«

Paula fand auf Anhieb die richtige Seite. Newman starrte angewidert auf die grausige Zeichnung.

»Sehen Sie? Die Wunde am Hals ist ganz ausgefranst.

Bei Foley und Holgate waren die Häse aber fein säuberlich mit einem glatten Schnitt gleich unterhalb des Kinns abgetrennt.«

»Möglicherweise hat der Täter an irgendeinem Gegenstand geübt«, sagte Tweed. »Vielleicht an einer Puppe.«

»Ich wäre mir da nicht so sicher, ob das nur eine Puppe war«, wandte Paula ein.

»Was dann?«, sagte Tweed.

»Ich weiß es nicht. Aber ich werde darüber nachdenken. Außerdem befinden wir uns bereits im Sinkflug.«

Paula klappte das Buch zu und steckte es wieder zurück in ihre Aktentasche. Dann schaute sie noch eine Weile zum Fenster hinaus, um die schaurigen Bilder, die sie eben gesehen hatte, aus ihrem Kopf zu verbannen.

Die Nacht war wolkenlos. Während das Flugzeug sich im Landeanflug Genf näherte, bot sich Paula ein wunderbarer Blick auf das Juragebirge, das sich schwarz vor dem blassen Spiegel des Genfer Sees abhob. Auf den Gipfeln schimmerte weiß der Schnee. Je weiter die Maschine sich der Erde näherte, desto deutlicher trat der See, einem großen, flachen Teller gleich, im Mondlicht zum Vorschein. Dann setzten sie mit einem weichen, satten Plopp der Räder auf der Teerdecke der Landebahn auf.

Als Tweed, Paula und die anderen in die Ankunftshalle des Genfer Flughafens Cointrin traten, stellten sie mit Freude fest, dass Arthur Beck, der Chef der Schweizer Bundespolizei, zusammen mit einigen uniformierten Polizisten bereits auf sie wartete. Beck kam auf sie zu, umarmte Paula, schüttelte Tweed und Newman die Hand und führte sie dann zusammen mit den anderen nach

draußen zu zwei wartenden Limousinen.

Beck war groß, schlank, um die vierzig und hatte ein längliches Gesicht. In seinem Haar und in seinem Schnurrbart waren bereits die ersten grauen Strähnen zu sehen. Seine hohe Stirn, die Hakennase, der kräftige Mund und das Entschlossenheit signalisierende Kinn rundeten den durchaus sympathischen Eindruck ab. In Tweeds Augen war sein Freund der tüchtigste und tatkräftigste Polizeibeamte auf dem ganzen Kontinent.

Beck ließ es sich nicht nehmen, Paulas Aktentasche zu tragen, die sie ihm erst nach einigem Zögern überlassen hatte. Draußen war es bitterkalt, aber Tweed machte das nichts aus. Er war ein Mensch, der bei solchen Temperaturen erst richtig aufblühte. Trotzdem beeilten er und Paula sich, in eine der Limousinen zu steigen. Sie saßen zusammen mit Beck gleich hinter dem Fahrer, der in Begleitung eines weiteren Polizisten war. Newman und Marier nahmen auf der dritten Sitzbank hinter ihnen Platz, während Nield und Butler in der zweiten Limousine nachkamen. Als sie in östlicher Richtung das Flughafengelände verließen, wandte Beck sich an Tweed.

»Ich fürchte, ich habe schlechte Nachrichten für Sie, nachdem ich Sie so voreilig hierher bestellt habe.«

»Sie haben doch nicht etwa die Leiche verloren?«

»Nicht für immer, da bin ich mir sicher. Die Männer wollten den im Wasser treibenden Leichnam gerade in das *pic-bot* ziehen, als plötzlich ein Sturm aufkam und ihn wieder auf den See hinaustrieb. Aber keine Angst – der Sturm wird sich noch heute Nacht legen, und dann wird die Leiche bestimmt wieder ans Ufer gespült.«

»Konnten Sie die Leiche denn wenigstens in Augenschein nehmen?«

»Wir konnten nur feststellen, dass der Kopf fehlt. Der

Rumpf befand sich in einer Art Leichensack. Einer der beiden Männer hat den Reißverschluss aufgemacht und hineingesehen, aber von dem Anblick ist ihm so schlecht geworden, dass der Dummkopf den Sack panikartig losgelassen hat.«

»Das war bestimmt kein schöner Anblick«, bemerkte Paula leise.

»Der andere Mann in dem Boot war aus härterem Holz geschnitzt. Er reagierte schnell und schoss ein Polaroidfoto, ehe sein Kollege den Reißverschluss wieder zumachte. Und dann wurde die Leiche auch schon wieder abgetrieben. Ich habe das Foto bei mir.«

Beck warf Paula einen unsicheren Blick zu. Sie wusste genau, was er jetzt dachte.

»Keine Angst«, sagte sie zu ihm. »Ich habe schon mehr Fotos von kopflosen Leichen gesehen ... von der in Maine und von der in Bray. – Ich falle bestimmt nicht in Ohnmacht«, fügte sie lächelnd hinzu.

»Na gut, hier ist die Aufnahme.«

Aus einer Ledermappe holte er ein in einer durchsichtigen Plastikfolie steckendes Farbfoto heraus und gab es Paula. Newman spähte ihr von hinten über die Schulter. Beck hatte zuvor kommentarlos die Trennscheibe zum Fahrer und seinem Begleiter geschlossen.

»Eine gute Aufnahme, man sieht von oben direkt auf den Halsstumpf«, bemerkte Newman anerkennend.

Paula besah sich das Foto in dem schwachen Licht der Fondsbeleuchtung, die Beck über ihrem Kopf angeschaltet hatte. Sie untersuchte es angestrengt nach einem Merkmal, das Aufschluss über die Identität der Leiche hätte geben können, aber außer gestocktem Blut war nicht viel zu sehen.

»Ich kann nicht einmal erkennen, ob die Wunde glatt oder ausgefranst ist. Aber das wäre wichtig.«

»Wieso?«, wollte Beck wissen.

Tweed erzählte ihm, dass sie bei den Leichen von Foley und Holgate jeweils einen glatten Schnitt sowie Hinweise auf eine Kerbe in der Schneide des Mordwerkzeugs gefunden hatten.

»Das werde ich alles Dr. Zeitzier erzählen, dem Pathologen, den ich extra aus Zürich nach Montreux bestellt habe. Mit viel Mühe konnte ich ihn überreden, wenigstens so lange zu bleiben, bis wir die Leiche wiederhaben.«

»Und warum haben Sie einen Pathologen aus Zürich geholt und nicht aus Bern, wo die Bundespolizei ihren Sitz hat?«, fragte Paula.

»Das will ich Ihnen gern erklären, Paula«, erwiderte Beck. »Ich lege größten Wert darauf, auf allen Gebieten nur mit absoluten Topleuten zusammenzuarbeiten. Und der mit Abstand beste Pathologe hier in der Schweiz ist nun mal Dr. Zeitzier. Ein sehr eigenwilliger Zeitgenosse, der sich nichts sagen lässt, aber er versteht sein Handwerk wie kein Zweiter. Ich habe ihn im Le Montreux Palace untergebracht. Sie und Tweed haben dort ebenfalls Suiten.«

»Das ist äußerst großzügig von Ihnen«, sagte Paula. »Ich erinnere mich noch gut an das Montreux Palace. Es ist das beste Hotel der Stadt.«

»Newman muss sich allerdings mit einer kargen Dachkammer zufrieden geben«, fügte Beck hinzu.

»Danke, wie nett von Ihnen«, knurrte Newman.

»War nicht ernst gemeint«, feixte Beck, der fließend Englisch sprach. »Auch auf Sie wartet natürlich ein sehr

hübsches Zimmer ...«

Während sie sich unterhielten, rollte die luxuriöse Limousine über die breite Autobahn, die am Ufer des größten Schweizer Sees direkt nach Montreux führte. Paula schaute aus dem Fenster und erfreute sich am Anblick der schneebedeckten Berge des Schweizer Juras. Davor schimmerten im Mondlicht sanft ansteigende Weinberge, deren in langen Reihen gepflanzte Rebstöcke jetzt kahl waren. Ab und zu sah Paula auch ein kleines Dorf mit sauberen Häusern und dem obligatorischen, von einem Zwiebelturm gekrönten Kirchlein. Was für ein friedlicher Anblick, dachte Paula, so typisch für die Schweiz wie Schokolade und Käse.

Auf der anderen Seite der Autobahn erstreckte sich der See, und in der Ferne, jenseits des französischen Ufers, erhoben sich schroffe, felsige Berge. Auf einmal klatschte ein Vorhang aus Regen gegen die Fenster. Beck deutete hinaus.

»Wir kommen jetzt gleich nach Ouchy, wo die Autobahn fast parallel zum See verläuft«, erklärte er. »In der Ecke hier. toben die Stürme immer am heftigsten. Aber laut Wetterbericht soll der Wind bis zum frühen Morgen abflauen. Dann wird die Leiche hoffentlich wieder angeschwemmt.«

Paula wurde mit einem Mal von Müdigkeit überwältigt und lehnte ihren Kopf an die Nackenstütze. So war das viel bequemer. Während der große Wagen leise wie eine Katze über die Autobahn schnurrte, schlief sie ein.

Sie erwachte davon, dass Tweed sie am Ärmel zupfte. Als sie blinzeln die Augen aufmachte, fielen ihr sofort zwei Dinge auf: Die Limousine fuhr langsamer, und ihre rechte Hand umklammerte immer noch die Aktenmappe auf

ihrem Schoß.

»Wir sind in Montreux«, sagte Tweed, als der Wagen zum Stehen kam.

Paula schaute aus dem Fenster. Unmittelbar vor ihr erhob sich die goldgelbe Fassade eines Hotels, das die gesamte Länge der Grand-Rue einzunehmen schien. Die allermeisten Zimmer verfügten über Balkone, die angesichts des strömenden Regens jedoch menschenleer waren. Wie aus dem Nichts tauchten uniformierte Hotelpagen mit riesigen Schirmen in der Hand auf und öffneten die Wagentüren. Tweed und Paula teilten sich einen Schirm und eilten ins Hotel, gefolgt von Beck und dem Rest des Teams.

An der Rezeption begrüßte sie eine freundliche Empfangsdame und gab jedem ein Anmeldeformular, das auszufüllen war. Beck hielt sich dabei dezent im Hintergrund.

»Ich nehme an, dass Sie um diese Zeit des Jahres nicht ausgebucht sind«, bemerkte Tweed.

»Nein, Sir. Aber dafür haben wir zurzeit ganz besonders illustre Gäste.«

»Wen denn beispielsweise?«

»Den Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten.«

## 16

»Da kann man nichts machen«, sagte Tweed. »Ich habe Russell Straub vor nicht einmal einer Woche in London kennen gelernt.«

Paula konnte nur mit Mühe ein Kichern unterdrücken. Tweed machte wirklich das Beste aus seiner kurzen Begegnung mit dem amerikanischen Vizepräsidenten auf Sophies Geburtstagsparty.

»Tatsächlich, Mr. Tweed?« Die Frau an der Rezeption war sichtlich beeindruckt. »Mr. Straub ist erst vor einer Stunde abgereist. Es wurde gerade dunkel.«

»Mit dem Zug wahrscheinlich.«

»Aber nein. Er ist mit einem großen Ford unterwegs, den er selbst fährt.«

»Dann ist er bestimmt nach Bern gefahren«, sagte Tweed und wählte die erste Stadt, die ihm in den Sinn kam.

»Ich habe leider keine Ahnung, wohin er wollte. Während seines Aufenthalts hier war er nicht häufig im Hotel. Er hat sich von den anderen Gästen auch ziemlich fern gehalten.«

»Aha. So, jetzt gehen wir erst einmal auf unsere Zimmer. Bekommen wir denn noch etwas zum Abendessen?«

»Natürlich.«

Ein Page brachte Paula zu ihrer Suite, während Tweed von einem anderen Pagen in die entgegengesetzte Richtung geleitet wurde. Tweeds Suite war sehr geräumig und hatte einen Balkon mit Seeblick. Nachdem er dem Pagen ein Trinkgeld gegeben hatte, wandte er sich an

Beck, der ihm gefolgt war.

»Kann man von meinem Balkon aus die Stelle sehen, an der die Leiche entdeckt wurde?«

»Ja, aber ich befürchte, wir werden dabei ein wenig nass werden«, sagte Beck und trat hinaus auf den Balkon.

»Außerdem sieht man nicht viel, weil so viel Gebüsch davor ist. Es ist gleich da hinten, bei dem Landungssteg.«

»Jetzt können wir nur hoffen, dass die Leiche wieder angetrieben wird.«

»Ich habe sicherheitshalber ein großes Polizeiboot mit einem Netz losgeschickt. Vielleicht verfängt sich der Tote ja darin. Aber jetzt muss ich gehen.« Er nahm einen Notizblock des Hotels und schrieb eine Nummer darauf. »Unter der Nummer können Sie mich die ganze Nacht über erreichen. Es ist die der Polizeistation in der Nähe des Landungsstegs.«

Nachdem Tweed sich ein bisschen frisch gemacht hatte, begab er sich auf die Suche nach Paulas Suite. Auf dem Weg dorthin stieß er auf Newman, der gerade dasselbe vorhatte. Obwohl das Hotel sehr groß war, fanden sie das Zimmer ziemlich schnell. Tweed klopfte an die Tür.

»Wer ist da?«, fragte Paula vorsichtig.

»Tweed und Newman.«

Paula schloss die Tür auf und ließ sie in eine Suite, die etwa so groß wie die von Tweed war. Paula hatte sich bereits zum Abendessen umgezogen und trug ein ärmelloses mitternachtsblaues Kleid mit hohem Kragen. Tweed sah sich in der Suite um und warf einen Blick aus dem Fenster.

»Ihre Suite ist aber ziemlich abgelegen«, bemerkte er.

»Das habe ich mir auch schon gedacht. Wenn Sie etwas von mir brauchen, dann klopfen Sie am besten viermal

hintereinander an die Tür, machen eine kurze Pause und klopfen dann noch ein fünftes Mal. Wenn ich nicht gleich reagiere, wiederholen Sie den Code. Ich glaube nämlich, dass ich nach dem Abendessen wie eine Tote schlafen werde. Aber jetzt habe ich erst einmal einen Mordshunger ...«

Am Eingang zum Restaurant blieb Tweed stehen und erklärte dem Oberkellner, dass er sich erst noch ein wenig umsehen wolle. Während Newman ungeduldig von einem Bein aufs andere trat, spähte Paula an Tweed vorbei in den Speisesaal.

»Großer Gott, das ist ja kaum zu glauben«, stieß sie hervor.

»Was ist denn los?«, fragte Newman.

»Sehen Sie doch, dort drüben, an dem Tisch am Fenster, da sitzen Marienetta und Sophie. Und bei ihnen ist Black Jack Diamond. Was zum Teufel geht hier vor?«

»Warum gehen Sie nicht einfach hinüber und sagen hallo?«, schlug Tweed vor. »Bob und ich setzen uns inzwischen an den Tisch dort drüben, der ist weit genug von ihnen entfernt. Ich schlage vor, Sie plaudern ein wenig mit Marienetta. Sie kommen doch so gut mit ihr aus.«

Paula ging auf den Tisch zu. Sie hatte noch nicht einmal die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als Marienetta sie erkannte und aufsprang. Sie sah sehr apart aus in ihrem schulterfreien Kleid. Als Paula am Tisch anlangte, umarmte sie sie herzlich.

»Endlich jemand, mit dem man sich unterhalten kann. Ich freue mich, dass Sie auch hier sind.«

»Was in drei Teufels Namen treiben Sie denn hier?«, fragte Black Jack, der auf seinem Stuhl herumlümmelte und keine Anstalten machte aufzustehen.

»Die Frage könnte ich Ihnen auch stellen«, gab Paula zurück.

»Sie verfolgt uns, was sonst?«, sagte Sophie und warf den Kopf zurück.

»Nein, das tue ich nicht«, antwortete Paula liebenswürdig. »Ich hatte keine Ahnung, dass Sie in der Schweiz sind.«

»Machen Sie sich nichts daraus. Die beiden Turteltäubchen haben sich wieder mal gestritten«, sagte Marienetta und nahm Paula am Arm. »Kommen Sie, gehen wir an die Bar. Mir ist nach einem Cointreau.«

Und mir ist nach Essen, dachte Paula, ging aber trotzdem mit an die Bar, wo sie sich ein kleines Glas Chardonnay bestellte. Marienetta nippte an ihrem Cointreau und bewunderte überschwänglich Paulas Kleid.

»Was führt Sie denn in diese Gegend?«, fragte Paula.

»Mein Onkel besitzt eine hochmoderne Kunststofffabrik in Vevey, nur ein paar Kilometer von hier unten am See. Er will dort unangemeldet nach dem Rechten sehen, und mich hat er mitgenommen, weil ich mich nun mal in Verwaltungsdingen sehr gut auskenne. Eigentlich ist die Fabrik ja Sophies Baby, weil sie bei uns die Wissenschaftlerin ist.«

»Dann wohnt Ihr Onkel also auch hier im Hotel?«

»Er hat hier gewohnt, aber vor ein paar Stunden ist er mit seinem Auto abgereist. Fragen Sie mich nicht, wohin, so etwas würde er mir nämlich nie sagen, der alte Geheimniskrämer. In den Anfangszeiten seiner Karriere als Geschäftsmann hat er in dieser Hinsicht einmal schlechte Erfahrungen gemacht. Ach, übrigens, ich habe vor dem Essen eine Menge Polizeiwagen unten am Seeufer gesehen.«

»Was war denn los?«

»Keine Ahnung. Aber ich möchte Ihnen noch etwas erzählen. Bevor wir London verließen, hat Onkel Roman Sophie dem amerikanischen Millionär vorgestellt, mit dem er sie von Black Jack weglocken will. Der Millionär wollte Sophie zum Essen ausführen, aber als sie im Restaurant ankamen, hatte er kein englisches Bargeld bei sich und bat Sophie, ihm das Geld fürs Taxi zu borgen. Das hätte er lieber nicht tun sollen. Sophie hat ihn sofort aussteigen lassen und dem Taxifahrer gesagt, er solle sie schleunigst zurück zum ACTIL-Gebäude bringen.«

»Sieht so aus, als ob es nicht viel braucht, um sie vor den Kopf zu stoßen.«

»Sophie kann furchtbar launisch sein. Als sie herausfand, dass Onkel Roman und ich in die Schweiz fliegen, ist sie uns zusammen mit Black Jack gefolgt.«

»Warum denn das?«

»Um meinem Onkel die Geschichte mit dem Amerikaner heimzuzahlen. Damit hat er sie wirklich auf die Palme gebracht. Onkel Roman war stinksauer, als er sie und Black Jack hier im Hotel angetroffen hat, und hat sich sogar geweigert, am selben Tisch mit ihnen zu essen.«

»Wann sind Sie denn hier angekommen?«, fragte Paula wie beiläufig und schob sich eine Salzstange in den Mund, um wenigstens ansatzweise ihren Hunger zu stillen.

»Darf ich Sie im Gegenzug fragen, weshalb Sie mit dem fabelhaften Mr. Tweed und dem knallharten Robert Newman hier abgestiegen sind?«

»Wir untersuchen immer noch diese grässlichen Morde. Und hier im See wurde eine weitere kopflose Leiche gefunden. Sie treibt immer noch irgendwo da draußen im Wasser herum.«

»Großer Gott! Deshalb die vielen Polizeiautos.«  
Marienetta hielt betreten inne. »Wer ist denn der Tote?«

»Das wissen wir noch nicht. Aber jetzt müssen Sie mich wirklich entschuldigen, Marienetta. Ich habe einen Bärenhunger.«

»Du meine Güte! Warum sagen Sie denn nichts? Lassen Sie uns sofort zurück zum Tisch gehen, Sie armes Ding.«

Seltsam, dachte Paula auf dem Weg durch das Restaurant. Auf einmal sind sie alle hier. Die Familie Arbogast und der Vizepräsident. Tweed würde niemals an einen Zufall glauben. Schon gar nicht, wo sich zudem ein dritter Mord ereignet hatte.

Paula verschlang gerade mit Heißhunger ihre Spaghetti, als Sophie sie ansprach. Sie hörte sich auf einmal so vernünftig und sachverständig an, dass Paula kaum glauben mochte, es handle sich um dieselbe Frau, die Marienetta im Fitnessstudio bedroht hatte. Wer jetzt sprach, war Sophie die Wissenschaftlerin.

»Falls es Sie interessiert, Paula, wir haben hier in der Nähe eine Kunststofffabrik, die nach einem völlig neuen Verfahren arbeitet, das ich entwickelt habe. Das Patent wird meinem Vater wieder ein Vermögen einbringen.«

»Erzählen Sie mir mehr«, bat Paula zwischen zwei Gabeln Spaghetti.

»Mein Kunststoff ist stärker und flexibler als jeder andere, den Sie kaufen können. Ich habe monatelang daran herumentwickelt, aber jetzt geht er in Produktion.«

»Lass Paula doch erst mal in Ruhe essen«, mischte Marienetta sich ein. »Sie hat einen Bärenhunger.«

Ohne auf ihre Kusine zu achten, fuhr Sophie fort: »Der Clou an der Sache ist, dass man den Kunststoff im warmen Zustand beliebig verformen kann. Mit der Hand oder maschinell, in jede x-beliebigen Stärke oder Gestalt. Wenn er kalt wird, ist er äußerst widerstandsfähig, dabei aber dennoch extrem leicht. Einige Flugzeugbauer interessieren sich schon dafür. Sie fragen sich vielleicht, woher ich das kann. Nun, ich habe an der Durham University Chemie und Physik studiert und in beiden Fächern mit Bestnote abgeschlossen.«

»Tatsächlich?« Paula hielt mit dem Essen inne und blickte beeindruckt in Sophies große, intelligente Augen.

Sie selbst hatte während ihres Studiums nicht so gut abgeschnitten. »Ihr Vater ist bestimmt stolz auf Ihre Erfindung.«

»Wenn er es ist, so lässt er es sich nicht anmerken.«

Sophies Miene verdüsterte sich. »Er hat Marienetta und nicht mich mit nach Vevey genommen, um mit ihr die finanziellen Aspekte der Produktion durchzusprechen. Und meine Kusine hat es nicht für der Mühe wert befunden, mich darüber zu informieren, dass sie die Verwaltung der Fabrik übernehmen soll. Ich selber sitze nicht einmal in der Geschäftsleitung, und dabei habe ich das verdammte Zeug erfunden.«

»Vielleicht liegt das daran, dass du Wissenschaftlerin bist«, wandte Black Jack mit spöttischem Grinsen ein. »Fachidioten wie du verfügen nun mal über keinerlei unternehmerischen Geist.«

»Paula«, sagte Sophie mit ruhiger Stimme, »darf ich mal von Ihren Nudeln probieren?«

»Nur zu«, sagte Paula. »Nehmen Sie sich eine Gabel. Das ist mir ohnehin zu viel.«

Sophie rollte ein paar Spaghetti auf ihre Gabel, drehte sich nach links und schleuderte die Nudeln dann Black Jack auf den Schoß.

»Aber, aber, mit Essen spielt man nicht«, ließ sich auf einmal eine höhnische Stimme vernehmen. Als wäre er aus dem Nichts aufgetaucht, stand plötzlich Sam Snyder vor ihnen.

Der Reporter mit dem Raubvogelgesicht beugte sich über Black Jack und winkte den anderen am Tisch munter zu. Er trug einen Smoking und sah damit völlig anders aus als in dem Coffeeshop in der Londoner King Street.

»Guten Abend, meine Damen.«

Black Jack sprang so heftig auf, dass er dabei seinen Stuhl umwarf. Wütend starrte er Snyder an, ballte die linke Hand zur Faust und fauchte: »Ich schlage Sie krankenhausreif, Sie Drecksker!«

Nicht schon wieder, stöhnte Paula innerlich. Black Jack stürzte sich auf den Reporter, holte aus und wollte ihm mit der Faust ins Gesicht schlagen. Snyder reagierte so schnell, dass Paula kaum mitbekam, was geschah. Mit einer geschickten Bewegung packte er Black Jacks Arm und drehte ihn auf den Rücken. Paula hatte ihm so viel Kraft gar nicht zugetraut.

»Loslassen!«, japste Black Jack. »Sie brechen mir ja den Arm.«

»Den brechen Sie sich schon selbst, wenn Sie nicht stillhalten. Also, benehmen Sie sich, sonst landen *Sie* im Krankenhaus!«

Einen Moment lang standen die beiden Männer wie erstarrt da. Die anderen Gäste gafften bereits zu ihnen herüber. Der grimmige Gesichtsausdruck des Reporters gab Paula sehr zu denken. Snyder schien durchaus fähig zu sein, seine Drohung in die Tat umzusetzen.

»Na, haben Sie sich jetzt beruhigt?«, fragte Snyder.

»Ja«, krächzte Black Jack. »Ich will mich sauber machen.«

Snyder ließ ihn los. Black Jack rieb mit der rechten Hand seinen linken Arm, den Snyder ihm umgedreht hatte, und trollte sich in Richtung Toilette. Nach ein paar Schritten blieb er stehen und drehte sich noch einmal um.

»Bis später«, sagte er und grinste in dem vergeblichen Versuch, wenigstens einen starken Abgang hinzulegen.

Dann schob er einen Kellner, der mit einer Serviette angerannt kam und ihm die Spaghettisoße von der Hose wischen wollte, brüsk beiseite und ging.

»Tut mir Leid, aber er wollte es nicht anders«, sagte Snyder lässig. »Aber da gerade ein Stuhl frei geworden ist, würde ich mich gern zu Ihnen setzen, wenn es Ihnen recht ist.«

Er wartete die Antwort gar nicht erst ab, sondern ließ sich sofort auf Black Jacks Platz nieder. Der Kellner brachte ein frisches Glas, und Marienetta goss ihm Rotwein ein. Dann faltete sie die Hände und betrachtete ihn nachdenklich.

»Was führt Sie nach Montreux?«, wollte Paula wissen.

»Ganz einfach. Ich bin Sophie und Black Jack gefolgt.«

»Damit haben Sie aber meine Frage nicht beantwortet«, hakte Paula nach.

»Na schön, wenn Sie es unbedingt wissen wollen: Es war ein Mord, der mich hergeführt hat.« Snyder trank einen Schluck von dem Wein und sah Marienetta an. »Vielen Dank, der ist ausgezeichnet. Sehr freundlich von Ihnen.«

»Ein Mord?«, fragte Paula verdutzt. »Sie können von dem Mord in Montreux doch noch gar nicht erfahren haben. Der war doch noch gar nicht passiert, als Sie vor zwei Tagen in Heathrow ins Flugzeug gestiegen sind.«

»Stimmt. War er nicht. Ich meinte damit auch den Mord an Adam Holgate in Bray. Die Arbogasts besitzen dort ein Anwesen. Abbey Grange. Jetzt sind die Arbogasts hier, und draußen auf dem See treibt eine weitere Leiche. Also hat mich mein Gefühl nicht getrogen. Ich habe einfach ein Gespür für so was.«

»Was wollen Sie damit andeuten?«, fragte Marienetta

mit eisigem Ton.

»Gar nichts, Marienetta.« Snyder schenkte ihr zu Paulas großer Überraschung ein warmes und freundliches Lächeln. Der Reporter schien wirklich zwei Seiten zu haben.

»Das können Sie mir glauben. Aber ich bin der Ansicht, dass ein Mitglied Ihrer Familie über wichtige Informationen verfügt, ohne es selbst zu wissen.«

Und gewieft ist er auch noch, dachte Paula. Er weiß genau, was er sagt.

»Was denn für wichtige Informationen?«, fragte Marienetta kühl.

»Nun ja, Ihr Onkel war so freundlich, mich in London in der ACTIL-Zentrale zu empfangen. Aber dann sind Sie auf der Bildfläche aufgetaucht, und plötzlich schlug die Stimmung um. Als ob es etwas Wichtiges zu verbergen gäbe. Mein Besuch endete ziemlich abrupt damit, dass Sie mich von Broden hinauswerfen ließen. erinnern Sie sich?« Snyder wandte sich an Paula. »Wussten Sie übrigens, dass Broden auch hier ist? Er sitzt drüben an der Bar und beobachtete uns im Spiegel hinter dem Tresen.«

»Nein, das wusste ich nicht«, antwortete Paula. »Aber es geht weder mich noch Sie etwas an.«

»Paula«, sagte Marienetta und beugte sich zu ihr hinüber, »Broden ist als Onkel Romans Leibwächter mit in die Schweiz geflogen.«

»Aber vorhin haben Sie mir doch erzählt, dass Ihr Onkel das Hotel bereits verlassen hat.«

»Das stimmt auch. Mein Onkel hat von der kopflosen Leiche im See erfahren und hat Broden zu unserem, zu Sophies und meinem, Schutz zurückgelassen. Er macht sich Sorgen um unsere Sicherheit.«

»Dann ist Broden also auch schon seit zwei Tagen hier«, sagte Paula nüchtern.

»Richtig.«

»Eines wüsste ich noch gern«, mischte Snyder sich wieder ein und sah Marienetta fragend an. »Worin genau bestand Adam Holgates Tätigkeit bei ACTIL? Hat er wirklich seine Nase in Dinge gesteckt, die ihn nichts angehen?«

»Kümmern Sie sich gefälligst um Ihre eigenen Angelegenheiten«, fertigte Marienetta ihn eiskalt ab.

»Ich werde es Ihnen sagen«, meldete Sophie sich zu Wort, der es offensichtlich nicht passte, dass das Gespräch auf einmal an ihr vorbeilief. »Adam hat permanent herumgeschnüffelt. Sobald Broden ihm den Rücken kehrte ...«

»*Sophie*«, zischte Marienetta.

Das ist ein Fehler, dachte Paula, das stachelt sie doch nur noch mehr an.

»Ich glaube, dass Adam von allen Schränken, in denen Geheimakten lagern, Ersatzschlüssel angefertigt hat. So was dürfte er wohl gelernt haben, als er noch bei Ihnen war«, fügte sie mit einem Seitenblick auf Paula an. »Einmal habe ich ihn dabei erwischt, wie er irgendwelche Dokumente fotografiert hat. Leider weiß ich nicht, welche das waren.«

»Das ist ja hochinteressant«, meinte Snyder.

»Ich würde vorschlagen, wir trinken unseren Kaffee in der Lobby«, sagte Marienetta und stand auf. »Dann kann der Kellner den Tisch abräumen. Nehmen Sie doch die Flasche mit, Mr. Snyder. Soviel ich weiß, haben Journalisten eine Vorliebe für Alkohol. Offenbar regt er ihre Fantasie an ...«

Erst nachdem auch Snyder gegangen war, kehrte Paula zu Tweed und Newman zurück, die gerade beim Kaffee angelangt waren. Paula erzählte Tweed Wort für Wort, was sie am Tisch der Arbogasts erfahren hatte. Tweed zündete sich genüsslich eine Zigarette an, was nicht allzu häufig vorkam, und lehnte sich zurück, um sich Paulas Bericht anzuhören.

»Das war's dann«, beendete sie ihre Schilderung. »Jetzt sind Sie auf dem Laufenden.«

»Es hat sich gelohnt, Sie an ihren Tisch zu schicken«, erwiderte Tweed nachdenklich. »Dass Holgate diese Unterlagen fotografiert hat, könnte von Bedeutung sein.«

»Brodén beobachtet uns im Spiegel«, stellte Newman fest. »Irgendetwas ist faul an dieser Arbogast-Sippe. Aber interessant, dass Sophie mehr auf dem Kasten hat, als wir ursprünglich dachten.«

»Diese Kunststofffabrik könnte eine Schlüsselrolle spielen«, bemerkte Tweed.

»In welcher Hinsicht?«, wollte Paula wissen.

»Gehen wir«, sagte Tweed einfach nur und stand auf, ohne auf ihre Frage einzugehen. »Kommen Sie, Paula, ich möchte, dass Sie mir helfen, den Portier abzulenken.«

»Ich lasse mir was einfallen.«

Als sie in die Hotelhalle traten, sah Tweed, dass vor der Eingangstür ein Wagen vorgefahren war, aus dem gerade neu angekommene Gäste stiegen. Er beeilte sich, um vor ihnen an die Rezeption zu gelangen.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte er zum Portier. »Aber ich glaube, mir ist vorhin beim Eintrag ins Gästebuch ein Fehler unterlaufen. Könnte ich den vielleicht rasch korrigieren?«

Der Portier schlug das Gästebuch auf und schob es Tweed hin, während Paula den Portier unterdessen um einen Zugfahrplan bat. Er reichte ihr ein Faltblatt und wandte sich dann den Neuankömmlingen zu, die inzwischen an der Rezeption angelangt waren. Tweeds prägte sich schnell die Namen auf der aufgeschlagenen Seite des Gästebuchs ein, bevor er seinen Füller nahm und so tat, als würde er etwas an seinem Eintrag korrigieren. Als er fertig war, schlenderte er zu Newman hinüber, der sich angeregt mit Paula unterhielt.

»Bob, bei Ihrem Lehrgang in Surrey hat man Ihnen doch beigebracht, wie man jede Tür aufbekommt. Meinen Sie, dass Sie auch hier im Haus eine Tür knacken könnten?«

»Ich glaube schon. Wieso?«

»Mir ist im Gästebuch ein Name aufgefallen, der mir bekannt vorkam. Ein gewisser Mr. Mannix. Wissen Sie noch? Das war der Name des Patienten aus der Anstalt bei Pinedale? Der geheimnisvolle Insasse des Gefängniszimmers, wie Millie es nannte.«

»Richtig. Mannix. Und Sie meinen, es handelt sich um ein und dieselbe Person?«, fragte Paula.

Der Gang im dritten Stock war menschenleer. Newman klopfte dreimal an der Tür von Mr. Mannix' Zimmer, und als nichts geschah, holte er seinen Dietrich aus der Tasche und machte sich am Schloss zu schaffen. Es dauerte nicht lange, bis er es geöffnet hatte.

»Ich glaube, Bob sollte lieber draußen bleiben und Schmiere stehen«, flüsterte Paula zu Tweed. »Wenn jemand kommt, soll er dreimal klopfen.«

»Schon gehört«, sagte Newman. »Aber machen Sie schnell.«

Tweed betrat das Zimmer als Erster, dicht gefolgt von Paula. Falls doch jemand drinnen wäre, würde er so tun,

als sei die Tür offen gewesen. »Ich kenne einen Mr. Mannix«, würde er sagen, »und ich dachte, dass Sie das sind.«

Tweed sah sich im Wohnraum um, während Paula weiter ins Schlafzimmer ging. Das Bett war für die Nacht aufgedeckt, und auf dem Kopfkissen lagen zwei kleine Täfelchen Schweizer Schokolade. Paula öffnete die Schränke und fand darin Männerkleidung vor. Als sie den letzten aufmachte, entfuhr ihr ein leiser Schrei. Tweed eilte aus dem Wohnzimmer zu ihr.

»Was ist los?«

»Sehen Sie nur. Ein langer schwarzer Mantel und ein Schlapphut. Genau so war die Gestalt gekleidet, die mich am Piccadilly verfolgt hat, um dann spurlos in einer dunklen Gasse zu verschwinden.«

»Der Kleidung nach zu schließen ist der geheimnisvolle Mr. Mannix ziemlich groß. Außerdem muss er viel Geld haben, die Garderobe ist nämlich nagelneu. Im Bad habe ich übrigens eine Bürste gefunden, an der nicht ein einziges Haar ist, und im Wohnzimmer stehen zwei neue Koffer, die beide leer sind. Irgendetwas ist hier faul.«

»Gehen wir lieber. Wir haben genug gesehen, und es ist irgendwie unheimlich hier ...«

Sie verließen die Suite, und Newman drückte die Tür wieder ins Schloss.

»Meine Suite ist ganz in der Nähe«, sagte Paula. »Ich will nur kurz etwas nachsehen. Warten Sie bitte hier auf mich.«

Es dauerte nicht lange, bis sie wieder zurück war.

»Es ist so, wie ich vermutete habe. Mein Bett ist noch nicht gemacht worden. Ich glaube nicht, dass Mannix jemals in seinem Bett geschlafen hat.«

»Dann gehen wir zur Rezeption und unterhalten uns mal mit dem Portier ...«

Unten angekommen, stellte Tweed fest, dass mittlerweile der Nachtportier seinen Dienst angetreten hatte.

»Ich hätte da eine Frage«, wandte er sich an den Mann.

»Ein Freund von mir, ein Mr. Mannix, soll eventuell hier bei Ihnen im Hotel abgestiegen sein. Ich wollte ihn an die Bar einladen, aber er scheint nie im Haus zu sein.«

»Ganz recht, Sir. Mr. Mannix ist vorgestern Abend hier eingetroffen, und seitdem hat ihn niemand mehr gesehen. Nicht einmal im Restaurant.«

»Das sieht meinem Freund aber gar nicht ähnlich. Könnten Sie mir diesen Mr. Mannix vielleicht beschreiben?«

»Es war ziemlich viel los, als er hier ankam«, antwortete der Nachtportier und runzelte nachdenklich die Stirn.

»Aber ich erinnere mich an einen großen Mann in einem langen, dunklen Mantel. Ach ja, und er trug einen großen Hut mit einer breiten Krempe, die er tief ins Gesicht gezogen hatte. Außerdem hatte er eine Sonnenbrille auf.«

»Dann war es wohl doch nicht mein Freund«, sagte Tweed und machte auf enttäuscht. »Aber ich hätte noch eine andere Frage. Stimmt es, dass Vladimir Nabokov, der Autor von Lolita, die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens hier im Hotel verbracht hat?«

»Die letzten sechzehn Jahre«, verbesserte ihn der Nachtportier.

»Aber das war sicherlich vor Ihrer Zeit«, bemerkte Newman boshaft.

»Das hat ihm nicht gefallen«, flüsterte Paula im Weggehen. »Der Portier ist höchstens dreißig, und

Nabokov ist bereits 1977 gestorben.«

»Ich weiß. Aber was halten Sie davon, wenn wir jetzt ins Bett gehen?«

»Gute Idee, ich bin todmüde«, sagte Paula. »Wenn irgendetwas passiert, wecken Sie mich mit dem vereinbarten Zeichen – viermal klopfen, Pause, dann noch ein weiteres Mal.« Nach ein paar Schritten fügte sie hinzu: »Ehrlich, ich frage mich, ob der Tote im See nicht vielleicht dieser geheimnisvolle Mr. Mannix ist.«

Obwohl Paula sehr müde war, zwang sie sich, noch eine Dusche zu nehmen. Danach fiel sie ins Bett und schlief innerhalb weniger Sekunden ein. Eigentlich hätte sie endlich einmal wie ein Stein schlafen müssen, aber dann wurde sie abermals von einem Albtraum heimgesucht.

Ganz allein streifte sie durch das hohe Gras rund um das Sanatorium in Pinedale. Es war sehr still, und dünne Nebelschwaden trieben auf sie zu. Sie suchte die Stelle im Gras, auf die Foleys Blut getropft sein musste, als der Täter den abgeschlagenen Kopf in die Höhe gehalten hatte. Das Sanatorium zeichnete sich als verschwommener Umriss im Nebel vor ihr ab. Wo waren Tweed und Newman? Sie hatte keine Ahnung.

Da hörte sie gedämpfte Schritte, die langsam auf sie zukamen. Automatisch griff Paula in ihre Umhängetasche, aber dann fiel ihr zu ihrem Entsetzen ein, dass sie ihre .32er Browning ja in England gelassen hatte. Verzweifelt sah sie sich nach einer anderen Waffe um, nach einem dicken Ast vielleicht, aber sie fand nichts. Schließlich drehte sie sich in die Richtung, aus der die Schritte kamen.

Im Nebel konnte sie undeutlich eine große Gestalt erkennen, die einen langen schwarzen Mantel trug. Die breite Krempe des Schlapphuts verdeckte das Gesicht, das

Paula nur als verschwommenen, hellen Fleck wahrnahm. Sie versuchte davonzulaufen, aber ihre Beine wollten ihr nicht gehorchen und waren schwer wie Blei.

Die Gestalt kam immer näher, und der lange schwarze Mantel schwang im Rhythmus der Bewegungen hin und her. Paula, der die Angst die Kehle zuschnürte, konnte sie jetzt ganz deutlich sehen. Und dann flog der Gestalt, obwohl sich kein Lüftchen regte, auf einmal der Hut vom Kopf. Paula wollte schreien, bekam aber keinen Ton heraus, während sie in eine grauenvolle, von Hass verzerrte Fratze blickte. Es war das Gesicht von Roman Arbogast, so wie Marienetta es gemalt hatte.

In der rechten Hand hielt er eine langstielige Axt, mit der er im Näherkommen mächtig ausholte. Paulas Füße waren wie angewurzelt. Sie sah, wie Arbogast mit dem stumpfen Ende der Axt nach ihr hieb, um sie bewusstlos zu schlagen, bevor er sie enthauptete. Paula schrie. Von irgendwoher kam auf einmal ein hämmerndes Geräusch, und sie erwachte schweißgebadet. Ohne richtig denken zu können, stand sie auf und tappte im Schlafanzug zur Tür. Nachdem sie mit zitternden Fingern aufgesperrt hatte, stand Tweed im Morgenmantel vor ihr.

»Ich wollte gerade zu Ihnen«, sagte er. »Als ich vor Ihrer Tür war, habe ich Sie schreien gehört. Was ist passiert? Ist alles in Ordnung?«

»Es geht mir gut, ich hatte nur einen Albtraum. Wahrscheinlich wurde er durch den Anblick der Garderobe in Mannix' Zimmer ausgelöst.«

»Trinken Sie ein Glas Wasser, am besten zwei. Das hilft.«

»Das werde ich tun. Aber was machen Sie vor meiner Tür?«

»Beck hat mich gerade angerufen. Sie haben die Leiche

gefunden. Das Patrouillenboot hat sie aufgefischt und zu dem *pic-bot* gebracht. Habe ich das richtig ausgesprochen?«

»Ihr Französisch ist perfekt. Ich bin in zehn Minuten fertig.«

»Ich komme wieder und hole Sie ab.«

Paula sprang noch einmal unter die Dusche, weil sie völlig durchgeschwitzt war. Das kalte Wasser tat ihr gut und weckte ihre Lebensgeister. Als Tweed mit Newman zurückkam, war sie fast fertig. Sie ließ die beiden ins Zimmer und schlüpfte rasch in eine warme Jacke. Es war sieben Uhr morgens. Draußen war es noch dunkel und bestimmt sehr kalt.

»Na, haben Sie sich schon von Ihrem Albtraum erholt?«, fragte Newman.

»Ja. Wir können los.«

»Nehmen Sie Ihre Taschenlampe mit«, sagte Tweed.

»Ja, und meine kleine Kamera sollte ich auch nicht vergessen«, fügte Paula hinzu.

Als sie das Hotel verließen, war noch kein Mensch auf den Beinen. Newman, der sich nach dem Weg erkundigt hatte, ging voran. Nachdem sie die Grand-Rue überquert hatten und eine steile Treppe zur Uferpromenade hinunterstiegen, wehte ihnen ein bitterkalter Wind entgegen. Rechts und links der Treppe lag noch orange und blutrot das Herbstlaub, und vor sich sahen sie eine Absperrung der Polizei, hinter der sich viele Schaulustige drängten – Männer und Frauen in Morgenmänteln oder in Trenchcoats mit dicken Schals. Starke Scheinwerfer beleuchteten ein Stück des Seeufers, und überall waren Fernsehkameras aufgebaut. Offenbar hatten die Medien

die Neuigkeit in Windeseile mitbekommen. Drei uniformierte Polizisten versperrten Tweed und den anderen den Weg und wollten sie nicht durchlassen. Zum Glück tauchte kurz darauf Arthur Beck auf.

»Lassen Sie die drei passieren«, befahl er auf Französisch.

Als sich Paula dem Seeufer näherte, konnte sie durch das gedämpfte Gemurmel der Schaulustigen die Wellen an die Kaimauer klatschen hören. Der Sturm hatte sich tatsächlich gelegt, und die Wellen waren viel kleiner als am vergangenen Abend.

Wie immer hatte Beck alles bewundernswert gut organisiert.

Paula sah, wie direkt am Kai ein großer Lastwagen mit einem Kran auf der Ladefläche stand und gerade eine Bahre hinab aufs Wasser ließ. Die Leiche trieb offensichtlich immer noch neben dem *pic-bot*, einem merkwürdigen, plumpen Kahn mit schräg nach innen abfallenden Bordwänden. Seine aus zwei Mann bestehende Besatzung hockte am einen Ende und rauchte. Ihr Werkzeug lag neben ihnen auf dem Boden des Bootes. Es bestand aus einem Rechen mit langem Stiel, mit dem sie auf dem Wasser treibenden Abfall ans Boot zogen, um ihn dann mit einer ebenso langstieligen Schaufel an Bord zu holen.

»Die Männer dachten, sie könnten uns helfen«, erklärte Beck. »Aber wir lösen das Problem auf unsere Weise.«

Die Bahre schwebte jetzt genau über der Wasseroberfläche, und zwei Taucher schoben einen schwarz glänzenden Leichensack darauf.

»Vorsichtig«, rief eine aufgeregte Fistelstimme auf Französisch. »Ihr dürft den Leichensack auf keinen Fall beschädigen. Langsam! Stellt euch vor, der Kerl würde

noch leben. Vorsichtig, hab ich gesagt!«

Ein kleiner, untersetzter Mann in einem bis oben hin zugeknöpften Trenchcoat lief neben dem Lastwagen aufgeregt am Kai auf und ab, ohne den Leichensack auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen.

»Das ist Dr. Zeitzier, der Pathologe aus Zürich«, sagte Beck. »Er ist sehr darauf bedacht, dass nichts den Zustand der Leiche beeinträchtigt, bevor er die Autopsie durchgeführt hat. Und damit hat er natürlich Recht.«

Der Sack lag nun auf der Bahre, die von dem Kran vorsichtig nach oben gehievt wurde. Dann schwenkte der Arm des Krans nach innen und setzte die Bahre unmittelbar vor einem wartenden Krankenwagen aufs Pflaster der Uferpromenade.

»Es ist durchaus möglich, dass es jemand ist, den wir kennen«, sagte Paula leise. »Möglicherweise können wir das Opfer identifizieren.«

»Dann kommen Sie alle drei mit mir«, sagte Beck und brachte sie zu dem Pathologen, der sich bereits über den Leichensack beugte.

»Dr. Zeitzier«, sagte er auf Englisch, »hier ist jemand, der eventuell die Leiche identifizieren kann. Wenn möglich, sollte das gleich geschehen, damit ich mit meinen Ermittlungen beginnen kann.«

»Ich werde den Leichensack aber nur ein paar Zentimeter öffnen«, erwiderte Dr. Zeitzier, ebenfalls auf Englisch.

»Sonst fällt mir die Dame bei dem Anblick noch in Ohnmacht. Soviel ich weiß, soll die Leiche keinen Kopf mehr haben.«

»Ich halte schon was aus«, beruhigte ihn Paula.

Der Pathologe streifte ein Paar Latexhandschuhe über

und ging auf die andere Seite des Leichensacks. Dann warf er Paula einen prüfenden Blick zu, bückte sich und zog langsam und vorsichtig den Reißverschluss ein paar Zentimeter auf.

Plötzlich flammte ein starker, auf einen Lieferwagen montierter Scheinwerfer auf und tauchte Dr. Zeitzier in ein gleißendes Licht. Beck formte aus beiden Händen ein Sprachrohr und schrie auf Französisch: »Machen Sie sofort den verdammten Scheinwerfer aus!«

Nichts geschah. Beck wartete einen Augenblick, dann gab er dem Polizisten neben ihm ein paar Anweisungen. Der Beamte hob seinen Karabiner, zielte sorgfältig und schoss. Der Scheinwerfer zerbarst mit einem lauten Klirren, und das Licht verlosch.

»Die fackeln hier nicht lange«, sagte Tweed bewundernd. »Wenn unsere Polizei auch so wäre, würde die Kriminalitätsrate in Großbritannien schlagartig sinken.«

Paula wappnete sich innerlich für den Anblick, der ihr bevorstand. Die Leiche hatte tatsächlich keinen Kopf, aber das war nicht das Schlimmste. Als Paula die nassen, schlaff herunterhängenden Spitzen eines altmodischen Vaternörderkragens sah, spürte sie, wie ihr etwas die Kehle zuschnürte. Sie räusperte sich und sagte mit tonloser Stimme:

»Das ist – das war – Dr. Abraham Seale, der renommierte Kriminologe. Wir haben ihn erst kürzlich in London kennen gelernt.«

»Ich brauche ganz dringend eine abhörsichere Telefonleitung«, sagte Tweed.

»Kommen Sie mit aufs Polizeirevier«, sagte Beck. »Ich habe selbst dort zu tun. Es ist nicht weit.«

Der Krankenwagen, der Dr. Abraham Seale nach Zürich bringen sollte, war schon weg. Dr. Zeitzier war mit der Leiche mitgefahren. Er wollte sie unter keinen Umständen aus den Augen lassen, bis er seine Obduktion an ihr durchgeführt hatte.

Beck ging voran, und Tweed, Paula und Newman folgten ihm. Von den Bäumen am Seeufer tropfte der Regen. Paula erinnerte sich wehmütig daran, dass Montreux ihr bei ihrem letzten Besuch wie eine Oase des Friedens vorgekommen war. Diesmal war das völlig anders. Während sie einen kleinen Hügel hinaufstiegen, erzählte Tweed dem schweizerischen Kollegen alles, was er über Seale wusste. In der Polizeistation wies Beck seinen Gästen einen eigenen Raum mit Telefonanschluss zu. Tweed setzte sich und wählte die Nummer der Park Crescent.

»Hallo, Monica, ich muss schnell machen. Wir sind in Montreux, und soviel ich weiß, beschäftigen Sie sich in Ihrer Freizeit doch mit Genealogie ...«

»Stimmt. Ich habe mal meinen Stammbaum erforscht und bin dadurch auf den Geschmack gekommen. Meine Familie ist über die ganze Welt verstreut, aber als ich herausfand, dass wir von einem berühmten Piraten abstammen – er war die rechte Hand von Sir Henry Morgan –, habe ich die Nachforschungen abgebrochen.

Wer weiß, was ich sonst noch alles herausgefunden hätte.«

»Könnten Sie für mich vielleicht einen möglichst detaillierten Stammbaum der Familie Arbogast erstellen?«

»Das lässt sich machen, dazu brauche ich nur meine Verbindungen spielen lassen, die ich mir damals aufgebaut habe.«

»Wunderbar. Diese Nachforschungen sind sehr wichtig für mich. Soviel ich weiß, stammen die Arbogasts aus Italien, aber das ist auch schon alles. Der Name soll früher Arbogastini gelautet haben. Soll ich Ihnen das buchstabieren?«

»Nicht nötig, ich habe es auch so mitbekommen. Ich weiß auch schon, wen ich als Erste fragen werde: eine mir bekannte Archivarin in Rom.«

»Sie kennen doch bestimmt auch jemanden in den Vereinigten Staaten. Ein Mitglied der Familie ist nämlich nach Amerika ausgewandert, aber das kann schon einige Generationen her sein. Ich glaube, sein Name war Vincenzo, aber möglicherweise hat er ihn in Vincent geändert. Wie lange werden Sie für den Stammbaum brauchen? Eine Woche? Verstehe. Wenn Sie ihn fertig haben, senden Sie ihn mir bitte per Kurier zu. Und ich halte Sie auf dem Laufenden über unsere Unternehmungen hier in der Schweiz.«

Paula hatte dem Gespräch interessiert gelauscht und Tweed dabei beobachtet. Wieder einmal schien ihn das Jagdfieber gepackt zu haben.

»Sie haben ja so entschlossen und aufgeregt geklungen«, sagte sie, nachdem er aufgelegt hatte.

»Möglicherweise stehen wir vor einem großen Durchbruch. Möglicherweise, wohlgermerkt. Sie erinnern sich doch noch daran, wie wir Abraham Seale auf den Stufen zum ACTIL-Gebäude getroffen haben. Damals

hatte er an einem Stammbaum gearbeitet und gesagt, dass das unter Umständen gefährlich sein könnte. Was hat er wohl damit gemeint? War er auf etwas Außergewöhnliches gestoßen? Was immer es auch gewesen sein mag, es hat vielleicht zu seiner Ermordung geführt.«

In diesem Augenblick kam Beck herein. Er machte ein ernstes, geschäftsmäßiges Gesicht. »Ich habe herausgefunden, wo Seale gewohnt hat, und zwar gleich beim zweiten Versuch. Als Erstes habe ich im Montreux Palace nachgefragt, aber da war er nicht. Dafür aber im Eurotel, einem großen, modernen Hotel in der Grand-Rue direkt am Seeufer. Er ist vor zwei Tagen dort abgestiegen und hat sich häufig außerhalb des Hotels aufgehalten.«

»Schon wieder jemand, der vor zwei Tagen hier angekommen ist«, sagte Paula nachdenklich. »Das muss doch eine Bedeutung haben.«

»Ich habe meine Leute bereits zum Eurotel geschickt«, fuhr Beck fort. »Sie durchsuchen sein Zimmer und bringen seine Sachen hierher. Vielleicht finden wir ja etwas, was uns weiterhilft.«

»Oder auch nicht, Arthur«, sagte Tweed und stand auf.

»Danke, dass ich Ihr Telefon benutzen durfte. Ich glaube, wir werden jetzt erst einmal zurück in unser Hotel gehen. Paula freut sich bestimmt schon auf ihr Frühstück.«

»Und ich erst«, sagte Newman.

»Dann wünsche ich guten Appetit«, sagte Beck. »Ich selber muss nach Zürich. Bis morgen müsste Zeitzier eigentlich seinen Autopsiebefund fertig haben. Wollen Sie dann nicht auch kommen, Tweed?«

»Wenn ich es schaffe, dann schon. Der Befund ist sehr wichtig für unseren Fall. Ach, dürfte ich vielleicht noch einmal kurz telefonieren? Ich würde gern Professor

Saafeld anrufen, der die Autopsie an Adam Holgates Leiche vorgenommen hat. Außerdem hat er von der Bostoner Gerichtsmedizin Filme und Fotos von Hank Foleys Leiche zugeschickt bekommen. Wenn Sie mir sagen, wohin ich es in Zürich schicken soll, lasse ich sie Ihnen per Kurier zukommen ...«

Als sie das Gebäude verließen, kam Beck ihnen hinterher gelaufen. »Ich habe noch etwas vergessen. Zeitzier hat zwei seiner Leute den Auftrag gegeben, auf der Seepromenade nach Blutspuren zu suchen. Um dadurch möglicherweise den Ort zu finden, an dem Seale enthauptet wurde. Sie erkennen Sie an ihren weißen Overalls. Wenn Sie mit ihnen reden wollen, geben Sie ihnen meine Karte. Ich habe die nötigen Anweisungen auf die Rückseite geschrieben.«

»Halten Sie es noch eine Weile ohne Frühstück aus?«, fragte Tweed an Paula und Newman gewandt. »Ich würde die beiden nämlich am liebsten gleich befragen.«

»Wenn's sein muss ...«

Während sie den Hügel hinab liefen, ging im Morgendunst gerade milchig-weiß die Sonne auf. Der See war eine stille, graue Wasserfläche, auf deren anderer Seite Frankreich lag. Die Schaulustigen hatten sich inzwischen zerstreut, und auf der Promenade war es ruhig. Tweed zeigte einem Polizisten Becks Karte, worauf dieser sie durch die Absperrung ließ.

Paula dachte, wie schön – und gleichzeitig wie tragisch – dieser Morgen doch war. Sie blickte auf die Büsche und Bäume entlang der Promenade und lauschte dem leise glucksenden Geräusch der Wellen. Es war wie im Himmel, der sich in eine Hölle verwandelt hatte. Nach kurzer Suche fanden sie die beiden Männer in den weißen Overalls, die mit starken Taschenlampen das Pflaster der

Uferpromenade ableuchteten. Tweed zeigte ihnen Becks Karte und fragte sie auf Französisch, ob sie schon Blutspuren gefunden hätten.

»Nur an dem *pic-bot*. Um den Toten in den gummierten Leichensack zu stecken, musste der Täter über ziemliche Kräfte verfügen.«

»Nicht nur dazu«, bemerkte Newman. »Auch um ihm den Kopf abzuschlagen.«

»Entschuldigen Sie, aber so allmählich möchte ich jetzt doch ins Hotel zurück«, sagte Paula, die es vor Hunger kaum mehr aushielt, und warf einen letzten Blick auf den See, den die aufgehende Sonne mit einem rosaroten Schimmer überzog. Die leuchtenden Farben erinnerten sie an ein Gemälde von Monet. Auf dem Weg zum Hotel fiel ihr plötzlich ihr Albtraum wieder ein, sodass sie, als sie die Halle betrat, unwillkürlich erschrak. Vor ihr stand Roman Arbogast, der einen eleganten schwarzen Anzug trug und den Anschein machte, als hätte er auf sie gewartet.

»Ich dachte, Sie wären abgereist«, sagte Tweed.

»Ja, aber jetzt bin ich wieder da«, antwortete Arbogast mit einem freundlichen Lächeln. »Ich habe meiner Kunststofffabrik in Vevey einen Besuch abgestattet.« Er schaute sich um. »Wenn Sophie das wüsste, wäre sie bestimmt eingeschnappt. Sie glaubt, dass die Fabrik ihr ganz persönliches Eigentum ist. Stellen Sie sich nur vor, sie hat im Fabrikgebäude sogar einen Raum ohne Fenster einbauen lassen, dessen Stahltür mit zwei Schlössern gesichert ist. Niemand außer ihr darf dort hinein. Na ja, Sophie hat eben ihre Marotten. Aber sagen Sie, hätten Sie nicht Lust, uns nach dem Frühstück auf einen kleinen Ausflug zu begleiten? Es wird Ihnen bestimmt gefallen.«

»Wohin denn?«

»Wir fahren mit der Zahnradbahn auf den Gipfel des Rochers de Naye. Der Berg ist über zweitausend Meter hoch, und von seinem Gipfel aus hat man einen fantastischen Blick auf den See.«

»Danke für die Einladung. Wir kommen gern mit.«

Tweeds Entscheidung wurde unter anderem auch davon beeinflusst, dass Paula seiner Meinung nach dringend eine Ablenkung benötigte. Erst der böse Albtraum, dann der Anblick von Professor Seales Leiche. Der Ausflug würde sie auf andere Gedanken bringen.

Im Speisesaal nahm Paula zwischen Tweed und Newman Platz. Als Marier, Butler und Nield den Raum betraten und sich suchend umsahen, winkte sie ihnen und forderte sie auf, sich doch zu ihnen zu setzen. Die drei wussten bestimmt noch nicht, was in den letzten Stunden alles passiert war. Paula aß zwei Eier mit Speck und vier Croissants und trank dazu drei Tassen Kaffee. Danach fühlte sie sich wie neugeboren. Tweed bemerkte, dass ihr Gesicht, das am Morgen sehr blass gewesen war, wieder Farbe bekommen hatte. Bald war sie in ein angeregtes Gespräch mit Marier, Butler und Nield vertieft.

»Wir waren zwar nicht unten am See, aber wir haben schon gehört, dass man Professor Seale aus dem Wasser gefischt hat«, sagte Marier gerade. »Aber das ist offensichtlich jetzt kein Thema«, fügte er rasch hinzu, als er Tweeds warnenden Blick bemerkte. »Dafür haben wir uns hier ein wenig nützlich gemacht. Wissen Sie eigentlich, dass der amerikanische Vizepräsident wieder aufgetaucht ist?«

»Nein, das wusste ich nicht«, antwortete Tweed gleichermaßen erstaunt und besorgt. »Wo war er denn? Und woher wissen Sie das?«

»Ich habe meine Augen eben überall«, erwiderte Marier grinsend. »Er kam ganz allein in einem Mercedes am frühen Morgen hier an und schlüpfte unbemerkt ins Hotel. Sie wissen ja, dass ich Frühaufsteher bin. Straub hat sich schnurstracks mit einem großen Koffer in seine Suite begeben.«

»Dann hat er wohl woanders übernachtet.«

»Aus welchem Grund sollte er sonst einen Koffer mitnehmen?«

»Während des Wahlkampfes drüben in Amerika scheint er überall gleichzeitig zu sein, aber hier in Europa macht er sich rar. So als wollte er unsichtbar bleiben. Das ist doch nicht normal.«

Bei dem letzten Wort horchte Paula auf. Normal und abnormal, dachte sie. Das hatte Professor Seale über den Mörder gesagt. Tweed lächelte sie freundlich an und blickte dann hinüber zum Tisch der Arbogasts. Er hörte, wie Roman lachte und Sophie zu ihrer guten Arbeit in Vevey beglückwünschte. Den verschlossenen Raum erwähnte er mit keinem Wort. Sophie strahlte und hatte sichtlich Mühe, ihre Freude über das Lob zu verbergen. Marienetta, die neben ihr saß, gab ihr einen Kuss auf die Wange, während Black Jack sein riesiges Frühstück in sich hineinschaufelte, als würde er die nächsten vierzehn Tage nichts mehr zu essen kriegen. Er sagte kein Wort, was eigentlich untypisch für ihn war. Auf Tweed wirkte er, als hätte er eine anstrengende Nacht hinter sich.

Tweed erzählte seinen Leuten von Arbogasts Einladung zu dem Ausflug mit der Zahnradbahn und sagte, dass es ihm recht wäre, wenn alle mitkämen. Newman runzelte die Stirn. Er fragte sich, weshalb Tweed sie alle dabeihaben wollte.

Paula lachte gerade über einen von Pete Niels Witzten,

als ein großer, athletisch gebauter Mann an ihren Tisch kam. Erstaunt erkannte sie Ed Danvers, den FBI-Agenten aus der Londoner Botschaft, der ihnen in der Park Crescent einen Besuch abgestattet hatte.

»Na, störe ich?«, sagte er freundlich. »Wenn ja, dann löse ich mich gleich wieder in Luft auf. Das ist einer meiner spektakulärsten Tricks.«

»Sie stören doch nie«, flötete Paula. »Hier, neben mir ist noch etwas Platz. Sehen Sie, der Kellner bringt schon einen Stuhl.«

Danvers, der einen sportlichen Sakko und Jeans trug, setzte sich zwischen Paula und Tweed. Er wirkte wie immer gesund und gut durchtrainiert, aber man sah ihm an, dass er unter großer Anspannung stand. Trotzdem erwiderte er Paulas freundliches Lächeln, als sie ihm eine Tasse Kaffee einschenkte.

»Sie hätte ich hier nun wirklich nicht erwartet«, sagte sie.

»Für mich kam diese Reise auch überraschend«, erklärte Danvers mit leiser Stimme. »Mein Auftrag lautete, den Vizepräsidenten auf Schritt und Tritt zu begleiten. Vor zwei Tagen sind wir nach Genf geflogen und in einer Limousine, die am Flughafen auf uns wartete, hierher gefahren. Straub ist sofort auf seine Suite gegangen und hat mir gesagt, ich soll mir einen schönen Tag machen. Ich habe natürlich protestiert, aber er hat mir die Tür sozusagen vor der Nase zugeschlagen. Die nächsten zwei Tage lang habe ich ganz Montreux nach ihm abgesucht, aber er war wie vom Erdboden verschluckt. An der Rezeption hing der Schlüssel zu seiner Suite am Haken, also war er nicht mehr im Hotel. Aber heute früh ist Straub plötzlich wieder aufgetaucht. Sie fragen sich jetzt sicher, weshalb ich Ihnen das alles erzähle, Mr. Tweed. Ganz

einfach, Ihr Freund Cord Dillon ist auch mein Freund. Er hat von Ihnen und Paula in den höchsten Tönen geschwärmt. Irgendwo muss ich meinem Ärger Luft machen, und deshalb vertraue ich mich Ihnen an.«

»Warum benimmt sich Straub Ihrer Meinung nach so merkwürdig?«, fragte Tweed ebenso leise.

»Wenn ich das nur wüsste! Er sei in geheimer diplomatischer Mission unterwegs, behauptet er. Heute früh hat er ganz beiläufig erwähnt, dass er in Paris war. Ich weiß nicht, ob ihm das unabsichtlich herausgerutscht ist oder ob es ein gezieltes Ablenkungsmanöver war. Sei's drum, ich frage mich, wieso wir dann nicht direkt von London nach Paris geflogen sind. Ich kann mir auf das alles keinen Reim machen. Aber ich bin ja auch bloß ein winziges Rädchen im Getriebe.«

»Apropos Rädchen, wir fahren nach dem Frühstück mit der Zahnradbahn auf den Rochers de Naye«, sagte Paula.

»Roman Arbogast hat uns dazu eingeladen.«

»Tatsächlich? Straub fährt nämlich auch. Vielleicht hat Arbogast ihn ebenfalls eingeladen. Keine Ahnung, aber ich wünschte, ich wäre wieder am Grosvenor Square.«

»Arbogast winkt uns zu«, sagte Tweed. »Ich schätze, es geht los, und wir sollen kommen.«

»Wenigstens kann auf einem Berggipfel nicht viel passieren«, sagte Danvers.

Arbogast hatte mehrere Limousinen gemietet, die die große Gruppe zur Talstation der Zahnradbahn brachten. Eigentlich hätten sie auch zu Fuß gehen können, die Station lag immerhin in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs. Zu Paulas Erstaunen war der Zug hochmodern und erinnerte mit seinem stromlinienförmigen Äußeren an den

französischen Hochgeschwindigkeitszug TGV. Einheimische mit prall gefüllten Einkaufstaschen drängten sich in den vorderen Teil des Zuges, sodass sich Arbogasts Reisegruppe mit Plätzen weiter hinten zufrieden geben musste. Als Paula, Tweed und Newman sich hinsetzten, sahen sie, wie Russel Straub, der eine große Tasche bei sich hatte, gerade auf einer der vorderen Bänke Platz nahm. Danvers folgte ihm auf dem Fuß.

Die Mitglieder der Familie Arbogast saßen im ganzen Wagen verstreut. Als sich die Türen automatisch schlossen und der Zug langsam Fahrt aufnahm, wechselte Paula auf den Platz neben Tweed.

»Sehen Sie nur, Black Jack ist eingeschlafen«, flüsterte sie. »Der muss sich gestern Nacht ganz schön verausgabt haben.«

»Vielleicht ist er durch sämtliche Kneipen der Stadt gezogen«, antwortete Tweed. »Vielleicht hat er aber auch was ganz anderes gemacht.«

»Ich frage mich, weshalb Professor Seale in Montreux war.«

»Das werden wir vielleicht nie erfahren.«

»Und warum ist Ihnen der Stammbaum der Arbogasts so wichtig?«

»Ich habe da so eine Ahnung.«

Der Zug fuhr jetzt steil nach oben, und Montreux wurde immer kleiner. Paula kehrte auf ihren alten Platz zurück und schaute aus dem Fenster. Ab und zu hielt die Zahnradbahn in kleinen Ortschaften mit malerischen Schweizer Häusern, wo Frauen mit schweren Taschen aus dem vorderen Teil des Zuges stiegen. Wahrscheinlich wohnten sie hier oben am Berg und waren zum Einkaufen nach Montreux gefahren. Paula gefielen die weiß getünchten, efeubewachsenen Häuser. Nachdem der Zug

in mehreren Dörfern gehalten hatte, arbeitete er sich langsam durch steiles, felsiges Gelände ins Hochgebirge hinauf. Wie zwei glänzende Schlangen aus Metall führten die Gleise in einer Unzahl von Serpentinaen immer weiter den Berg hinauf, und Paula hatte ein Gefühl, als würden sie unmittelbar auf das Dach der Welt fahren.

»Wenn wir aussteigen, bleiben Sie bitte ständig in Paulas Nähe und lassen sie keine Sekunde aus den Augen, was immer auch passiert«, flüsterte Tweed Newman so leise ins Ohr, dass nur dieser es hören konnte. »Das ist ein Befehl.«

»Verstanden.«

»Bob, würden Sie vielleicht mit mir die Plätze tauschen?«, fragte Paula von der anderen Seite des Mittelgangs. »Es ist zwar ziemlich egoistisch von mir, aber die Aussicht auf Ihrer Seite ist einfach spektakulärer.«

»Nur zu ...«

Tweed überließ Paula seinen Fensterplatz. Der Zug fuhr um eine Kurve, und Paula sah vor sich einen hohen Felsengipfel, der kalt und bedrohlich auf sie wirkte.

»Das ist der Rochers de Naye«, erklärte Tweed. »Aber bis ganz hinauf kommt man nur als geübter Kletterer.«

»Ich komme mir vor wie in einer anderen Welt«, sagte Paula.

»Und ich frage mich langsam, warum Roman Arbogast diesen Ausflug organisiert hat. Das passt eigentlich gar nicht zu ihm.«

Tweed verstummte, und Paula beobachtete, wie dichte Nebelwolken den Gipfel einhüllten. Es sah aus, als wäre er von einer Sekunde auf die andere spurlos verschwunden. Weiter vorn im Waggon erwachte Black Jack aus seinem

Schlaf und fuhr sich mit den Händen durch das dichte Haar, bevor er sich ausgiebig dehnte und reckte, als wollte er sich auf eine schwere körperliche Aufgabe vorbereiten. Roman Arbogast, der hinter ihm saß, richtete sich ebenfalls auf. Sie näherten sich der Bergstation.

»Bei dem Nebel wird es ziemlich kalt werden«, sagte Tweed, nahm seinen Regenmantel und legte ihn Paula über die Schultern. »Der hält den Wind ab. So bleiben Sie warm.«

Bevor Paula protestieren konnte, stand er auf und wandte seine Aufmerksamkeit Arbogast zu. Arbogasts rechtes Auge zuckte, was Tweed als Zeichen von Anspannung deutete. Aber weshalb? Was bekümmerte ihn? Oder bereitete er sich auf etwas Bestimmtes vor?

Der Zug hatte die Bergstation erreicht, die Türen öffneten sich automatisch, und die Fahrgäste traten auf einen kleinen Bahnsteig hinaus. Tweed versuchte, sich einzuprägen, wer in welche Richtung ging, aber es war geradezu ein hoffnungsloses Unterfangen, weil alle in unterschiedliche Richtungen auseinander stoben. Paula hatte noch im Zug ihre langen Haare unter eine Baseballmütze geschoben. Als sie jetzt ausstieg, nahm Newman sie am Arm.

»Leisten Sie mir bitte Gesellschaft«, bat er sie. »So hoch oben kriege ich immer Höhenangst.«

»Das wusste ich ja noch gar nicht.«

»Wir waren ja auch noch nie auf zweitausend Metern Höhe.«

Tweed entfernte sich von den anderen und stieg allein den felsigen Hang zu einem steil abfallenden Grat hinauf. Manchmal betrug die Sicht mehrere Meter, dann wieder hüllten ihn Nebelschwaden ein, sodass er die eigene Hand nicht mehr vor Augen sah und völlig auf seinen

Orientierungssinn angewiesen war. Im Nebel bewegte er sich langsam, wenn es aufklarte, schlug er eine schnellere Gangart an. Ein paar Mal blieb er stehen und lauschte in die vollkommene, fast unheimlich wirkende Stille hinein. Tweed war sich sicher, den Weg hinauf zum Grat zu finden, weil er ihn vor einigen Jahren schon einmal bei schönstem Sonnenschein gegangen war. Damals war er mit einer atemberaubenden Aussicht belohnt worden, und jetzt hoffte er, dass der Nebel wenigstens für ein paar Minuten aufreißen und ihm noch einmal dieses Erlebnis ermöglichen würde. Weil es ihm beim Aufstieg zu warm wurde, zog er seinen dicken Mantel aus und legte ihn sich wie ein Cape über die Schultern.

Vorsichtig, mit jedem Schritt prüfend, ob er nicht schon den Grat erreicht hatte, ging er weiter. Plötzlich trieb ein Windstoß die Wolkenfetzen beiseite, und Tweed erkannte, dass er nur noch wenige Meter von seinem Ziel entfernt war. Tief unter ihm glitzerte der See im Sonnenlicht, und er hatte einen herrlichen Blick auf das ganze Tal. Tweed ging weiter, bis er direkt vor dem Grat stand und wie schon einige Jahre zuvor hinunter in den tiefen Abgrund schauen konnte. Die Felswand auf der anderen Seite des Grats fiel senkrecht hinab in schier unendliche Tiefen.

Erneut hüllte ihn der Nebel ein, und dichte Wolken raubten ihm schlagartig die Sicht. Tweed blieb stehen, weil bei dieser schlechten Sicht jeder Schritt zum Verhängnis werden konnte. Und dann spürte er auf einmal die Fingerknöchel einer Hand, die sich in seine Rückenwirbel bohrten. Ein leichter Stoß würde genügen, um ihn in den Abgrund zu befördern. Tweed blieben nur Sekundenbruchteile, um zu reagieren. Er wirbelte nach links und machte einen Schritt vom Grat weg. Gleichzeitig ballte er die linke Hand zur Faust und schlug mit aller Kraft zu, aber der Hieb ging ins Leere. Vorsichtig tastetet

er sich den Hang hinunter, weg von dem Abgrund, der ihn fast das Leben gekostet hätte. Jetzt riss auch der Nebel wieder auf, und unter sich sah Tweed die Bergstation der Zahnradbahn. Seine Hände waren ganz feucht, was nicht allein dem Nebel zuzuschreiben war.

Der Nebel lichtete sich immer mehr. Während Tweed vorsichtig den Hang hinunterging, sah er sich nach den anderen um. Zu seiner Rechten ging Roman Arbogast langsam den Weg entlang, links von ihm und ein ganzes Stück weiter entdeckte er Black Jack. Marienetta und Sophie standen etwas näher bei Tweed, ebenfalls auf seiner linken Seite. Marienetta griff nach Sophies Hand, die diese ihr jedoch brüsk entzog, um dann hoch erhobenen Hauptes von dannen zu schwirren. Ihre Körperhaltung drückte Enttäuschung und Ärger aus.

Noch etwas weiter unten als Black Jack ging Paula mit Newman an ihrer Seite, der sich strikt an Tweeds Anweisungen zu halten schien. Tweed stockte der Atem, als er an sich herunterblickte und bemerkte, dass der Mantel, den er sich wie einen Umhang über die Schultern geworfen hatte, eine ähnliche Farbe hatte wie der Regenmantel, den er Paula beim Aussteigen aus dem Zug umgehängt hatte.

Großer Gott, dachte er entsetzt. Vielleicht hat der Anschlag da oben am Grat gar nicht mir gegolten. Im dichten Nebel hatte er von hinten Paula täuschend ähnlich gesehen, zumal diese auch noch ihr Haar unter die Baseballmütze gesteckt hatte. Sie war das eigentliche Ziel gewesen. Sollte er es ihr sagen? Aber nein, Paula hatte schon so viel durchgemacht. Erst die entstellte Leiche in Bray, dann die Erfahrungen in Maine und schließlich Abraham Seale, den sie unten am Landungssteg hatte identifizieren müssen. Und nicht zu vergessen ihre immer wiederkehrenden Albträume. Bevor er ihr etwas sagte, wollte er erst Newmans Meinung dazu hören.

Tweed stieg nachdenklich weiter nach unten, als er jemanden bemerkte, der ihm in der Zahnradbahn gar nicht aufgefallen war. Es war Sam Snyder, der nun mit großen Schritten den steilen Hang hinabeilte. Als Tweed sich der Bergstation näherte, sah er Pete Nield am einen Ende, Harry Butler am anderen der Zahnradbahn stehen. Sie waren zurückgeblieben, um aufzupassen, dass sich niemand an dem Zug zu schaffen machte. Ihren scharfen Augen entging so schnell nichts.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie auch mit von der Partie sind, Sam«, sagte Tweed, als er Snyder eingeholt hatte.

»Ich bin eben überall.« Das Raubvogelgesicht verzog sich zu seinem üblichen Grinsen. »Das ist nun mal mein Job. Ich habe übrigens ein paar Fotos von dem Abgrund dort oben gemacht. Da kann man ja das Fürchten kriegen, so steil geht es da hinunter.« Er klopfte auf die kleine Automatikkamera, die er um den Hals hängen hatte. »Und heute Morgen habe ich auch schon ein Foto geschossen, das mir eine Menge Kohle bringen wird, wenn es erscheint.«

»Was denn für ein Foto?«

»Einen Schnappschuss von Professor Seale, wie er ohne Kopf in einem Leichensack liegt. Ich habe es gerade noch knipsen können, bevor mir der blöde Polizist den Scheinwerfer kaputtgeschossen hat.«

»Sie waren das also.«

In dem Moment kam Arbogast auf sie zu. »Wir gehen alle in den vorderen Wagen«, rief er mit kehliger Stimme in Richtung Tweed. »Die Fahrkarten waren teuer genug. Die Einheimischen sollen diesmal gefälligst hinten einsteigen.«

»Dann werde ich mir jetzt schnell den Logenplatz schnappen«, sagte Paula, als Tweed zu ihr und Newman

trat.

»Straub mag ja Vizepräsident sein, aber er kann nicht immer den besten Platz mit Beschlag belegen.«

Kaum hatten sich die Türen der Zahnradbahn geöffnet, eilte sie auf den vordersten Platz. Ein wenig später kam Russell Straub den Berg herunter. Ed Danvers wartete auf dem Bahnsteig auf ihn, beide Hände in die Hüften gestemmt, und machte seiner Verärgerung laut Luft. Tweed und Newman standen nahe genug, um ihn deutlich zu verstehen.

»Sir, bei dem dichten Nebel habe ich Sie völlig aus den Augen verloren. Wie soll ich da auf Sie aufpassen?«

Straub setzte sein hinterhältigstes Haifischlächeln auf.

»Ed, Sie müssen mir doch nicht Tag und Nacht am Rockzipfel hängen. Sie hätten sich lieber darum kümmern sollen, dass sich niemand auf meinen Platz setzt.«

»Für so was müssen Sie sich einen anderen suchen«, knurrte Danvers, der äußert aufgebracht zu sein schien.

Als alle eingestiegen waren, machte sich die Zahnradbahn an ihren langsamen Abstieg. Paula bestaunte den herrlichen Anblick, der sich ihr durch das Fahrerfenster bot. Tweed hatte Newman zu einem Platz geführt, wo niemand direkt vor oder hinter ihnen saß, und erzählte ihm leise, was oben am Grat passiert war. Dabei vergaß er nicht, die Ähnlichkeit zwischen seinem und Paulas Mantel zu erwähnen.

»Sie müssen es ihr sagen«, drängte Newman, als Tweed mit dem Bericht fertig war.

»Da bin ich mir nicht so sicher ...«

»Doch, sagen Sie es ihr. Sie kann das schon vertragen. Außerdem ist es Ihre Pflicht, sie zu warnen.«

»Ich weiß nicht so recht, aber wenn Sie meinen ...«

»Tun Sie's. Das sind Sie Paula schuldig.«

Als Tweed und Newman vor dem Le Montreux Palace aus ihrer Limousine stiegen, trat Arthur Beck auf Tweed zu, nahm ihn am Arm und führte ihn beiseite.

»Ich habe auf Sie gewartet, Tweed. Wir haben Abraham Seales Zimmer im Eurotel durchsucht und in einem Koffer diesen Block gefunden. Wie Sie sehen, ist das oberste Blatt abgerissen worden.«

Tweed erkannte den Block sofort wieder. Er sah genauso aus wie der, auf dem Seale geschrieben hatte, als Tweed ihn auf den Stufen zum ACTIL-Gebäudes in London angetroffen hatte. Seale hatte ihm damals erzählt, dass er an einem Stammbaum der Familie Arbogast arbeite. Und er hatte das ACTIL-Gebäude einen gefährlichen Ort für ein solches Vorhaben genannt.

Tweed berichtete Beck von dieser Begegnung und davon, dass die Erstellung von Familienstammbäumen Seales Hobby gewesen sei. Beck gab ihm den Block, und Tweed besah sich nun eingehend das oberste Blatt. Obwohl es leer war, konnte er ein komplexes System von geraden Linien darauf erkennen, die sich von dem Blatt darüber durchgedrückt hatten.

»Sieht aus wie ein Stammbaum«, sagte Tweed. »Seale scheint den Bleistift sehr stark aufgedrückt zu haben, als er ihn gezeichnet hat. Schade, dass sich die Namen nicht auch durchgedrückt haben.«

»Jetzt weiß ich, was diese Linien zu bedeuten haben«, erwiderte Beck und nickte. »Ein Stammbaum der Familie Arbogast? Dann könnte es ja durchaus sein, dass ein Mitglied der Familie etwas mit den Morden zu tun hat. Die sterblichen Überreste von Abraham Seale müssten eigentlich inzwischen in Zürich angekommen sein, wo

Dr. Zeitzier sie unverzüglich obduzieren wird. Aber Sie sagten vorhin, Seale hätte das Wort ›gefährlich‹ benutzt. Damit hat er wohl Recht behalten, immerhin ist er jetzt um einen Kopf kürzer.«

»Und wie Recht er hatte«, sagte Tweed und gab Beck den Block zurück. »Ach übrigens, vielleicht interessiert es Sie in dem Zusammenhang, dass Black Jack Diamond ebenfalls mit den Arbogasts verwandt ist.«

Tweed betrat das Hotel und ging sofort zu Paulas Suite. Als er klopfte, öffnete Newman die Tür und warf ihm einen viel sagenden Blick zu. Er nahm Tweeds Befehl, Paula nicht aus den Augen zu lassen, offensichtlich sehr ernst.

»Ich bin sowieso gerade am Gehen«, sagte er und ließ die beiden allein.

Paula stand vor einem Spiegel und bürstete ihr Haar. Als sie Tweed im Spiegel sah, legte sie die Bürste beiseite und bot ihm einen Stuhl an. Tweed zog es jedoch vor, stehen zu bleiben. Langsam ließ er seinen Mantel von den Schultern gleiten.

»Ich muss Ihnen etwas erzählen, was mir oben am Rochers de Naye passiert ist.«

»So, was denn?«, fragte Paula und setzte sich.

Während Tweed ihr alles erzählte, angefangen bei seiner Suche nach dem Grat, verdüsterte sich Paulas Miene zusehends. Als er zu Ende gesprochen hatte, sprang sie auf und eilte zu ihm. Ihre heftige Reaktion überraschte Tweed.

»Wie konnten Sie nur so leichtsinnig sein und im Nebel an diesen Abgrund treten! Damit sind Sie ein hohes Risiko eingegangen. Und weshalb? Nur weil Sie vor ein paar Jahren schon mal dort waren. Es mag schon stimmen, dass ich das Opfer hätte sein sollen. Aber großer Gott, Sie könnten zerschmettert am Fuß der Wand liegen! Erst

Foley, dann Holgate, dann Seale. Und jetzt um ein Haar auch noch Sie. Wie konnten Sie nur!«

Während sie das sagte, trommelte sie ihm mit den Fäusten auf die Brust ein. Dann fing sie an zu weinen und konnte schier nicht mehr damit aufhören. Tweed nahm sie in die Arme, und Paula schmiegte ihren Kopf an seine Brust, während sie weiter hemmungslos schluchzte. Er strich ihr über den Kopf und sprach leise tröstend auf sie ein. Als es ihr wieder etwas besser ging, gab er ihr sein großes Stofftaschentuch. »Danke«, flüsterte sie und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

Schließlich trat Paula vor den großen Spiegel und überprüfte ihr Make-up. Sogar ein Lächeln brachte sie schon wieder zustande. Tweed goss ihr aus einer Karaffe ein Glas Wasser ein, das sie in einem Zug austrank. Er füllte es ein zweites Mal, und Paula setzte sich. Ihr Lächeln wirkte fast schon wieder normal.

»Setzen Sie sich doch«, forderte sie Tweed auf. »Sie stehen ja herum wie ein Wachsoldat. Ich bin gleich wieder da.«

Tweed setzte sich erst, als Paula im Bad verschwunden war. Er ärgerte sich über sich selbst und fühlte sich gleichzeitig schuldig, weil er Paula so in Aufruhr versetzt hatte. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, ihr von dem Mordversuch zu erzählen. Andererseits hatte er sie warnen müssen. Als Paula zurückkam, hatte sie sich umgezogen und trug jetzt einen Rock und eine Bluse.

»Die Hose ist mir hier drinnen viel zu warm«, erklärte sie. »Ich habe die Heizung zwar schon ausgemacht, aber es dauert offensichtlich eine Weile, bis das Zimmer etwas abkühlt.« Dann ging sie zur Bar, wählte einen Cognacschwenker und goss einen Brandy ein. »Sie sehen so elend aus, Tweed. Trinken Sie das hier. Das wird Sie

wieder aufmuntern.«

Paula setzte sich in den Sessel neben Tweed und beobachtete ihn, während er in kleinen Schlucken den Brandy trank. Sie hatte Recht. Wie immer. Langsam fühlte er sich besser. Auch Paulas Stimme klang wieder ruhig und normal.

»Tut mir Leid, dass ich mich vorhin habe gehen lassen«, sagte sie. »So etwas ist mir noch nie passiert, aber jetzt geht es mir wieder gut. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, dass Sie mir das mit dem Anschlag erzählt haben. Ich muss es schließlich wissen, falls er tatsächlich mir galt. Wir beide können uns doch absolut vertrauen.«

»Das stimmt.« Tweed hoffte, dass sich seine Stimme nicht schwankend anhörte. Vielleicht sollte er ein anderes Thema anschneiden. »Beck hat mich vorhin draußen abgefangen, als ich aus dem Wagen stieg. Unser kopfloser Dr. Seale ist inzwischen in Zürich eingetroffen.«

Er erzählte ihr auch, was Beck im Eurotel gefunden hatte. Paula nickte mehrmals, während er ihr weitere Einzelheiten seines Gesprächs mit dem Polizeichef schilderte. Langsam schlug sie ihre langen, schlanken Beine übereinander und lauschte interessiert, bis Tweed seinen Bericht beendet hatte.

»Vielleicht wartet ja im Polizeipräsidium in Zürich eine Nachricht von Monica auf uns. Sie haben Monica doch gebeten, Beck die Informationen über die ersten beiden Leichen zukommen zu lassen.«

»Ganz recht. Und deshalb schlage ich vor, dass wir demnächst alle zusammen mit dem Zug nach Zürich fahren.«

»Eine gute Idee.«

»Aber vorher sollten wir noch einmal rekapitulieren, wer von den Leuten, die wir im Zusammenhang mit diesem

Fall kennen gelernt haben, in der letzten Zeit nach Amerika gereist ist«, sagte Tweed.

Tweed war erleichtert, dass sie wieder ungezwungen miteinander reden konnten. Und es wurde ihm wieder einmal klar, wie gern er Paula hatte. Was ihn überraschte, war die Erkenntnis, dass diese Zuneigung offensichtlich auf Gegenseitigkeit beruhte.

Paula zählte gerade an den Fingern ab, wer alles nach Amerika gereist war. »Ohne irgendwelche Prioritäten setzen zu wollen, fange ich jetzt einfach mal mit Marienetta an. Sie fliegt hin und wieder hinüber. Sophie scheint sich regelmäßiger drüben aufzuhalten. Roman ebenfalls. Und er fliegt immer mit seinem Firmenjet, der, wie wir erfahren haben, in Heathrow steht. Black Jack bedient sich ebenfalls dieser Privatmaschine, wann immer ihm danach ist. Ich kann mir gut vorstellen, wie er New York oder Boston unsicher macht. Und wir wissen auch, dass Sam Snyder sich oft in den Staaten aufhält. Kommen wir zum armen, verblichenen Abraham Seale, der in den Staaten viele Vorträge gehalten hat. Und Russell Straub brauche ich in dem Zusammenhang wohl kaum zu erwähnen, schließlich ist er ja Amerikaner, auch wenn er sich zurzeit hier in Europa herumtreibt. Wobei den Grund dafür allerdings niemand so genau zu wissen scheint.«

»Hinzu kommt, dass er sich nach Kräften bemüht, seinen Leibwächter Ed Danvers abzuschütteln. Es ist doch wirklich seltsam. Ich frage mich, warum er das macht.«

»Keine Ahnung. Aber was ist mit Danvers? Könnte es sein, dass er hin und wieder in die Staaten zurückfliegt?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen.«

»Da fällt mir ein – wussten Sie eigentlich, dass Broden, der Sicherheitschef von Roman Arbogast, auch oben auf dem Berg war?«

»Nein, wusste ich nicht. Sind Sie sich da ganz sicher?«

»Ganz sicher. Ich habe ihn schon auf der Fahrt hinauf in der Zahnradbahn gesehen. Er trug einen dicken Pelzmantel, eine Fellmütze und eine große, dunkle Sonnenbrille. Broden war der Letzte, der vom Berg herunterkam. Ich habe ihn in dem Nebel zwar nur undeutlich sehen können, ihn aber sofort an seinem Gang erkannt. Körpersprache kann etwas sehr Verräterisches sein.«

»Hielt er sich in der Nähe von Arbogast auf?«

»Nein. Broden kam erst herunter, als Arbogast bereits auf dem Bahnsteig stand. Er war also nicht als Leibwächter dabei, wenn Sie das meinen. Ebenso wenig wie im anderen Fall Ed Danvers. Aber bringt uns das irgendwie weiter?«

»Jede Information kann wichtig sein. Ich warte darauf, dass sich der Täter durch eine Bemerkung oder sonst etwas verrät. Je länger wir ermitteln, desto besser stehen die Chancen für so etwas.«

»Ich hoffe nur, dass es keine weiteren Morde mehr gibt.«

»Darauf würde ich mich nicht verlassen.«

Die Inlandsmaschine der Swissair befand sich im Landeanflug auf Zürich, das wirtschaftliche Herz der Schweiz. Tweed stellte die Lehne seines Sitzes gerade und schnallte sich an. In Montreux hatte er sich entschlossen, doch nicht den Zug zu nehmen, weil er nicht umsteigen wollte. Stattdessen hatte er sich und seine Leute in zwei Limousinen des Hotels nach Genf zum Flughafen Cointrin fahren lassen, wo sie zu Mittag gegessen und dann den nächsten Flug nach Zürich genommen hatten.

Marier saß neben Tweed, während Paula und Newman die Plätze hinter ihnen einnahmen.

»Schauen Sie mal aus dem Fenster«, sagte Paula und tippte Tweed von hinten auf die Schulter. »Der Berg da unten sieht aus wie der Rochers de Naye.«

»Das kann nicht sein«, sagte Tweed nach einem Blick aus dem Fenster.

Im Süden ragten majestätisch die schneebedeckten Bergspitzen des Berner Oberlandes auf. Tweed zeigte Paula die Jungfrau und andere schneebedeckte Gipfel der Bergkette, die von oben wie eine gigantische Mauer aussah. Der Schnee glänzte in der Sonne, und Paula dachte, dass sie selten etwas Beeindruckenderes gesehen hatte.

»Der Rochers de Naye«, erklärte Tweed über die Schulter, »liegt im Süden der Kette. Er ist viel zu weit weg, als dass man ihn sehen könnte.«

»Zum Glück war kein Schnee auf dem Rochers de Naye«, sagte Paula leise und erschauerte abermals bei dem Gedanken, dass jemand dort oben Tweed fast in den

Abgrund gestoßen hätte.

Die Maschine verlor an Höhe und legte sich in eine Linkskurve, sodass Tweed einen guten Blick auf den Züricher Flughafen Kloten bekam. Er und Marier starrten so gebannt aus dem Fenster, dass es Paula auffiel.

»Was ist denn los?«

»Unten auf dem Rollfeld habe ich gerade einen Gulfstream-Jet gesehen. Möglicherweise ist es der von Arbogast. Falls das stimmt, frage ich mich, was er jetzt auf einmal auch in Zürich zu suchen hat.«

»Ist denn Beck schon da?«, fragte Paula.

»Bestimmt«, sagte Marier. »Er hat sich von einem Hubschrauber hinbringen lassen. Ach übrigens, während Sie oben auf dem Grat waren, habe ich etwas sehr Interessantes gesehen. Und zwar ein Foto, das mir Bobs Freund Sam Snyder gezeigt hat.«

»Er ist nicht mein Freund«, brummte Newman.

»Sie wissen einfach nicht, wie man mit ihm umgehen muss«, sagte Marier. »Ich habe ihm von vorneherein klar gemacht, dass mit mir nicht gut Kirschen essen ist, also probiert er auch keine Tricks bei mir.«

»Was war denn auf dem Foto?«, fragte Paula.

Marier zog einen wattierten Umschlag aus der Jackettasche und reichte ihn nach hinten. Paula öffnete ihn und entnahm ihm ein von einer Zellophanhülle geschütztes Foto, das sie erstaunt betrachtete.

»Wo hat er denn das gemacht? Sieht aus, als hätte er es auf der Uferpromenade in Montreux aufgenommen.«

»Stimmt. Zeigen Sie es doch Tweed.«

Tweed war ebenso erstaunt wie Paula. Auf dem Foto war eine Frau zu sehen, deren grimmiger Gesichtsausdruck zu besagen schien, dass sie wieder

einmal Recht gehabt hatte. Die Frau war Mrs. Elena Brucan.

Es war ein Farbfoto, auf dem Tweed sofort den grünen Mantel mit dazu passendem Pelzhut erkannte, die Kleidungsstücke, die Mrs. Brucan offenbar bevorzugt trug, auch als sie ihnen in der Park Crescent einen Besuch abgestattet hatte. Auch Marier war damals mit dabei gewesen.

»Wieso hat Snyder bloß dieses Bild gemacht?«, fragte Tweed. »Sieht ganz so aus, als wäre Mrs. Brucan unter den Schaulustigen gewesen, die bei der Bergung von Abraham Seales Leiche zugesehen haben.«

»Das stimmt«, sagte Marier. »Snyder ist sie wegen ihrer ungewöhnlichen Aufmachung aufgefallen. Er fand, sie würde ein gutes Motiv abgeben, was ja auch stimmt. Er hat sie angesprochen, und sie hat ihm erzählt, dass sie Elena Brucan heiße und einen Mörder verfolge. Snyder fand sie ziemlich schrullig. Übrigens habe ich sie heute Nachmittag gesehen, als wir von der Zahnradbahn auf dem Rückweg zum Montreux Palace waren. Ich ging als Letzter und habe beobachtet, wie sie hinter Ihnen das Hotel betrat.«

»Vielleicht war sie ja auch dort untergekommen?«

»Nein, war sie nicht«, erwiderte Marier.

»Jetzt spannen Sie uns doch nicht auf die Folter, Marier«, sagte Paula ungeduldig. »Wenn Sie so viel reden, ist doch noch mehr im Busch. Heraus damit!«

»Nur Geduld, meine Liebe. Ich wurde natürlich neugierig, deshalb habe ich mich noch ein wenig in der Hotelhalle herumgedrückt und so getan, als würde ich in einer Broschüre blättern. Dabei habe ich mitbekommen, wie der Mann an der Rezeption einen Pagen rief und ihn anwies, zwei Flugtickets von Genf nach Zürich in

Mademoiselle Arbogasts Suite zu bringen. Falls sie nicht da sei, solle er sie an Monsieur Diamond übergeben. Und zwar so schnell wie möglich.«

»Dann sind die beiden also nach Zürich geflogen«, bemerkte Tweed nachdenklich. »Und zwar gemeinsam, wie schon von London nach Genf.«

»Ich bin immer noch nicht fertig«, fuhr Marier fort.

»Während das geschah, tat Mrs. Brucan so, als interessiere sie sich für ein Bild an der Wand. In Wirklichkeit hat sie natürlich auch gelauscht. Als der Page mit den Tickets gegangen war, drehte sie sich um und sah mich. Ich ging zu ihr und begrüßte sie, und sie hat mich auch sofort wiedererkannt. Ich lud sie auf einen kleinen Spaziergang ein, was sie zu freuen schien. Sie sagte, sie wolle ohnehin gerade zurück ins Eurotel, wo sie wohne.«

»Und wo auch Abraham Seale abgestiegen war«, sagte Tweed.

»Gibt es da vielleicht eine Verbindung?«, fragte Paula.

»Möglich. Aber das werden wir schon noch herausfinden.«

»Ich habe noch etwas auf Lager«, meldete Marier sich wieder zu Wort. »Wir sind also zum Eurotel gegangen, wo ich Mrs. Brucan auf einen Kaffee einladen wollte. Sie sagte, ich solle doch schon mal ins Restaurant vorgehen, sie habe noch schnell was an der Rezeption zu erledigen. Ich trödelte ein bisschen herum, sodass ich noch mitbekam, wie sie den Portier bat, ihr ein Ticket für den nächsten Flug von Genf nach Zürich zu buchen. Dann ging sie schnurstracks zum Aufzug, fuhr nach oben und ließ mich unten in der Halle einfach stehen. Sie hatte gar nicht vor, einen Kaffee mit mir zu trinken.«

»Wahrscheinlich hatte sie es eilig, ihre Sachen zu packen«, sagte Paula.

»Das glaube ich auch«, stimmte Marier ihr zu.

»Interessant, was sie zu Snyder gesagt hat«, meinte Tweed nachdenklich. »Dass sie einen Mörder verfolge.«

»Damit kann sie eigentlich nur Sophie oder Black Jack gemeint haben.«

»Nicht unbedingt«, erwiderte Tweed. »Vielleicht ist sie auch den anderen Arbogasts gefolgt.«

Das Flugzeug setzte auf und landete außergewöhnlich sanft. Als Butler und Nield, die im hinteren Teil der Maschine gesessen hatten, bei ihnen waren, flüsterte Tweed ihnen zu:

»Wir nehmen zwei Taxis und fahren ohne Umweg zu Beck ins Polizeipräsidium. Erst dann checken wir in unser Hotel ein – ich habe uns Zimmer im Baur au Lac reservieren lassen.«

Paula gefiel Zürich sehr. Während der Taxifahrt, die sie auch über den Fluss Limmat führte, schaute sie die ganze Zeit aus dem Fenster. Moderne, blau lackierte Straßenbahnen schoben sich an ihnen vorbei. Als sie am Polizeipräsidium ankamen, wollten Nield und Butler lieber vor dem großen, grauen Gebäude warten. Beck empfing die anderen in seinem Büro, durch dessen große Fenster man auf die Universität am gegenüberliegenden Ufer der Limmat blickte.

»Herzlich willkommen«, sagte er mit einem freundlichen Lächeln und schloss Paula in die Arme. »Anna, darf ich Ihnen meine Lieblingsengländerin vorstellen«, sagte er zu einer uniformierten Polizistin, die neben seinem Schreibtisch stand. »Würden Sie uns bitte einen Kaffee bringen? Mr. Newman trinkt den seinen mit Sahne, die anderen Herrschaften nehmen Milch und Zucker.«

»Niemand und Butler sind auch hier, aber sie warten draußen«, sagte Tweed.

»Dann bringe ich ihnen den Kaffee eben nach unten«, sagte Anna und lächelte Tweed verführerisch zu.

»Sie scheinen Anna zu gefallen«, bemerkte Beck, nachdem die Polizistin das Büro verlassen hatte. »Nehmen Sie sich in Acht. Aber jetzt an die Arbeit. Setzen Sie sich doch. Saafeld hat umgehend reagiert. Heute früh war schon ein Kurier da und hat mir diesen Umschlag hier gebracht. Er ist an Sie adressiert, Tweed. Sieht so aus, als wären Filme und Fotos darin.«

Beck hatte einen neuen Schreibtisch mit einer großen Glasplatte, deren Ecken abgerundet waren, sodass sich niemand daran verletzen konnte. Während Tweed vorsichtig den Umschlag öffnete, klopfte Beck mit der flachen Hand auf die Tischplatte.

»Hat ein Vermögen gekostet das gute Stück. Sehen Sie das Scharnier in der Mitte? Damit kann ich die eine Hälfte der Tischplatte über die andere klappen, um auf diese Weise Schriftstücke unter Glas zu legen. Unser Buchhalter in Bern wäre fast aus den Latschen gekippt, als er die Rechnung zu Gesicht bekommen hat.«

Bevor Tweed die Fotos aus dem Umschlag nahm, zog er ein Paar Latexhandschuhe an, die er immer bei sich hatte. Saafeld hatte nicht nur die Filme und Fotos geschickt, die er bei der Autopsie von Adam Holgate gemacht hatte, sondern auch das Material des Gerichtsmediziners aus Boston, das die Leiche von Hank Foley zeigte. Als Tweed alle Unterlagen auf dem Tisch ausgebreitet hatte, ergänzte Beck sie mit den Fotos und Röntgenaufnahmen, die Dr. Zeitzier bei Professor Seales Obduktion gemacht hatte.

Marier, der ebenfalls Latexhandschuhe übergestreift hatte, zog aus seinem Jackett eine Samttasche mit einer

kleinen, aber starken Lupe.

»Daran erkennt man den echten Profi«, bemerkte Beck anerkennend.

Rasch legte Marier die Fotos und Röntgenfilme nebeneinander, auf denen die Hälse der drei Opfer zu sehen waren. Dann klemmte er sich das Vergrößerungsglas ins linke Auge und untersuchte sie eingehend. Schließlich brummte er zufrieden und nahm die Lupe aus dem Auge.

»Derselbe Täter«, verkündete er. »Auf allen Bildern ist eindeutig die Verletzung durch die Axtkerbe zu erkennen. Wir jagen einen Serienmörder.«

»Mag sein. Aber er sucht sich seine Opfer *nicht* nach dem Zufallsprinzip aus. Das ist nach wie vor meine feste Überzeugung«, sagte Tweed. »Es muss eine Verbindung zwischen den drei Opfern geben.«

»Obwohl der eine Mord in Maine, der andere in London und der dritte hier in der Schweiz verübt wurde?«, sagte Beck skeptisch.

»Ja«, erwiderte Tweed überzeugt. »Wir müssen nur die Verbindung finden, dann ist der Fall gelöst. Irgendwo muss es diese geben.«

Zwei Zivilfahrzeuge der Polizei brachten Tweed und die anderen zum Hotel Baur au Lac. Auch die Fahrer trugen Zivil. Im ersten Wagen saßen Tweed und Paula auf der Rückbank, während Marier vorn neben dem Fahrer Platz genommen hatte. Newman fuhr mit Butler und Nield im zweiten Fahrzeug.

Zu Paulas großer Freude fuhren sie fast die ganze Zeit die berühmte Bahnhofstraße entlang, die als eine der teuersten Einkaufsstraßen der Welt gilt. Exklusive

Modegeschäfte wechseln sich mit Banken ab, in deren Tresoren Unmengen von Gold lagern. Auf den Gehsteigen konnte Paula elegant gekleidete Damen bewundern, die hin und wieder vor einem Schaufenster stehen blieben.

»Jetzt wissen wir also, dass unser Serientäter Foley in Maine, Holgate in Bray und Seale in Montreux ermordet hat«, sagte Paula und riss sich schweren Herzens von der Welt der Mode los. »Ein beunruhigender Gedanke.«

»Sehr beunruhigend«, sagte Tweed.

»Warum haben Sie sich eigentlich ausgerechnet für das Baur au Lac entschieden?«

»Weil das ein Hotel ganz nach dem Geschmack der Arbogasts ist. Falls sie nach Zürich kommen, steigen sie bestimmt dort ab. Von den anderen Akteuren in diesem Drama – Black Jack zum Beispiel – ganz zu schweigen.«

»Der ist doch auch ein Arbogast«, sagte Paula. »Ein Cousin.«

Am Ende der Straße konnte Paula jetzt bereits das Wasser des Zürichsees in der Sonne glitzern sehen. Mittlerweile befanden sie sich nicht mehr im französischsprachigen Teil der Schweiz, sondern im Deutsch sprechenden Norden des Landes. Der Fahrer bog von der Bahnhofstraße rechts ab, überquerte eine weitere Straße und steuerte auf den großzügigen Eingang des luxuriösen Hotel Baur au Lac zu. Tweed und seine Leute stiegen aus, und der Fahrer kümmerte sich um ihr Gepäck, das Hoteldiener in blendend weißen Uniformen in Empfang nahmen. Als sie die weitläufige Hotelhalle betraten, stieß Paula auf einmal Tweed an.

»Sie hatten Recht«, sagte sie.

Im hinteren Teil der Halle saß Roman Arbogast allein an einem Tisch und schaute in die Richtung der Neuankömmlinge.

»Sieht ganz so aus«, erwiderte Tweed.

Er hatte noch nicht richtig ausgesprochen, da trat auch schon Marienetta in einem sündhaft teuren grünen Kostüm aus dem Aufzug, das perfekt mit dem Blondton ihrer Haare harmonierte. Freundlich lächelnd kam sie mit eleganten Bewegungen auf sie zu. Selbstbewusst wie eine Göttin, dachte Paula.

»Willkommen in Zürich«, sagte Marienetta. Als Tweed sie auf beide Wangen küsste und sie ihm leicht den Arm drückte, wurde er von einem schwachen Hauch ihres Parfüms umweht. Mit einem Seufzer fiel Marienetta anschließend Paula um den Hals. »Ach, ist das schön, dass Sie hier sind. Die Leute hier sind stinklangweilig. Leisten Sie mir doch beim Tee in der Lounge Gesellschaft. Und sagen Sie bloß nicht nein, das lasse ich nicht gelten.«

»Eine kleine Erfrischung wäre tatsächlich nicht schlecht. Ich gehe nur kurz auf mein Zimmer, dann komme ich zu Ihnen.«

»Und ich suche uns inzwischen einen ruhigen Tisch.«

Als sie weiter zur Rezeption gingen, machte Tweed einen sichtlich erfreuten Eindruck. »Jetzt kommt Bewegung in die Sache. Bei jedem Fall gibt es solch einen Punkt, an dem das geschieht.«

»Das verstehe ich nicht ganz«, sagte Paula.

Während Tweed die Anmeldeformulare ausfüllte, erwies sich der junge Mann an der Anmeldung als äußerst gesprächig.

»Herzlich willkommen, Mr. Tweed. Wissen Sie eigentlich, was wir für einen wichtigen Gast derzeit im Hotel haben? Mr. Russell Straub, der Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika ist bei uns abgestiegen.«

»Tatsächlich? Wann ist er denn angekommen?«

»Um die Mittagszeit. Es ist schon irgendwie komisch. Da hat Mr. Straub einen Leibwächter bei sich – einen gewissen Mr. Danvers –, und dann will er nicht, dass der ihn begleitet. Mr. Straub war den ganzen Nachmittag über allein unterwegs.«

»Arbeiten Sie eigentlich schon lange hier?«, fragte Tweed. In diesem Hotel war es absolut unüblich, dass Angestellte so indiskret waren und Informationen über andere Gäste verbreiteten.

»Nein, Mr. Tweed. Ich bin nur aushilfsweise hier, nächste Woche trete ich eine neue Arbeitsstelle in einem Hotel in Genf an.«

Die Zimmer von Tweed und Paula waren schön und geräumig und befanden sich direkt über dem Hoteleingang, vor dem gerade ein großer Rolls Royce parkte. Kaum hatte Tweed seinen Koffer geöffnet, da klingelte das Telefon. Es war der Polizist, der sie zum Hotel gefahren hatte.

»Entschuldigen Sie die Störung, mein Herr, aber mein Chef möchte Sie dringend sehen, falls Sie es einrichten können. Ich warte unten, um Sie zu ihm zu bringen.«

»Ich kann es mir einrichten.«

Der Polizist hatte das Gespräch so diskret geführt, dass keine Namen gefallen waren. Es musste etwas Wichtiges passiert sein, wenn Beck ihn so dringend sehen wollte. Tweed ging zu Paulas Zimmer und klopfte an die Tür. Paula öffnete ihm im Bademantel.

»Beck will mit mir sprechen, aber ich weiß noch nicht, weshalb. Ich lasse mich jetzt von seinem Fahrer ins Polizeipräsidium bringen. Sie sind ja ohnehin mit Marienetta zum Tee verabredet.«

Als Tweed fort war, sprang Paula kurz unter die Dusche und packte dann ihren Koffer aus. Sie zog sich ihr blaues

Kostüm an und fragte sich dabei, weshalb Beck ihren Chef wohl so schnell wieder sprechen wollte. Das klang nach einem Notfall.

Als sie in die fast leere Hotelhalle trat, sah sie gerade noch, wie Roman Arbogast von seinem Tisch aufstand und wegging. An einem zweiten Tisch in einiger Entfernung saß Marienetta und an einem dritten Sophie. Beide Frauen tranken allein ihren Tee. Seltsam, dachte Paula.

»Hallo, Paula, was haben Sie nur für ein schickes Kostüm an«, sagte Marienetta, als Paula an ihren Tisch trat.

»Das Ihre ist aber auch sehr elegant.«

»Jetzt hören wir aber lieber damit auf«, sagte Marienetta lachend. »Wir machen uns ja schon gegenseitig Komplimente wie zwei alte Damen. Eigentlich sollten wir uns über etwas ganz anderes unterhalten, und zwar über den Stand unserer Ermittlungen. Wir wollten doch zusammenarbeiten, schon vergessen?«

»Natürlich nicht.«

Ein Mann trat aus dem Aufzug in die Halle. Es war Russell Straub, der einen modischen cremefarbenen Anzug, ein blütenweißes, frisch gestärktes Hemd und eine zimtbraune Krawatte trug. Der Vizepräsident hatte einen guten Geschmack, was Kleidung anbetraf. Er ging mit energischen, großen Schritten dicht an ihrem Tisch vorbei und schien die beiden Frauen überhaupt nicht zu bemerken.

»Hallo, Vetter«, rief Marienetta ihm nach. Straub blieb wie angewurzelt stehen. Langsam drehte er sich um und funkelte Marienetta mit seinen intensiven dunklen Augen böse an. Es war derselbe Blick, mit dem er Tweed während ihrer kurzen Unterhaltung auf Sophies

Geburtstagsfest in London bedacht hatte. Dann ging er wortlos weiter und verließ das Hotel.

»Was habe ich denn jetzt Schlimmes gesagt?«, sagte Marienetta verdutzt. »Wir Briten nennen die Amerikaner doch oft unsere amerikanischen Vettern. Ich habe einen Freund im Außenministerium, der verwendet diesen Ausdruck ständig.«

»Vielleicht ist dem Herrn Vizepräsidenten gerade eine Laus über die Leber gelaufen«, sagte Paula.

»Seltsam. Dabei habe ich mich auf Sophies Geburtstag so nett mit ihm unterhalten. Wahrscheinlich hat er einen frustrierenden Nachmittag hinter sich. Aber unterhalten wir uns doch endlich über diese schrecklichen Morde. Haben Sie denn schon einen konkreten Verdacht, wer der Täter sein könnte?«

»Erzählen Sie doch erst einmal, bitte. Ich bin furchtbar hungrig und möchte zuerst ein paar Bissen zu mir nehmen. Aber ich höre Ihnen gern zu.«

»Na schön. Da wäre zunächst einmal dieser komische Reporter Sam Snyder. Ich weiß noch gut, wie er zum ersten Mal zu Onkel Roman kam. Er hat ihm einen Artikel gezeigt, den er über ACTIL als Global Player geschrieben hat. Roman gefiel der Artikel überhaupt nicht. Er hat Snyder daraufhin sogar angeboten, dass er den firmeneigenen Gulfstream-Jet benutzen darf, wann immer dieser verfügbar sei, falls er sich dazu bereit erkläre, den Artikel noch einmal umzuschreiben. Das Ergebnis war, dass der Artikel nie erschien. Onkel Roman ist schon raffiniert.« Marienetta kicherte.

»Dann ist Snyder also in Ihrer Gulfstream in die USA und wieder zurück geflogen?«

»Das stimmt. So ein Angebot lässt sich doch niemand

entgehen. Wann immer in den Staaten etwas Wichtiges passierte, war Snyder vor allen anderen britischen Journalisten zur Stelle. Ich finde seinen Beruf als Kriminalreporter ja ziemlich aufregend.«

»Das verstehe ich gut. Aber können Sie mir erklären, warum Sophie allein Tee trinkt?«

»Sie geht mir aus dem Weg«, antwortete Marienetta mit einem schiefen Lächeln. »Wir haben so was öfter – oder vielleicht sollte ich besser sagen: Sie hat so was öfter. Hin und wieder – besonders, wenn meine Bildhauerei nicht so recht vorankommt – gehe ich mit Black Jack zum Essen. Man kann ihm zwar nicht über den Weg trauen, aber er ist ein lustiger Mensch, der mich immer wieder aufheitert. Ich versuche es immer so einzurichten, dass Sophie von unseren Verabredungen nichts mitbekommt. Wenn sie davon nämlich erfährt, dreht sie durch und ist sogar imstande, mir mit Mord zu drohen.«

»Das meinen Sie doch nicht im Ernst, oder?«

»Doch, das ist mein voller Ernst«, erwiderte Marienetta nach einer Weile nachdenklich. »Sophie ist ja so launisch. Mal will sie Black Jack unbedingt heiraten, dann lässt sie ihn wieder am ausgestreckten Arm verhungern. Es ist eine verworrene Beziehung. Aber ich schweife ab. Reden wir lieber über Abraham Seale. Er war schon ein seltsamer Kauz. Und jetzt ist der arme Kerl der fürchterlichen Axt zum Opfer gefallen. So, mehr weiß ich leider nicht über die Morde. Und wie steht es bei Ihnen?«

Ihre Katzenaugen blickten Paula auffordernd an. Hoffte sie, dass ihre Gesprächspartnerin mehr herausgefunden hatte?

»Ich habe viel darüber nachgedacht, dass der erste Mord ausgerechnet in Maine verübt wurde«, begann Paula.

»Wann haben Sie Russell Straub eigentlich kennen

gelernt?«

»Das war auf einer Party in New York. Da hat er sich regelrecht an mich rangeschmissen und wollte, dass ich alles stehen und liegen lasse und mit ihm nach Kalifornien fliege. Ich habe natürlich abgelehnt.«

»Ist Straub eigentlich verheiratet? Das sollte ich zwar wissen, aber irgendwie ist mir diese Information entgangen.«

»Er war verheiratet. Seine Frau hat sich von ihm scheiden lassen. In aller Stille, versteht sich.«

»Warum hat sie das getan?«

»Sie hat mal zu mir gesagt, sie hätte es satt, einen Mann zu haben, der nicht mit ihr, sondern mit der Politik verheiratet ist. Russell ist ein Fanatiker, hat sie zu mir gesagt, einer, der über Leichen geht, um Präsident zu werden. Und eines Tages wird er das sein. Er hat bereits viele Gruppierungen und einflussreiche Personen um sich geschart, die ihn unterstützen.«

»Ein Fanatiker?«, wiederholte Paula.

»Genau so hat ihn seine Frau genannt.«

Sie unterhielten sich noch eine Weile, bis Paula ihren Chef zurückkommen und zu den Aufzügen gehen sah. Sie bedankte sich eilig bei Marienetta für die Einladung und verabredete für später ein weiteres Treffen mit ihr. Als Paula ihren Mantel an der Garderobe abholte – sie hatte ihn mit nach unten genommen, falls Marienetta nach dem Tee noch einen Spaziergang vorgeschlagen hätte –, sah sie, wie Roman Arbogast, in einen dicken Wintermantel gehüllt, gerade das Hotel verließ.

Einem Impuls folgend, zog Paula kurzerhand ihren Mantel an und folgte ihm. Draußen war es bereits dunkel.

Um diese Jahreszeit brach der Abend früh herein. Arbogast, der einen großen, offenbar ziemlich schweren Aktenkoffer trug, bog in die Bahnhofstraße ab. Als Paula ihm durch die hell erleuchtete, aber wie ausgestorbenen wirkende Bahnhofstraße hinterherging, hörte sie auf einmal Schritte, die sich ihr rasch von hinten näherten. Sie drehte sich um und sah, dass Newman ihr nacheilte.

»Was machen Sie denn, Paula? Nach Einbruch der Dunkelheit sollten Sie nicht allein draußen umherspazieren.«

»Ich verfolge Roman Arbogast. Da vorn geht er. Bitte, sagen Sie Tweed nichts davon.«

»Das muss ich mir noch überlegen.«

Auf einmal war Arbogast verschwunden. Offenbar war er in die erste Seitenstraße links abgebogen. Wo will er nur hin?, fragte sich Paula. Newman ergriff ihren Arm und schob sie mit Bestimmtheit in Richtung Hotel.

»Ich sehe niemanden. Gehen wir zurück.«

Im Hotel begleitete Newman sie noch zum Lift, fuhr aber selbst nicht mit nach oben. Paula eilte auf ihr Zimmer, zog den Mantel aus und hängte ihn an die Garderobe. Dann ging sie zu Tweeds Zimmer und klopfte an die Tür. Tweed öffnete mit ernster Miene.

»Was war los?«, fragte Paula und setzte sich.

»Monica hat Beck angerufen und ihm gesagt, sie müsse mich ganz dringend über eine sichere Leitung sprechen. Also hat sein Fahrer mich ins Präsidium gebracht, und ich bin auch sofort zu Monica durchgekommen.«

»Warum wollte sie, dass Sie sie anrufen?«

»Ich bin mir sicher, dass Monica wieder mal vierundzwanzig Stunden durchgearbeitet hat. Sie hat in der ganzen Welt herumtelefoniert und doch tatsächlich

den Stammbaum der Familie Arbogast zusammengetragen. Sie ist zwar noch lange nicht damit fertig, aber bei ihren Recherchen ist sie auf unschätzbar wertvolle Einzelheiten gestoßen.«

»Darf ich mir Ihren Block ausleihen? Ich würde mir gern Notizen machen.«

»Tun Sie das. Also, die Arbogasts stammen ursprünglich aus Italien und hießen früher Arbogastini. Vor drei Generationen gab es zwei Brüder, Benito und Vincenzo. Sie wurden in Rom geboren, zogen später aber nach Mailand. Offenbar hatten sie dort keinen Erfolg, deshalb ging Benito nach London und Vincenzo nach New York. Beide hatten Kinder. Vincenzo änderte den Familiennamen in Arbogast, weil er nicht wollte, dass die Leute ihn für einen Mafioso hielten. Im Laufe der Zeit wurde er ein wichtiger Politiker der Demokraten in Memphis, Tennessee, wo ihn der legendäre Boss Crump unter seine Fittiche nahm. Vincenzo nannte sich nun Vincent, und sein ältester Sohn, der ebenfalls Politiker wurde, ging sogar noch einen Schritt weiter: Er nannte sich Russell Straub, um auch die letzten Anklänge an die Mafia zu tilgen.«

»Womit wir in der Gegenwart angelangt wären.«

»Stimmt. Russell Straub wohnt, wie Sie ja wissen, hier im Hotel. Aber Vincent hatte noch andere Kinder, deren Namen Monica bisher noch nicht herausfinden konnte. Doch kommen wir zu Benito Arbogastini in London, der sich dort in Alfred Arbogast umbenannte. Sein ältester Sohn wiederum ist Roman Arbogast, der seinen Namen beibehielt. Offenbar wollte er nicht alle Bindungen an Italien kappen. Dieser Zweig der Familie ging nicht in die Politik, sondern versuchte sich auf den unterschiedlichsten Geschäftsfeldern. Roman baute schließlich das ACTIL-Imperium auf, das Firmen auf der ganzen Welt umfasst.

Dass Roman eine Tochter namens Sophie hat, wissen wir, aber sowohl in den Staaten als auch in Europa soll es noch Geschwister von ihm geben, von denen bisher nichts bekannt ist.« Tweed stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen – wie immer, wenn er sich konzentrierte. »Zumindest haben wir jetzt ein grobes Bild der Familie Arbogast. Und ich habe sogar eine Hypothese, die ich aber noch nicht belegen kann. Sobald das der Fall ist, werde ich sie Ihnen mitteilen. Aber eines weiß ich schon jetzt genau: Bei diesen grässlichen Morden geht es um Macht, um nichts als Macht, Macht, Macht ...«

»Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich Sie richtig verstanden habe«, sagte Paula, nachdem sie ihre Notizen noch einmal überflogen hatte.

»Gehen Sie Ihre Informationen noch einmal Punkt für Punkt durch und reduzieren Sie sie aufs Wesentliche. Zäumen Sie das Pferd doch einmal von hinten auf. Da haben wir die ältere Generation der Arbogasts, die von Roman repräsentiert wird. Er hat nicht nur eine Tochter namens Sophie, sondern auch eine Nichte namens Marienetta, die Tochter eines Bruders, von dem wir bisher so gut wie nichts wissen.«

»So weit kann ich Ihnen folgen.«

»In den Vereinigten Staaten hat Vincents Sohn seinen Familiennamen in Straub geändert. Sein Vater war ein Gefolgsmann von Boss Crump in Memphis. Das hat vielleicht auch seinen Sohn veranlasst, in die Politik zu gehen, wo er es immerhin bis zum Vizepräsidenten gebracht hat.«

»Und der jetzige Präsident, der nicht mehr zur Wiederwahl antritt, hat bereits jetzt seine Unterstützung innerhalb der Partei für ihn angekündigt«, sagte Paula.

»Richtig. Auch dabei geht es um Macht, und die Morde haben eindeutig etwas mit Macht zu tun. Ich halte Straub für einen Menschen, der zu allem fähig ist, um seine Interessen durchzusetzen.«

»So habe ich die Sache noch gar nicht betrachtet«, sagte Paula nachdenklich.

»Deshalb erzähle ich Ihnen das Ganze ja. Damit Sie erkennen, dass unsere Ermittlungen eventuell einen großen Einfluss auf die künftige Sicherheit der ganzen Welt haben.«

»Wenn das stimmt, dann haben wir es mit mächtigen Gegnern zu tun.«

»Ganz genau. Daher auch die Intervention von Nathan Morgan und seiner Special Branch. Die werden alles tun, um unsere Nachforschungen zu stoppen. Bestimmt hat der amerikanische Präsident unseren Premierminister um diesen Gefallen gebeten, und der Premier will die guten Beziehungen zu Washington nicht gefährden. Kein Wunder, dass solcher Druck auf uns ausgeübt wird. Es soll unter allen Umständen verhindert werden, dass ich hinter das große Geheimnis komme.«

»Glauben Sie denn, dass unser Premier das Geheimnis kennt?«

»Im Augenblick wohl eher nicht. Dasselbe dürfte übrigens auch auf den derzeitigen amerikanischen Präsidenten zutreffen.«

»Sie fragen sich doch bestimmt, warum uns Russell Straub immer wieder über den Weg läuft.«

»Allerdings.«

»Dann will ich Ihnen mal erzählen, was ich beim Tee mit Marienetta erlebt habe.«

Tweed, der bisher ruhelos hin und her getigert war,

setzte sich und sah Paula mit interessiertem Gesichtsausdruck an.

»Bevor ich anfangen möchte ich Ihnen noch sagen, was mir kürzlich durch den Kopf ging. Ich finde es nämlich ziemlich merkwürdig, dass alle drei Opfer unseres Mörders Männer waren. Vielleicht hat das etwas zu bedeuten.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Aber jetzt bin ich gespannt auf das, was Sie mir zu erzählen haben.«

»Ich habe in der Tat etwas Interessantes herausgefunden ...«

Paula hielt inne, weil von draußen heftig an die Zimmertür geklopft wurde. Tweed stand auf und ging zur Tür, die er erst einen kleinen Spalt, dann ganz öffnete. Beck kam hastig herein.

»Es hat einen weiteren Mord gegeben«, sagte er. »Ganz in der Nähe des Hotels.«

## 21

Beck führte Tweed und Paula durch den Haupteingang hinaus in die eiskalte Nacht. Draußen bog Beck nach links in eine Parallelstraße zur Bahnhofstraße ab. Zwei Polizeibeamte in Zivil folgten ihnen in sicherem Abstand.

»Haben Sie das Opfer schon identifiziert?«, fragte Paula.

»Noch nicht. Ich warte noch auf Dr. Zeitzier. Er hat verlangt, dass wir nichts anrühren, bis er sich die Leiche angesehen hat. Und damit hat er natürlich Recht. Ah, da ist ja schon sein Wagen ...«

Wieder wandten sie sich nach links. Paula bemerkte, dass sie sich in der Verlängerung der Straße befanden, in die sie Roman Arbogast von der Bahnhofstraße aus hatte verschwinden sehen. Es kam ihr so vor, als wäre das schon ewig lange her.

»Am Ende der Straße fließt die Sihl«, erklärte Beck. »Das ist ein kleiner Nebenfluss der Limmat, die nicht weit von hier in den Zürichsee mündet.«

Die Straße war eng und stockdunkel, nur hier und da erhellte eine Straßenlaterne die Szenerie. Als sie um die Ecke bogen, sah Paula mehrere geparkte Streifenwagen. Polizeischeinwerfer erhellten die Straße, die mit einem Absperrband abgeriegelt war.

»Hat Roman Arbogast hier in der Nähe zufälligerweise ein Büro?«, fragte sie aufs Geratewohl.

»Und ob, gleich dort vorn.« Beck deutete auf ein Gebäude, das etwas weiter vorn auf der anderen Straßenseite lag. In ein paar Fenstern im zweiten Stock brannte Licht.

»Das ist die Zentrale für Arbogasts Fabriken in der

Schweiz und in den angrenzenden Ländern. Es arbeiten eine Menge Leute in dem Büro.«

»Ist es noch weit bis zu dem kleinen Flüsschen?«, fragte Paula voller Ungeduld.

»Nein, Sie werden es jeden Moment sehen. Hier liegen im Winter viele teure Boote vor Anker.« Auf einmal blieb Beck stehen und drehte sich zu Paula und Tweed um. »Das ist kein schöner Anblick. Ich weiß nicht, ob Paula sich das unbedingt ansehen muss. Ich zweifle nicht an ihrem Mut, aber das ist wirklich grauenvoll.«

»Ich habe bestimmt schon Schlimmeres gesehen«, versetzte Paula leicht gereizt.

Beck hob beschwichtigend beide Hände und gab sich geschlagen. Er führte sie um eine Ecke herum an die Sihl, die in der Dunkelheit fast schwarz wirkte. Nur die Scheinwerfer der Polizei spiegelten sich auf der Oberfläche. Plötzlich war auch Dr. Zeitzier zur Stelle. Als er Paula sah, ergriff er sie am Arm und redete auf Englisch auf sie ein, aber nicht barsch, sondern sanft und eindringlich.

»Miss Grey, ich bitte Sie, gehen Sie keinen Schritt weiter. Das hier ist eine Eskalation des Schreckens. Ja, ich glaube, so kann man es ausdrücken.«

»Ich weiß Ihre Fürsorge zu schätzen, Dr. Zeitzier. Aber das ist nicht die erste kopflose Leiche, die ich zu Gesicht bekomme. Bitte, lassen Sie mich durch.«

Zeitzier warf Beck einen Blick zu, der wohl besagen sollte, dass er sein Bestes getan habe.

Paula ging um die Ecke. Am Flussufer lagen in regelmäßigen Abständen Boote vertäut, die zum Schutz gegen das winterliche Wetter mit grünen Planen bedeckt waren. Davor standen mehrere Polizisten, deren Unterhaltung sofort verstummte, als sie Paula sahen. Eine

unheimliche Stille legte sich über die Promenade entlang des kleinen Flüsschens. Im Lichtkegel eines besonders starken Polizei-Scheinwerfers lag ein Boot, dessen grüne Segeltuchplane zurückgeschlagen war. Auf der Sitzbank am Heck saß eine zusammengesunkene Gestalt.

Es war eine Frau mit weit aufgerissenen Augen, deren grüner Pelzhut abenteuerlich schief auf dem Kopf saß. Paula blieb abrupt stehen und starrte entsetzt auf die grässliche Szene.

»Großer Gott, nein!«, keuchte sie und hielt sich den Mund zu. Dann richtete sie sich auf. »O Gott, nein«, wiederholte sie gedämpft.

Die Gestalt, die vor ihr auf dem Boot saß, war Elena Brucan. Abgesehen von ihrer starren Haltung, wirkte sie so, als würde sie sich nur ausruhen. Paula schob Dr. Zeitzier, der versuchte, sie zurückzuhalten, beiseite und trat entschlossen auf das Boot zu. Tweed eilte an ihre Seite, und Newman, der so schnell wie möglich aus dem Hotel nachgekommen war, befand sich dicht hinter ihr.

»Wenigstens hat er sie nicht enthauptet«, sagte Paula mit fester Stimme und näherte sich dem Boot. Hinter ihrem Rücken warf Zeitzier dem schweizerischen Polizeichef einen besorgten Blick zu. Beck seinerseits machte eine resignierte Geste. Es hatte keinen Sinn mehr, sie jetzt noch aufhalten zu wollen. Sie würde sich dem Anblick stellen müssen.

Das Erste, was Paula mit Erstaunen und zunehmendem Entsetzen wahrnahm, war eine große, bräunliche Lache auf dem schmalen Uferweg neben dem Boot. In der Mitte war eine rechteckige, freie Fläche, die dem Abdruck ähnelte, den sie in dem hohen Gras in der Nähe des Sanatoriums in Pinedale gesehen hatte. Hier musste ein Richtblock gestanden haben. Zögernd näherte sich Paula

der reglosen Gestalt von Elena Brucan, die nun unmittelbar vor ihr am Heck des Bootes saß. Ein paar Zentimeter unterhalb des Kinns entdeckte sie eine bräunliche Kruste aus getrocknetem Blut, die rings um den ganzen Hals lief.

»Der Mistkerl hat sie doch enthauptet«, flüsterte Paula mit stockender Stimme. »Deshalb sitzt auch ihr Hut so schief.«

»Ja, er hat sie enthauptet«, sagte Tweed. »Und dann hat er den Kopf an den Haaren in die Höhe gehalten, ausbluten lassen und ihn ihr wieder auf den Hals gesetzt.«

»Das ist widerlich!«, rief Paula. »Ich werde dieses Monstrum finden, und wenn ich es gefunden habe, bringe ich es um ...«

Paula zitterte am ganzen Leib, als Tweed ihren Arm ergriff, um sie ins Hotel zurückzubringen. Er und Newman dachten, es sei der Schock, der sie so zittern ließ, aber sie täuschten sich. Paula zitterte vor Wut.

»Sie war eine so feinsinnige Frau«, sagte Paula, als sie sich dem Hoteleingang näherten. Ihre Stimme bebte vor Trauer. »Und sie hat niemandem etwas Böses getan. Warum nur musste sie sterben?«

»Wahrscheinlich weil sie sich der falschen Person anvertraut hat«, mutmaßte Tweed. »Dem Täter muss klar geworden sein, dass Elena ihn verdächtigte.«

»Können wir vielleicht einen Augenblick stehen bleiben?«, bat Paula.

Die beiden Männer warteten, während sie die eisig kalte Abendluft in gierigen Zügen in sich einsog. Dann straffte sie die Schultern und wandte sich an Tweed.

»So, jetzt geht es mir wieder besser. Ich bin übrigens der

Ansicht, dass wir unsere Erkenntnisse lieber für uns behalten sollten.«

Als sie in die Hotelhalle traten, kam Marienetta gerade aus dem Lift. Sie warf Paula einen besorgten Blick zu.

»Was ist denn mit Ihnen los? Sie sind ja ganz blass im Gesicht.«

»Mir geht es bestens. Wir kommen nur gerade von einem kleinen Spaziergang zurück. Ich bin gestolpert und der Länge nach hingefallen. Deswegen bin ich jetzt etwas außer Atem.«

»Dann gehen Sie am besten gleich nach oben und legen sich hin.«

Paula warf einen kurzen Blick an Marienetta vorbei in die Halle und entdeckte dort Sophie, die gleich neben dem Eingang saß. Sie trug einen dicken Mantel und sah sie mit einem merkwürdigen Gesichtsausdruck an. Ein seltsames, selbstzufriedenes Lächeln umspielte ihre Lippen, als hätte sie soeben etwas Großes zustande gebracht.

»Geht es Ihnen nicht gut, Paula?«, fragte sie.

»Es geht schon, danke. Aber Sie scheinen mir einen höchst zufriedenen Eindruck zu machen.«

»Ja, manchmal ist sogar unsere Sophie mit sich und der Welt zufrieden«, bemerkte Marienetta voller Ironie.

»Marienetta hält sich ja für so gescheit«, höhnte Sophie.

»Das reicht jetzt«, erwiderte Marienetta.

»Marienetta – die Königin von ACTIL«, fuhr Sophie unbeirrt fort und stand auf. »Eigentlich wollte sie ja Schauspielerin werden«, lästerte sie. »Sie war sogar schon mal an einem Theater in der Provinz, aber der Regisseur hat sie hinausgeworfen und ihr erklärt, sie soll sich lieber irgendwo als Tippse bewerben.«

Marienetta drehte sich um und ging mit ruhigen

Schritten auf ihre Kusine zu. Dann holte sie mit der rechten Hand aus gab Sophie eine schallende Ohrfeige, die sie fast umgeworfen hätte.

»Die hätte ihr um ein Haar den Kopf von den Schultern gerissen«, bemerkte Newman im Flüsterton. »Oh, Entschuldigung, das ist mir so rausgerutscht. Fahren wir lieber nach oben, da kommt auch schon der Aufzug. Diese Auftritte müssen wir uns wirklich nicht antun.«

Er hatte den Satz gerade zu Ende gesprochen, als Black Jack von draußen hereinkam. Er trug einen dicken Wintermantel und hatte eine große, lederne Reisetasche in der Hand. Er winkte Tweed und Newman zu und rief jovial:

»Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich mir den Lift schnappe. Ist verdammt kalt da draußen. Ich brauche jetzt dringend eine heiße Dusche.«

Newman hatte ihn noch nie so aufgeräumter Stimmung erlebt. Der Mann war offensichtlich sehr zufrieden mit sich. Weil Black Jack ihm ohnehin auf die Nerven ging, trat er vor die Aufzugskabine und versperrte ihm den Weg »Doch wir haben etwas dagegen. Wir haben den Lift für uns geholt. Außerdem ist es hier in der Halle warm genug.«

»Seien Sie doch nicht so unfreundlich, mein Bester.«

»Ich bin nicht Ihr Bester.«

Tweed war mit Paula inzwischen in den Aufzug getreten. Newman und Black Jack funkelten einander böse an, bis Letzterer nachgab.

»Ihr solltet euch nicht mit diesem windigen Reporter abgeben«, rief er Marienetta zu, die immer noch neben Sophie stand.

»Also, ich mag ihn ...«, sagte Sophie.

Den Rest des Satzes bekamen Paula und ihre beiden Begleiter nicht mehr mit, weil sich die Lifttüren schlossen. Sie fuhren nach oben.

»Einen kleinen Brandy für Sie, Paula?«, fragte Newman, als sie in Tweeds Suite waren.

»Keinen Brandy«, sagte Tweed scharf. »Lieber ein Glas Wasser.«

»Ja, gern.«

Paula hatte ihren Mantel ausgezogen und sich erschöpft in einen Sessel fallen lassen. Mit großen, gierigen Schlucken trank sie das Glas Wasser aus, das Tweed ihr gegeben hatte, und bat dann um ein zweites. Sie saß ganz still da, umklammerte mit den Händen die Lehnen des Sessels und presste die Knie aneinander. Stumm starrte sie vor sich hin.

Tweed legte einen Finger an den Mund und gab Newman damit zu verstehen, dass er still sein sollte. Paula leerte noch ein drittes Glas Wasser, ehe sie aus ihrem Grübeln herauskam.

»Sophie und Marienetta scheinen sich ziemlich oft in die Wolle zu kriegen«, sagte sie.

»Sophie hat ihre Kusine aber auch provoziert«, meinte Newman, der ihr gegenüber Platz genommen hatte.

»Und dann auch noch dieser merkwürdige Auftritt von Black Jack, der es kaum erwarten konnte, auf sein Zimmer zu kommen.«

»Die Familie Arbogast, wie sie leibt und lebt«, sagte Tweed. »Es hat eigentlich nur Roman gefehlt.«

»Ich habe gesehen, wie Arbogast vor gut einer halben Stunde das Gebäude verlassen hat«, sagte Paula. »Ich glaube, dass er in seinem Büro unten an der Sihl war, als

der Mord passierte. In den Fenstern im zweiten Stock brannte jedenfalls Licht.« Paula runzelte die Stirn. »Was allerdings nicht heißen muss, dass auch jemand im Zimmer war. Irgendjemand könnte das Licht angemacht haben und dann gegangen sein.«

»Sie sollten jetzt nicht so viel grübeln«, sagte Tweed.

»Das Monstrum ist vielleicht sogar hier im Hotel«, fuhr Paula fort, als hätte sie die Bemerkung ihres Chefs nicht gehört. »Was für eine grauenhafte, entwürdigende Tat. Ich frage mich nur, wieso der Mörder diesmal den Kopf nicht mitgenommen hat.«

In dem Moment klopfte es an der Tür. Newman öffnete, und Arthur Beck trat mit grimmiger Miene ins Zimmer. So wütend hatte Tweed ihn noch nie gesehen.

Paula sah ihn fragend an. »Können Sie sich erklären, warum der Mörder dieses Mal den Kopf nicht mitgenommen hat?«

»Ich glaube ...«, setzte Beck an, bevor er verstummte und Paula prüfend musterte. Er schien überrascht zu sein, wie gefestigt sie mittlerweile wieder wirkte. »Das habe ich mich auch schon gefragt und mir tatsächlich eine Vermutung zurechtgelegt«, fuhr er fort. »Die Tat fand dieses Mal in einer Großstadt statt, und vielleicht erschien es dem Täter da zu riskant, den Kopf mit sich herumzuschleppen. In Montreux war nicht damit zu rechnen, dass jederzeit jemand auftauchen könnte, außerdem geschah der Mord dort mitten in der Nacht. Auch bei den beiden anderen Morden – in Pinedale und Bray – waren die Tatorte ziemlich abgelegen, wenn ich richtig informiert bin.«

»Das stimmt«, bestätigte Tweed.

»Spätestens morgen wird die ganze Schweiz in hellem Aufruhr sein«, fuhr Beck fort. »Zwei enthauptete Leichen

innerhalb von wenigen Tagen, und noch dazu beides Ausländer. Die Presse wird verrückt spielen, und die grausigen Details der beiden Morde werden ein Übriges tun, um die Panik in der Bevölkerung noch zu verstärken. Zeitzier wird wahrscheinlich die ganze Nacht lang an seiner zweiten Autopsie arbeiten. Wir haben ja Gott sei Dank alle Daten, Röntgenfilme und Fotos der anderen Leichen parat, um sie mit seinen Ergebnissen zu vergleichen. Ich werde Sie wissen lassen, zu welchem Ergebnis wir kommen, Tweed. Jetzt muss ich aber wieder los.«

Beck war kaum fort, als Marier hereinkam und aus seinem Mantel schlüpfte.

»Haben Sie sich draußen ein bisschen umsehen können?«, fragte Tweed.

»Ja, und ich habe interessante Dinge erfahren.« Marier lehnte sich an die Wand und zündete sich die obligatorische Zigarette an. »Wussten Sie eigentlich, dass Sam Snyder hier in Zürich ist?«

»Nein, das wussten wir nicht«, erwiderte Tweed.

»Schon komisch, dass er ausgerechnet immer dort auftaucht, wo jemand bestialisch ermordet wird«, sagte Paula.

»Snyder wohnt in einem Hotel in der Bahnhofstraße«, fuhr Marier fort. »Im Baur en Ville. Ich habe in die Hotelbar geschaut und ihn dort am Tresen stehen sehen.«

»Haben Sie ihn gefragt, was zum Teufel er hier in Zürich zu suchen hat?«, wollte Newman wissen.

»Nicht mit diesen Worten«, sagte Marier lachend. »Dann hätte er mir bestimmt nichts erzählt. Ich habe ihm lieber einen Drink spendiert und meine Ohren aufgesperrt. Snyder ist hinter der Familie Arbogast her. Er hat sich Sophie und Black Jack an die Fersen geheftet und ist im

selben Flugzeug wie sie nach Zürich geflogen.«

»Der Anblick der armen Elena Brucan auf dem Boot hätte ihm bestimmt sehr gefallen«, sagte Paula mit Zorn in der Stimme.

»Was hatte Snyder denn an, als Sie ihn dort antrafen?«, wollte Tweed von Marier wissen.

»Er trug einen pelzgefütterten Mantel, als wäre er gerade von draußen hereingekommen. Und unter der Theke stand seine lederne Kameratasche.«

»Vielleicht hat er ja Fotos gemacht«, sagte Newman. »Er hätte leicht aus der anderen Richtung auf die kleine Promenade an der Sihl kommen können. Vom Baur en Ville bis dort ist es nur ein Katzensprung.«

»Wer weiß, ob er in seiner Ledertasche wirklich nur seine Kamera transportiert«, sagte Paula düster.

»Jetzt könnte Paula wohl doch zur Abwechslung einen kleinen Brandy vertragen«, sagte Tweed, um das Thema zu wechseln. »Wären Sie vielleicht so freundlich, Bob? Und Sie verraten mir jetzt endlich, was Marienetta Ihnen beim Tee erzählt hat, Paula.«

Paula, die ein exzellentes Gedächtnis hatte, gab beinahe wortwörtlich sowohl Marienettas als auch ihre eigenen Äußerungen wieder. Und sie vergaß auch nicht den kurzen Wortwechsel zwischen Marienetta und Russell Straub zu erwähnen, als dieser an ihnen vorübergegangen war. Tweed hörte gebannt zu, ohne sie eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Paula trank einen letzten Schluck von ihrem Brandy und machte eine abschließende Handbewegung.

»Tja, das war's. Ich glaube nicht, dass ich etwas ausgelassen habe.«

»Dann war Straub also richtig wütend, als sie ihn

›Vetter‹ nannte?«, vergewisserte sich Tweed.

»Er sah aus, als würde er sie am liebsten umbringen.«

»Und Marienetta hat seine Exfrau zitiert, die ihn einen Fanatiker genannt hat? War das der Ausdruck, den sie benutzt hat?«

»Exakt der. Marienetta hat es mir auf Nachfrage bestätigt.«

»Eine Ehefrau muss es ja wissen, auch wenn sie kurz davor steht, sich von ihrem Mann zu trennen. Das Ganze wirft ein interessantes Licht auf Russell Straubs Machenschaften.«

»Das sagt doch überhaupt nichts«, warf Newman abschätzig ein. »Kein Politiker, der viel Geld hat und über den nötigen Propagandaapparat in der eigenen Partei verfügt, ist zimperlich in der Wahl seiner Methoden, wenn es darum geht, Präsident zu werden.«

»Mich macht trotzdem stutzig, dass die eigene Frau ihn als Fanatiker bezeichnet hat«, sagte Marier.

»Ich finde, wir haben uns noch nicht genügend Gedanken über die Axt gemacht«, sagte Paula. »Die Tatwaffe. Wenn drüben in Maine dieselbe Axt verwendet wurde wie hier in Europa – und danach sieht es wohl aus –, dann stellt sich doch die Frage, wie sie transportiert wurde.«

»Zum Beispiel in einem Koffer, den der Mörder als Gepäck eingeecheckt hat«, sagte Newman. »Wenn er sie in Alufolie einschlägt, ist sie auf dem Röntgenshirm nicht sichtbar.«

»Aber was ist, wenn der Mörder den Koffer beim Zoll öffnen muss?«, wandte Paula ein. »Spätestens nach dem zweiten Mord war doch bekannt, dass die Tatwaffe eine Axt ist. Das Risiko wäre einfach zu groß.«

»Darauf fällt mir im Moment auch keine Antwort ein«, sagte Newman kleinlaut.

»Paula, wir sollten vielleicht noch mal alle Leute aufzählen, von denen wir mit Sicherheit wissen, dass sie nach Amerika geflogen sind«, sagte Tweed.

»Gut. Da hätten wir Marienetta, Sophie, Roman Arbogast, Black Jack Diamond ...«

»Aus welchem Grund ist der eigentlich so oft hin- und hergeflogen?«, fragte Tweed.

»Wahrscheinlich, um sich zu amüsieren, um diverse Spielclubs abzuklappen, vielleicht auch wegen irgendwelcher Weibergeschichten. Jedenfalls schätze ich ihn so ein.«

»Und wen kennen wir sonst noch?«

»Sam Snyder, der Roman Arbogasts Privatjet benutzen darf, wenn dieser nicht anderweitig gebraucht wird. Aber sonst fällt mir niemand mehr ein.«

»Sie haben jemanden vergessen«, warf Marier ein. »Den Vizepräsidenten Russell Straub. Ein Mann wie er kann sich völlig ungehindert bewegen und wird von niemandem kontrolliert.«

»Mir fällt noch jemand ein«, sagte Newman. »Brodén, der Sicherheitschef von ACTIL. Er ist ebenfalls hier im Hotel, wahrscheinlich, um Roman Arbogast zu beschützen. In seiner Position hat man ebenfalls viel Bewegungsfreiheit.«

Tweed beugte sich vor und faltete die Hände. Plötzlich wurde allen bewusst, dass er sich schon seit geraumer Zeit nicht mehr geäußert hatte.

»Ich könnte jetzt anfangen, diese Liste zusammenzustreichen, aber mir fehlt noch ein großes Stück des Puzzles, das sich nun langsam vor meinen

Augen zusammensetzt. Paula, wie geht es Ihnen denn jetzt?«

»Viel besser«, sagte sie. »Man könnte sagen, ich bin wieder voll auf dem Damm.«

»Könnten Sie dann vielleicht mal in die Halle hinunterfahren und nachsehen, ob Sophie noch da ist? Sie sah so aus, als wollte sie ausgehen. Falls Marienetta nicht in der Nähe ist, sprechen Sie noch einmal allein mit Sophie. Es ist sehr wichtig. Wenn Sie wieder da sind, gehen wir zum Essen.«

Sophie saß mutterseelenallein in der fast menschenleeren Hotelhalle. Ihr Mantel lag auf dem Stuhl neben ihr. Ein Kellner hatte gerade ein Glas Scotch vor sie hingestellt. Nicht das erste, wie Paula vermutete.

»Hallo, Sophie. Haben Sie was dagegen, wenn ich Ihnen auf einen Drink Gesellschaft leiste?«

»Noch einen doppelten Scotch«, rief Sophie dem Kellner nach. »Setzen Sie sich, Paula. Sie haben mich in der letzten Zeit ziemlich vernachlässigt.«

»Stimmt, das ist meine Schuld«, antwortete Paula und ließ sich in einem der Sessel nieder.

Sie betrachtete Romans einzige Tochter. Bei näherem Hinsehen war Sophie eine gut aussehende Frau, auch wenn ihre Schönheit nicht so augenfällig war wie die von Marienetta. Mit ihrem klassisch geschnittenen Gesicht, den wachen grauen Augen und der leichten Stupsnase gehörte sie eher zu einem stilleren, unaufdringlicheren Typ. Aber ihr Kinn zeugte von Entschlossenheit, und das zu einem schlichten Pferdeschwanz zusammengefasste Haar stand ihr gut. Sie trug ein blaues, hoch geschlossenes Cocktailkleid mit langen Ärmeln. Als Paulas Drink kam, stießen sie an und prosteten einander zu. Sophie lächelte,

vergewisserte sich, dass sie tatsächlich allein waren und rückte dann mit ihrem Sessel näher an Paula heran.

»Ich vermute stark, dass Ihr Eindruck von mir nur auf dem beruht, was Sie von Marienetta über mich erfahren haben. Sie haben bestimmt mitbekommen, dass wir nicht gut miteinander auskommen. Wahrscheinlich ist das meine Schuld. Manchmal bin ich müde und antriebslos, aber ein andermal könnte ich dann auf einmal Bäume ausreißen. Ich war schon immer so. Marienetta hat mich mal überredet, deswegen zu einem Psychiater zu gehen, einem Arzt. Er meinte nur, ich hätte ein empfindliches Nervenkostüm und müsse mir weiter keine Sorgen machen.«

»Wieso genau wollte Marienetta, dass Sie zu dem Psychiater gehen?«

»Weil sie meinte, meine Launen könnten gefährlich werden. Ich habe mal gehört, wie sie das zu meinem Vater gesagt hat. Sie war richtiggehend enttäuscht, als sie von der Diagnose erfuhr.«

»Wo waren Sie denn in Behandlung? In London?«

»Nein, drüben in den Staaten.«

»Und wo dort?«

»In Boston.« Sophie trank ihren Whisky, der keinerlei Wirkung auf sie zu haben schien. »Mein Vater besitzt dort drüben eine Sprengstofffabrik, die ich hin und wieder besuche. Als ich zu dem Psychiater flog, hat Marienetta sich im letzten Augenblick entschlossen mitzufliegen. Das kam mir ziemlich verdächtig vor.«

Auf einmal kicherte sie so laut und albern wie ein Schulmädchen los. Paula fand diesen plötzlichen Verhaltenswechsel sehr seltsam. Sophie hatte kurz zuvor einen so reifen und beherrschten Eindruck erweckt.

»Das ist der Alkohol«, erklärte Sophie, die plötzlich wieder völlig normal zu sein schien. »Damit sehe ich das Leben durch eine rosarote Brille und muss über alles Mögliche lachen. Es war so komisch, wie Marienetta quer über das Rollfeld zum Gulfstream-Jet gerannt ist. Während des Flugs hat sie mir dann in höchsten Tönen von diesem Psychiater vorgeschwärmt.«

»Sind Sie eigentlich schon viel in den Vereinigten Staaten herumgekommen?«, fragte Paula beiläufig.

»Ich war mal mit Black Jack in New York. Das ist auch ein komischer Heiliger. Dessen Launen sollten Sie mal erleben.«

»Wie äußern sich seine Launen denn?«, fragte Paula.

»Er dreht völlig durch und ist zu allem fähig, sogar in der Öffentlichkeit. Einmal waren wir in einem Club in New York, und da ist er auf einen Tisch gesprungen und hat wie wild zu tanzen angefangen. Eine äußerst attraktive Frau ist stehen geblieben und hat ihm zugesehen, und er hat zu sich auf den Tisch gezerrt. Dabei ist ein Schulterträger an ihrem Kleid gerissen. Erst war sie wütend, aber dann hat es ihr offensichtlich gefallen, wie er aus Leibeskräften gegrölt und ›America the Beautiful‹ gesungen hat. Black Jack hat eine gute Stimme. Wenn die anderen Gäste nicht mitgesungen hätten, hätte man ihn bestimmt aus dem Lokal geworfen, aber irgendwann hat selbst der Wirt mitgemacht. Black Jack ist wirklich ein ganz spezieller Typ.«

»Das glaube ich Ihnen gern.« Paula sah auf die Uhr. »Es hat mich sehr gefreut, mit Ihnen zu plaudern, aber ich muss jetzt hinauf, um mich zum Abendessen umzuziehen.«

Bevor sie in den Lift stieg, drehte sie sich noch einmal um. Sophie kicherte und gab dem Kellner mit ihrem leeren

Glas ein Zeichen, es ein weiteres Mal zu füllen.

Der Anruf erfolgte vom Telefon der Kellerbar Vigliano aus, die unweit des Baur au Lac in einer Seitenstraße der Bahnhofstraße lag und aus mehreren Räumen mit dicken Steinmauern und gewölbte Decken bestand.

Am anderen Ende der Leitung befand sich ein gewisser Luigi Morati, der nicht unbedingt zu den Leuten zählte, mit denen man gern näheren Umgang pflegte. Als sein Telefon klingelte, meldete er sich mit misstrauischer Zurückhaltung.

»Si?«

»Spreche ich mit Luigi Morati?«

Die Stimme klang merkwürdig verzerrt, und Luigi konnte nicht erkennen, ob es die einer Frau oder die eines Mannes war. Sofort begriff er, dass der Anrufer einen Stimmenmodulator verwendete.

»Schon möglich«, antwortete er auf Englisch. »Worum geht es denn?«

»Es geht um hunderttausend Dollar.«

Jetzt hörte Morati gespannt zu, gab sich aber immer noch nicht zu erkennen. Ohne eine gewisse Vorsicht wurde man in seinem Gewerbe nicht alt.

»Woher haben Sie meinen Namen?«

»Das darf ich Ihnen nicht sagen. Sind Sie interessiert oder nicht?«

Die Stimme klang plötzlich schärfer, ungeduldiger, so als wollte der Anrufer jeden Moment den Hörer auf die Gabel knallen. Luigi holte tief Luft.

»Was muss ich für diese hunderttausend Dollar tun?«

»Jemanden töten. Und zwar innerhalb der nächsten

vierundzwanzig Stunden.«

»Ich brauche Einzelheiten, eine Beschreibung der betreffenden Person, wo ich sie finde ...«

»Immer mit der Ruhe! Die Frau heißt Paula Grey und wohnt im Hotel Baur au Lac. Kennen Sie die Bar Vigliano? Dort habe ich hinter dem Telefon einen Umschlag deponiert. Wie lange brauchen Sie, bis Sie dort sind?«

»Fünf Minuten.«

»In dem Umschlag befinden sich ein Foto von Paula Grey und die hunderttausend Dollar in gebrauchten Scheinen. Aber ich warne Sie. Wenn Sie das Geld nehmen und den Job nicht erledigen, sind Sie ein toter Mann.«

»Wie reden Sie eigentlich mit mir! Ich bin ein Profi und erledige meine Arbeit zuverlässig. Schließlich lebe ich von meinem guten Ruf. Ich bin schon unterwegs.«

Es war spät in der Nacht, und Zürich schlief bereits, als Broden im bis oben zugeknöpften Mantel mit einem Koffer in der Hand die menschenleere Bahnhofstraße entlangging. Eine dunkle Wollmütze verbarg sein militärisch kurz geschnittenes Haar, der hochgeschlagene Mantelkragen den unteren Teil seines Gesichts.

Broden bog in die Seitenstraße ein, die zur Schweizer Niederlassung von ACTIL führte, und sah sofort, dass am Ende der Straße mehrere Polizeifahrzeuge mit eingeschaltetem Blaulicht standen. Er nahm einen Schlüssel aus der Manteltasche und sperrte eine Seitentür des ACTIL-Gebäudes auf. Ohne Licht zu machen, trat er ein und stieg die Treppe zu Roman Arbogasts Büro hinauf. Durch den Türspalt sah er, dass drinnen Licht brannte. Er klopfte. Keine Antwort. Dann öffnete er leise die Tür.

Roman Arbogast saß an seinem Schreibtisch vor dem Fenster und schien in eine Akte vertieft zu sein.

»Ich bin's«, sagte Broden leise.

»Wieso klopfen Sie denn nicht an?«, polterte Arbogast los.

Er funkelte seinen Sicherheitschef böse an, wobei sein rechtes Auge mehrmals zuckte – ein untrügliches Zeichen dafür, dass er unter Stress stand. Broden zog Mantel und Mütze aus, weil es im Büro sehr warm war.

»Das habe ich, aber Sie haben mich offenbar nicht gehört. Ist etwas nicht in Ordnung?«

»In der Tat. Man hat mir Geld gestohlen. Ich habe alles mehrfach überprüft und bin zu dem Schluss gekommen, dass als Dieb nur Dorf infrage kommt. Ich möchte, dass

Sie ihn morgen fristlos entlassen.«

»Soll ich Anzeige erstatten?«

»Nein. Oder wollen Sie etwa, dass die Polizei hier überall herumschnüffelt? Was haben Sie eigentlich da in dem Koffer?«

»Warme Kleidung. Ich habe sie mir am Nachmittag gekauft. Haben Sie schon gehört, dass es einen weiteren Mord gegeben hat?«

»Wie bitte?«

Arbogast wirbelte in seinem Drehstuhl herum. Sein Auge zuckte noch heftiger, und Broden wartete darauf, dass sein Chef etwas sagte, aber der blieb stumm und schob die Papiere, an denen er gearbeitet hatte, in eine geräumige Aktentasche. Dann stand er auf und zog sich seinen Wintermantel an.

Als Broden neben seinem Chef das ACTIL-Gebäude verließ, würdigte Arbogast die Polizeifahrzeuge und die Absperrung am Ende der Straße keines Blickes, sondern bog mit gesenktem Kopf nach links ab. Er hatte noch immer kein Wort gesagt. Broden überraschte das nicht. Er wusste, dass Arbogast nur eines in seinem mit einem bemerkenswerten Verstand gesegneten Kopf hatte, und das war das Wachstum der Firma ACTIL. Alles, was dieses Ziel behinderte – und seien es Menschen –, würde er rücksichtslos aus dem Weg räumen.

Sie näherten sich dem Eingang des Hotel Baur au Lac, als Arbogast stehen blieb und Broden ansah. Sein rechtes Auge zuckte immer noch.

»Das wäre also der vierte Mord«, sagte er. »Ist das Opfer jemand, den wir kennen?«

»Ja.«

Nach einem ausgezeichneten Abendessen kamen Tweed, Newman und Paula zurück in die Hotelhalle, wo Marier in einem der Sessel saß. Er trug einen Regenmantel und hatte einen Koffer bei sich. Als Tweed auf ihn zusteuerte, schüttelte er den Kopf. Offenbar wollte er nicht, dass Tweed in der Öffentlichkeit mit ihm sprach. Erst als sie alle hinauf in Tweeds Suite gegangen waren und Tweed die Tür verschlossen hatte, begann Marier zu reden.

»Ich habe einen Bekannten in Zürich besucht«, sagte er, nachdem er seinen Koffer auf die Gepäckablage gestellt und geöffnet hatte. »Das hier ist für Sie, Paula.«

Mit diesen Worten gab er Paula eine .32er Browning Automatic mit mehreren Magazinen Munition. Paula überprüfte die Waffe, stellte sicher, dass keine Kugel im Lauf war und schob dann ein volles Magazin in den Griff. Schließlich verstaute sie die Waffe an dem gewohnten Platz im Geheimfach ihrer Umhängetasche.

»Danke, Marier«, sagte sie. »Ohne fühle ich mich direkt nackt.«

Als Nächstes holte Marier einen .38er Smith & Wesson aus seinem Koffer und gab ihn Newman zusammen mit einem Beutel voller Patronen. Auch Tweed bekam eine Waffe, eine 7,65 mm Walther. Obwohl Tweed sonst nie eine Waffe trug, nahm er sie dieses Mal gern an. Ihm war klar, dass er sie brauchen würde, sollte er dem Mörder Auge in Auge gegenüberstehen. Nach den grauenhaften Verbrechen, die dieser verübt hatte, war es vielleicht die beste Lösung. Als Marier gerade eine weitere Walther aus dem Koffer nahm, klopfte es an der Tür.

Newman stand auf und ließ Butler und Nield herein. Nield ging mit ausgestreckter Hand auf Marier zu.

»Her damit.«

»Tut mir Leid«, erwiderte Marier, »aber mein Bekannter

hat mir nur vier Handfeuerwaffen besorgen können. Es war schon schwierig genug, die Knarren für Paula, Tweed und Bob zu besorgen. Seit es hier in der Schweiz diese zwei Morde gegeben hat, befürchtet mein Bekannter, dass die Polizei ihn ins Visier nehmen könnte.«

»Wo waren Sie und Butler eigentlich die ganze Zeit über?«, fragte Tweed.

»Wir haben uns mal in Zürich umgesehen«, sagte Nield. »Es ist eine große Stadt, und für den Notfall ist es immer gut, wenn man sich auskennt. Ich habe mir die Altstadt jenseits der Limmat vorgenommen, Harry den diesseitigen Teil.«

»Und zwar auf dem Motorrad«, ergänzte Butler. »Ich habe mir eine gebrauchte Yamaha gekauft. Geht ab wie eine Rakete, das gute Ding. Ich kenne meinen Teil der Stadt jetzt so gut, dass Sie mich mit verbundenen Augen irgendwohin bringen können, und ich weiß sofort, wo ich bin.«

Newman sah auf die Uhr. »Es ist schon ziemlich spät. Ich bin müde. Zeit zum Schlafengehen. Wer weiß, was morgen wieder alles passieren wird.«

»Das weiß nur der liebe Gott. Schlafen Sie gut.«

Paula blieb noch bei Tweed, bis die anderen die Suite verlassen hatten.

»Ich würde gern noch etwas mit Ihnen besprechen«, sagte sie, aber da klingelte das Telefon. Tweed hob ab. Es war Monica. Da sie wusste, dass der Anruf über die Telefonanlage des Hotels ging, sprach sie mit sorgsam gewählten Worten. Tweed hörte aufmerksam zu, bedankte sich bei Monica und legte auf.

»Monica hat zwei weitere Arbogastini-Brüder ausfindig gemacht, die etwa zur selben Zeit, als Roman nach London ging und Vincenzo in die Staaten emigrierte, aus

Italien ausgewandert sind. Ein gewisser Silvio ließ sich auch in London nieder und hat sich dort eine Frau genommen. Der andere, Mario, ging in die Staaten und hat ebenfalls geheiratet. Das bedeutet, dass es in England und Amerika möglicherweise noch weitere Arbogasts gibt. Aber Monica hat noch keine Namen.«

»Immerhin ein Fortschritt«, sagte Paula und sah Tweed nachdenklich an. »Aber Sie machen sich wegen etwas Sorgen, das sehe ich Ihnen an. Das ist selten bei Ihnen.«

»Wir sind jetzt von London über Maine nach Montreux und Zürich gereist, und überall, wo wir waren, haben sich diese Morde ereignet. Es kommt mir fast so vor, als könnte ich den Mörder sehen, und trotzdem hat er kein Gesicht.«

»Stimmt, das ist frustrierend«, sagte Paula. »Sie wissen ja, dass ich ein gutes Gespür dafür habe, wie jemand hinter seiner Maske, die er in der Öffentlichkeit trägt, wirklich ist. Heute Nachmittag war ich mit Newman spazieren und habe im Schaufenster einer Buchhandlung ein Buch von Abraham Seale entdeckt. Es heißt: Das Normale und das Abnormale. Ich habe es mir gekauft und ein bisschen hineingelesen. Es ist faszinierend. Ich würde mir gern einmal all die Leute vornehmen, die wir in diesem Fall bisher kennen gelernt haben, und mit ihnen unter vier Augen sprechen. Auch mit Sam Snyder. Aber ich will nicht, dass Newman mich dabei auf Schritt und Tritt bewacht. Ich weiß, dass er mich nur beschützen will, und ich bin ihm auch dankbar dafür. Aber bei diesen Gesprächen kann ich ihn nicht brauchen. Bitte, sagen Sie ja.«

»Ich weiß nicht so recht ...«

»Aber ich habe doch jetzt wieder eine Waffe«, sagte Paula.

»Vielleicht haben Sie ja Recht. Also gut, legen Sie los.«

»Danke.«

Sie küsste Tweed auf beide Wangen und verließ die Suite. Sobald Tweed allein war, rief er Nield an. Er formulierte seinen Auftrag sorgfältig.

»Pete, Paula möchte morgen früh auf eigene Faust Nachforschungen anstellen und hat sich verbeten, dass Newman sie begleitet. Könnten Sie ihr vielleicht unbemerkt folgen? Aber Sie müssten es wirklich geschickt anstellen ...«

»Kein Problem. Ich werde mich unsichtbar machen.«

In seiner kleinen Altstadtwohnung am anderen Ufer der Limmat reinigte Luigi Morati sorgfältig seine Pistole der Marke Glock, eine äußerst präzise und tödliche Waffe. Der Umschlag, den er nach dem mysteriösen Anruf aus der Kellerbar geholt hatte, lag geöffnet vor ihm auf dem Tisch.

Darin waren hunderttausend Dollar in gebrauchten Scheinen sowie ein Foto von Paula Grey, das er daneben gelegt hatte, um sich ihr Gesicht besser einprägen zu können. Sie war eine gut aussehende Frau, die er unter anderen Umständen gern näher kennen gelernt hätte.

In einem Spiegel an der Wand betrachtete Luigi sein Gesicht. Er hatte fettiges rotes Haar, kalte Augen und eine schiefe Nase, die er sich vor vielen Jahren bei einem Faustkampf gebrochen hatte. Seinen Gegner hatte es allerdings schlimmer erwischt, dem hatte Luigi den Schädel an einer Hauswand zerschmettert. *Finito*.

Luigi überlegte, ob er einen Schalldämpfer verwenden sollte, nahm dann aber Abstand von der Idee. Viel wichtiger war es, sich einen guten Fluchtweg zurechtzulegen. Diese überlebenswichtige Lektion hatte Luigi in Rom von einem erfahrenen Auftragskiller gelernt.

Während er weiter seine Waffe reinigte, kam ihm ein Gedanke. Er würde sein Motorrad verwenden, das in einer kleinen Seitenstraße ganz in der Nähe stand und dort mit einer schweren Kette gesichert war. Von seinem Fenster aus konnte Luigi das Polizeipräsidium am anderen Ufer der Limmat sehen, was er auf gewisse Weise ziemlich amüsan fand.

Nachdem er die Glock wieder zusammengesetzt hatte, stand er auf, zielte mit der ungeladenen Waffe auf das Foto von Paula Grey und drückte den Abzug. Luigi war klein, aber stark und drahtig und konnte jeden Gegner mit einem einzigen Handkantenschlag erledigen. Wenn Paula Grey morgen früh das Baur au Lac verließ, war sie schon so gut wie tot. Luigi hatte bisher noch nie versagt.

## 23

Ohne vorherige Warnung des Wetterberichts war die Temperatur am nächsten Morgen um fünf Grad Celsius gefallen. Als Paula auf die Straße trat, war sie deshalb in wärmendes Leder gehüllt. Sie war allein, und es war noch früh am Tag, als sie nach links in die Bahnhofstraße einbog. Sie wusste genau, wohin sie wollte.

Ein städtischer Straßenkehrer fegte die Bürgersteige. Er trug Handschuhe, die nur bis zur Mitte der blau gefrorenen Finger reichten. Dick eingemummte Männer und Frauen eilten an mit Eisblumen überzogenen Schaufenstern vorbei zur Arbeit. Etwas weiter oben in der Straße sah Paula einen Streifenwagen, in dem zwei uniformierte Beamte saßen.

In einem kleinen Park gegenüber dem Eingang des Baur au Lac stand Luigi Morati und fluchte leise vor sich hin. Er hatte Paula sofort erkannt, als sie das Hotel verließ, aber der Streifenwagen hinderte ihn daran, seinen Auftrag auf der Stelle auszuführen. Er schob sein Motorrad hinaus auf die Straße.

Pete Nield hatte seine Warteposition in einigem Abstand vom Hotel in einem Hauseingang bezogen. Er trug einen neuen Mantel, den Paula nicht kannte und den er eigens zu diesem Zweck gekauft hatte, und dazu einen Hut, obwohl er eigentlich kein Hutträger war. Vorsichtig beobachtete er Paula, die sich gerade dem Streifenwagen näherte. Von hinten schob ein Motorradfahrer in einer schicken Lederkombi und mit einem Vollvisierhelm auf dem Kopf seine Maschine an ihr vorbei. Obwohl die Sonne schien, war an manchen Stellen das Kopfsteinpflaster der Straße noch mit Eis überzogen, sodass Paula genau aufpasste, wo

sie hintrat. Ein blaue Trambahn rumpelte laut wie ein Panzer an ihr vorbei.

Paula überquerte die Bahnhofstraße kurz vor dem Paradeplatz, an dem sich mehrere Trambahnlinien kreuzten. An den Haltestellen warteten dichte Trauben von Passagieren. Die Schweizer gingen früh zur Arbeit, und Zürich brummte vor Aktivität.

Der Eingang zur Bar des Baur en Ville befand sich neben dem Haupteingang zum Hotel. Halbrunde Stufen führten hinauf zu einer großen Glastür, die sich automatisch öffnete. Als Paula eintrat, stellte sie fest, dass sie auf Anhub Glück hatte.

Wie erhofft, saß Sam Snyder allein an einem Tisch im unteren Bereich der Bar und frühstückte. Er sah sie sofort, winkte ihr mit der Gabel zu und forderte sie auf, ihm Gesellschaft zu leisten. Während sie sich setzte, sah sie Snyder in die Augen und bemerkte nicht, dass hinter ihr ein Mann mit beigefarbenem Kamelhaarmantel und Trachtenhut die Treppe zum oberen Bereich hinaufstieg. Nield, der als zusätzliche Tarnung eine getönte Brille trug, setzte sich an einen der hinteren Tische, von dem aus er einen guten Blick hinunter auf Paula hatte.

»Was für ein unerwartetes Vergnügen.« Ein warmes Lächeln erhellte das hagere Raubvogelgesicht des Reporters. »Ich habe gern Gesellschaft beim Essen.«

Paula musste nicht lange auf eine Bedienung warten.

»Ich brauche dringend einen Kaffee, um mich aufzuwärmen«, sagte sie zu Snyder, nachdem sie bestellt hatte.

»Ich persönlich mag ja die Kälte, aber ich weiß auch, dass nicht alle Menschen diese Vorliebe mit mir teilen.«

»Wer war es, Sam?«

Paula stellte die Frage ohne jede Vorwarnung. Ehe Snyder ihr eine Antwort gab, verspeiste er bedächtig den Rest seines Omelettes. Sie konnte fast hören, wie es in seinem Kopf arbeitete.

»Wer war was?«, fragte er schließlich.

»Aber ich bitte Sie. Sie haben doch über den Mord an Hank Foley in Pinedale, Maine, geschrieben. Und auch über den an Adam Holgate in Bray. Sie waren in Montreux, als ein weiterer grässlicher Mord passierte. Und jetzt, im Fall von Elena Brucan, sind Sie wieder hier.«

»Sie war eine wirklich nette Frau.«

»Kannten Sie sie?«

»Mrs. Brucan war nun mal sehr kontaktfreudig. Mich hat sie auf der Uferpromenade in Montreux angesprochen, kurz nachdem ich den armen Professor Seale fotografiert hatte. Gott hab ihn selig. Sie wollte wissen, ob ich Seale gekannt habe.«

»Und, haben Sie?«

»Nein.«

Paula war nicht entgangen, dass Snyder vor der Antwort kurz gezögert hatte. Er trank einen Schluck von seinem Kaffee und schaute sie aus dunklen Augen bohrend an. Die Frage schien ihm nicht gefallen zu haben, denn nun verzog er den Mund zu einem fiesem Grinsen. Jetzt ist es aus mit der Freundschaft, dachte Paula, aber sie ließ nicht locker.

»Haben Sie Elena Brucan auch fotografiert?«, fragte sie.

»Wer hat Sie geschickt, damit Sie mich aushorchen? Tweed? Newman?«

Snyder lehnte sich demonstrativ zurück, verschränkte die Arme vor der Brust und musterte sie feindselig. Aus dem würde sie heute nichts mehr herausbekommen, das war ihr

klar. Vor lauter Ärger stellte sie ihre Tasse so heftig auf den Tisch, dass ein paar Spritzer Kaffee herausschwappten.

»Mich hat niemand geschickt, weder Tweed noch Newman. Ich bin aus eigenem Antrieb gekommen. Ich bin keine Marionette, die man nach Belieben manipulieren kann. Lassen Sie sich das gesagt sein.«

»Sieh mal einer an, da haben wir es ja mit einer richtigen Wildkatze zu tun. So was gefällt mir. Wieso kommen Sie nicht mit auf mein Zimmer? Dort können Sie mir ungestört Ihre Krallen zeigen.«

Er lächelte zwar, aber sein Blick war knallhart. Ein Meister der Verstellung war er nicht gerade. Paula gab der Bedienung ein Zeichen und zahlte.

»Sie werden mich doch jetzt nicht einfach so sitzen lassen, oder? Das hat sich noch keine Frau mit mir erlaubt.«

Sie sah Snyder lange und prüfend an, während hinter ihr der Mann im Kamelhaarmantel langsam die Treppe aus dem oberen Bereich herunterstieg und dabei ein Bein nachzog, als wäre er gehbehindert. Vor der Tür blieb Nield kurz stehen, klappte den Kragen des Mantels hoch und vergewisserte sich aus den Augenwinkeln, dass Paula wirklich am Gehen war.

»Es gibt immer ein erstes Mal«, konterte sie.

Snyders Lächeln verschwand schlagartig. Er stand auf, ballte die rechte Hand zur Faust und funkelte Paula aus seinen dunklen Augen böse an. *Normal und abnormal*, dachte sie. *Nichts wie raus hier*. Trotzdem hatte sie nicht das Gefühl, ihre Zeit verschwendet zu haben.

Als Paula aufstand, packte Snyder sie am rechten Arm. Sein Griff war erstaunlich fest, und sein Raubvogelgesicht rückte bedrohlich nahe an das ihre.

»Wenn Sie nicht sofort Ihre Hand von meinem Arm nehmen, rufe ich um Hilfe«, sagte sie gelassen.

»Entschuldigung. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten.«

Sein Gesichtsausdruck war mit einem Mal wieder völlig normal, und sogar sein Lächeln schien echt zu sein. Er setzte sich wieder, als wollte er ihr beweisen, dass er es ernst meinte. »Damit Sie mir glauben, dass ich nicht Ihr Feind bin, möchte ich sie warnen. Mir sind Gerüchte zu Ohren gekommen, dass Sie in großer Gefahr schweben. Man hat jemanden auf Sie angesetzt.«

»Tatsächlich? Wen denn?«

»Einen versierten Profi. Identität unbekannt.«

»Das kommt mir ziemlich unwahrscheinlich vor.«

Paula ging zur Tür, die sich dann automatisch vor ihr öffnete, und stieg vorsichtig die Stufen hinunter. Jetzt war sie in Sicherheit.

Luigi Morati hatte sein Motorrad auf der Mitte des Paradeplatzes abgestellt, wo es hinter den zahllosen Trambahnen, die anhielten und wieder weiterfuhren, gut verborgen war. Lässig lehnte er an der Maschine und rauchte eine Zigarette. Als er Paula die Treppe herunterkommen sah, ließ er die Kippe fallen. Er öffnete die rechte Packtasche und griff nach seiner Glock, die er dort schussbereit verstaut hatte. Ein kurzer Schuss aus dieser Entfernung, und sein Job war erledigt.

Der Streifenwagen, der zuvor etwas weiter unten in der Bahnhofstraße gestanden hatte, fuhr jetzt langsam in Richtung Paradeplatz und hielt dort am Bordstein an. Luigi fluchte. War es möglich, dass die Beamten ein Auge auf ihn geworfen hatten?

Vor Jahren war er in eine Polizeistation in Bern

eingebrochen, als die gesamte Besatzung dort wegen eines Notrufs unterwegs gewesen war. Er hatte nicht lange gebraucht, um seine Akte zu finden und sie sich anzusehen. Man hatte ihm den Codenamen *Kugel* gegeben. Wahrscheinlich kam das daher, dass er immer traf. Fast hatte Luigi sich ein wenig geschmeichelt gefühlt. In der Akte hatten weder Name noch Personenbeschreibung gestanden und auch keinerlei Hinweis auf seine Nationalität. Lediglich eine Liste von Morden war aufgeführt gewesen, die man der *Kugel* zugeschrieben hatte. Drei davon hatten gestimmt, mit den anderen fünf hatte er nichts zu tun gehabt.

Er setzte sich auf sein Motorrad und fuhr langsam die Bahnhofstraße hinunter in die Richtung, die Paula eingeschlagen hatte. Hier war es ruhiger, weil die extrem niedrigen Temperaturen sogar die winterfesten Züricher Damen vom Schaufensterbummel abhielten, und die meisten anderen waren bereits an ihren Arbeitsplätzen. Eine ideale Ausgangssituation für Luigi. Aber dann ging auf einmal alles schief.

Paula, die sich in jeder Situation auf ihren Instinkt verließ, spürte auf einmal, dass sie von irgendjemandem verfolgt wurde. Obwohl sie nichts Verdächtiges wahrgenommen hatte, wurde sie das Gefühl einfach nicht mehr los. Eigentlich wäre ihr nächstes Ziel die Züricher ACTIL-Zentrale gewesen, in der sie Roman Arbogast anzutreffen hoffte, aber nun würde sie erst einmal einen Umweg machen.

Ehe sie die Bahnhofstraße überquerte, blieb sie am Randstein stehen und blickte erst nach rechts und dann nach links. Falsch, dachte sie. Du bist hier nicht in England. Hier schaut man erst links, dann rechts. Rasch überquerte sie die leere Straße und ging in die Richtung zurück, aus der sie gekommen war. Luigi, der langsam

vorausgefahren war, sah sie im Rückspiegel. Er wendete die Maschine und fuhr zurück in Richtung Paradeplatz.

Harry Butler hingegen blieb, wo er war. Er saß auf seinem Motorrad auf einer Verkehrsinsel zwischen den Trambahngleisen und wartete geduldig, wo Paula als Nächstes hingehen würde.

Pete Nield war ziemlich erschrocken, als Paula beim Überqueren der Straße zunächst in die falsche Richtung geschaut hatte. Das würde er ihr später unter die Nase reiben. Als sie sich ihm näherte, verschwand er eilig im Eingang eines Uhrengeschäfts und betrachtete interessiert die im Schaufenster ausgestellten Chronometer.

Obwohl sie nichts Verdächtiges erkennen konnte, schob Paula die rechte Hand in ihre Schultertasche und tastete nach der Browning. Nachdem sie den Paradeplatz überquert hatte, wandte sie sich nach rechts, als wollte sie zurück zu der Bar gehen. Kurz davor aber bog sie in eine kleine Seitenstraße ab, in der sich eine kleine Kirche mit einem seltsamen, fast dreieckigen Grundriss befand. Hier begann das Gewirr kleiner Gassen im ältesten Teil der Stadt.

Luigi auf seinem Motorrad grinste zufrieden. Das Labyrinth der Altstadt war der perfekte Ort für einen Mord, noch dazu bei diesem Wetter, bei dem bestimmt kein Mensch unterwegs war. Langsam fuhr er Paula hinterher, die in der Eiskälte stramm ausschnitt, bis sie an einen kleinen Platz kam. Als sie hinter sich einen Motor aufheulen hörte, drehte sie sich um und sah, wie sich ein Motorrad in rascher Fahrt näherte. Etwas an dem Fahrer kam ihr merkwürdig vor, obwohl sie nicht die Pistole erkannte, die Luigi inzwischen aus der Packtasche geholt und sich in den Nierengürtel gesteckt hatte. In diesem Augenblick kam ein großer Lastwagen aus einer Querstraße und hätte Paula um ein Haar über den Haufen

gefahren.

Der Lastwagenfahrer bremste, zog galant die Mütze vor der attraktiven Frau auf der Straße und winkte sie vorbei. Paula schenkte ihm ein freundliches Lächeln, winkte kurz zurück und ging über den Platz, während der Lastwagen anfuhr und dem Motorrad dadurch die Weiterfahrt versperrte.

Luigi fluchte abermals. Das wäre der ideale Ort gewesen, diese Paula Grey zu erledigen. Ganz in der Nähe war die Brücke über die Limmat, auf deren anderem Ufer sich seine Wohnung befand. Ungeduldig wartete er, bis der Lastwagen vorbei war, und hoffte dabei, gleich zu sehen, welchen Weg sein Opfer einschlug. Er war so konzentriert, dass er das Motorrad nicht hörte, das sich ihm von hinten näherte. Es war Harry Butler, dem Luigi äußerst verdächtig vorgekommen war. Als Pete Nield auf dem schmalen Bürgersteig neben ihm auftauchte, deutete er auf die Maschine vor ihm.

Endlich war der Lastwagen in Richtung Brücke verschwunden, und Luigi sah gerade noch, wie Paula in der Schlüsselgasse verschwand, eine schmale Straße mit Kopfsteinpflaster, die unmittelbar ins Zentrum der Altstadt führte. Perfekt! Er kannte das Viertel wie seine Westentasche. Sein Opfer lief geradewegs in eine tödliche Falle, aus der es kein Entrinnen gab.

Paula kannte die Altstadt noch von einem früheren Aufenthalt in Zürich und wusste, dass es dort ausschließlich Kopfsteinpflaster gab. Zum Glück hatte sie ihre hohen Stiefel mit den Gummisohlen angezogen. Sie war bereits ein gutes Stück in die Gasse hineingegangen, als sie hörte, wie von hinten ein Motorrad in voller Fahrt angebraust kam. Vor ihr verengte sich die Gasse noch weiter und stieg zudem steil an. Oben auf der rechten Straßenseite sah sie den Veltliner Keller, eines der besten

Restaurants der Stadt. Tweed hatte schon angekündigt, dass sie dort einmal zu Abend essen würden. Paula sah über die Schulter zurück und erkannte, dass der Fahrer des Motorrads den Lenker nur mit einer Hand hielt, während er mit der anderen einen länglichen Gegenstand umklammerte. Eine Waffe. Instinktiv bückte sie sich und sprang in den Eingang eines kleinen Ladens. Eine Kugel pfiff an ihrem Kopf vorbei.

Im selben Augenblick brauste der Killer auf seinem Motorrad an Paula vorbei. Er hatte mittlerweile bemerkt, dass Harry Butler auf seiner Maschine hinter ihm her war. Paula riss die Browning aus der Tasche und zielte mit beiden Händen, kam aber nicht zum Schuss. Luigi, dessen Motorrad auf dem feuchten Kopfsteinpflaster gefährlich ins Schlingern geriet, raste hinauf auf einen breiten Platz, der von uralten Häusern und einer Kirche gesäumt wurde. Dort wollte er eigentlich wenden, um die Waffe auf seinen Verfolger zu richten, aber Harry hatte mittlerweile aufgeholt und kam rasend schnell näher.

Nun begann Luigi, den Platz immer schneller zu umrunden. Wie zwei Gladiatoren auf ihren Kampfmaschinen rasten die beiden Motorradfahrer hintereinander her über das holprige Pflaster. Butler hatte Luigi fast eingeholt, als dieser scharf bremste, die Maschine querstellte und die Glock auf seinen Verfolger richtete. Das war ein großer Fehler, Harrys Maschine raste nämlich in die von Luigi hinein und wirbelte sie zur Seite. Im letzten Augenblick hatte Luigi noch abspringen können, sonst wäre er vom eigenen Motorrad zerquetscht worden. Er rannte zu einer niedrigen Mauer, sprang darüber und war verschwunden. Sekunden später war Paula mit ihrer Browning im Anschlag zur Stelle und lief hinüber zu Butler, der gestürzt war und blutend auf dem Kopfsteinpflaster lag. Sie erkannte ihn sofort an seiner

gedrungenen Gestalt. Ganz außer Atem kniete sie sich neben Butler nieder, während von der anderen Seite Pete Nield herangelaufen kam.

Aus einer Platzwunde an der Stirn lief Butler das Blut in Strömen übers Gesicht. Paula beugte sich über ihn und holte das Erste-Hilfe-Päckchen, das sie immer bei sich trug, aus ihrer Tasche. In dem Moment schlug Butler die Augen auf.

»Er ... er ist über die Mauer gesprungen ... Ihr müsst hinterher ...«, murmelte er.

Paula drückte Nield, von dem sie wusste, dass er unbewaffnet war, das Verbandszeug in die Hand. Dann rannte sie zu der Mauer und ging in Deckung. Möglicherweise wartete der Killer auf der anderen Seite auf sie. Als sie vorsichtig über die Mauer spähte, war sie überrascht, wie tief es auf der anderen Seite hinunterging. Und noch überraschter war sie, dass unten auf dem Pflaster kein lebloser Körper lag. Die Gasse unter ihr war leer. Im Laufschrift kehrte sie zu Harry zurück.

»Ich glaube, er ist nur etwas benommen«, erklärte Nield.

»Hat eben einen harten Schädel.«

Er hatte die Wunde bereits mit einem Heftpflaster versorgt und wischte ihm mit einem Taschentuch das Blut aus dem Gesicht. Butler verzog schmerzhaft das Gesicht, und Paula fragte sich, ob er nicht doch eine Gehirnerschütterung hatte.

»Wie geht es Ihnen, Harry? Sie haben ja ganz schön was abbekommen«, sagte sie leise und beugte sich über ihn.

»Helfen Sie mir lieber beim Aufstehen.«

»Ich halte das für keine gute Idee«, sagte sie. »Sie sollten erst aufstehen, wenn ein Arzt Sie untersucht hat.«

»Ich kann Ärzte nicht ausstehen ...«

Butler versuchte, sich mit eigener Kraft aufzurappeln. Paula und Nield griffen ihm unter die Arme und halfen ihm auf die Beine. Er machte erst einen, dann einen zweiten und schließlich einen dritten Schritt, bis er wieder richtig gehen konnte. Dann schlenkerte er versuchsweise mit den Armen, beugte ein paar Mal die Ellbogen und zog dann seine dicken Lederhandschuhe aus und bewegte die Finger.

»Alles in Ordnung. Was ist mit dem Kerl, Paula? Liegt er hinter der Mauer?«

»Nein, er ist verschwunden. Und ich würde ihn nicht wiedererkennen, weil er einen Helm aufhatte.«

»Ich auch nicht«, sagte Butler.

Er richtete seine Maschine auf, setzte sich in den Sattel und startete den Motor, der problemlos ansprang. Dann schaltete er die Maschine wieder aus und grinste. Langsam kehrte die Farbe wieder in sein volles, rundes Gesicht zurück. Immer noch grinsend stieg er wieder ab und ging zu dem Motorrad des Killers.

»Auf der Maschine wird das Schwein nirgends mehr hinfahren. Dieser Mistkerl hat auf Sie geschossen, Paula!«

Zufrieden blickte er auf das Motorrad hinunter, das ziemlich demoliert vor der Mauer lag. Die Telegabel war verbogen, der vordere Reifen zerfetzt, und die Sitzbank lag abgerissen auf Straße. Noch ehe ihn Pete oder Paula aufhalten konnten, ging Butler zurück zu seiner Maschine und schob sie den Berg hinunter.

»Komisch, dass niemand aus den Häusern gekommen ist, um nachzusehen, was hier passiert ist«, bemerkte Paula und ließ den Blick über den menschenleeren Platz schweifen. »Nicht einmal ein Vorhang hat sich bewegt.«

»Die Schweizer mischen sich nun mal nicht in die Angelegenheiten anderer Leute. Besonders dann, wenn es

gefährlich wird. Sehr vernünftig, kann ich nur sagen«, erwiderte Pete.

»Ich könnte jetzt einen Drink vertragen«, sagte Butler.

»Aber zuerst müssen Sie ein Glas Wasser trinken«, sagte Nield streng. »Danach gibt es vielleicht ein kleines Bier. Wir können ja in die Bar gehen, wo wir Snyder entdeckt haben.«

»Zuerst das Bier«, sagte Harry, »und dann das Wasser – aber für Sie.«

Paula und Nield liefen rechts und links neben Harry her, um im Notfall einzugreifen, aber er schob sein Motorrad ohne fremde Hilfe die holprige, steile Gasse hinunter. Als sie unten auf dem kleinen Platz ankamen, verabschiedete sich Paula von den beiden. Sie hatte sie absichtlich nicht gefragt, was sie in ihrer Nähe zu suchen hatten, weil sie mit den Gedanken bereits bei ihrem nächsten Gesprächspartner war, bei Roman Arbogast.

Bei einem seiner früheren Aufträge hatte Luigi sich einmal aus der im fünften Stock gelegenen Wohnung seines Opfers abseilen müssen. Weil er das schon vorher gewusst hatte, hatte er es immer wieder geübt. Dabei hatte er sich zunächst aus einer Höhe von drei Metern auf den Boden fallen lassen, dann aus einer Höhe von sechs und schließlich aus einer Höhe von neun Metern. Er hatte extrem starke und durchtrainierte Beine. Beim Sprung über die Mauer in der Altstadt von Zürich hatten sie ihm wieder einmal gute Dienste erwiesen.

Jetzt kehrte er auf einer sorgsam ausgeklügelten Route zu seiner Wohnung am Ufer der Limmat zurück. Beim nächsten Anlauf, Paula Grey zu töten, würde sie ihn bestimmt nicht wiedererkennen. Erstens hatte er bei ihrer Begegnung seinen Sturzhelm getragen, und zweitens würde er sein Äußeres radikal verändern.

Bei sich zu Hause färbte er seine roten Haare tiefschwarz und trat dann vor den großen Wandschrank, in dem sich seine Garderobe befand. Der Inhalt des Schanks hätte die wenigen Leute, die ihn früher in Italien gekannt hatten, sicherlich überrascht.

Obwohl niemand seine Unterwäsche sehen würde, wechselte er auch sie und schlüpfte in ein Paar Boxershorts aus Seide, die besser zu der Rolle passte, die zu spielen er gedachte. Außerdem entschied er sich für ein teures, frisch gestärktes weißes Hemd und einen schwarzen Anzug mit dazu passenden schwarzen Socken und schwarzen, handgenähten Schuhen. Eine dezente, aber teure graue Krawatte vervollständigte sein Outfit.

Nachdem er eine Goldrandbrille mit Gläsern aus

Fensterglas aufgesetzt hatte, trat er einen Schritt zurück und betrachtete sich im Spiegel. Nun war er Aldo Moldano, ein Schweizer Bankier, der ins Baur au Lac spazieren konnte, ohne jemandem aufzufallen.

Schließlich nahm er einen Aktenkoffer zur Hand, wie ihn praktisch alle Bankiers bei sich trugen, und steckte die Glock hinein. Was ihm jetzt noch fehlte, war eine teure Limousine. Die würde er sich zu gegebener Zeit mieten.

Als Paula auf ihrem Weg zur Züricher ACTIL-Zentrale die Polizeiabsperrung am Ende der Straße sah, verspürte sie einen Anflug von Groll. Die Morde an Hank Foley, Adam Holgate und Abraham Seale waren fürchterlich und grausam gewesen, aber das grässliche Verbrechen, dem Elena Brucan zum Opfer gefallen war, erfüllte sie mit kalter Wut, der Triebfeder ihres Handelns. Wie abgebrüht, wie obszön musste ein Mörder sein, der seinem Opfer den abgeschlagenen Schädel wieder auf den Rumpf setzte?

Vor dem Eingang zu dem Gebäude blieb sie stehen. Die schwere Tür stand einen Spalt offen. Paula griff in ihre Schultertasche und umfasste die Browning. Dann schob sie die Tür vorsichtig noch etwas weiter auf. Die Angeln waren gut geölt und gaben nicht das geringste Geräusch von sich. Direkt hinter der Tür lag eine große Gummimatte auf dem Boden, die Paula vorsichtig überstieg, ohne einen Fuß darauf zu setzen. Im Inneren des Gebäudes war es nicht besonders hell.

Paula ging zu der alten Holzterrasse und stieg sie langsam hinauf. Die fünfte Stufe knarzte ein wenig. Als sie im zweiten Stock angekommen war, blieb Paula stehen und lauschte in die Dunkelheit. Alles war still. Zu still vielleicht. Sie suchte nach der Tür, die zu dem Zimmer führen musste, in dessen Fenstern sie nachts zuvor das

Licht gesehen hatte.

Mit der linken Hand – die immer noch in einem Handschuh steckte, während sie den rechten Handschuh ausgezogen hatte, um die Pistole besser halten zu können – griff sie nach der Türklinke und drückte sie langsam nach unten. Es wäre zwar besser gewesen, ihre Browning schussbereit zu haben, aber wenn hinter der Tür tatsächlich Roman Arbogast saß, würde ihm das wohl nicht sonderlich gefallen. Auf diese Weise kam sie mit ihm bestimmt nicht ins Gespräch. Entschlossen riss Paula die Tür auf und blickte in das taghelle Büro. Roman Arbogast war nicht da.

Statt seiner starrte ihr Broden entgegen, der hinter Arbogasts Schreibtisch saß und einige aufgeschlagene Aktenordner vor sich hatte. In der Hand hielt er eine Mauser-Militärpistole Kaliber 7,63 mm, deren langer Lauf auf Paula gerichtet war.

»Kommen Sie doch herein, Miss Grey«, sagte er mit neutraler Stimme. »Sie haben zwar die Druckmatte direkt hinter der Eingangstür geschickt umgangen, aber das Knarzen der fünften Treppenstufe hat Sie verraten.«

»Wohl wahr«, sagte Paula ein wenig unsicher.

»Und jetzt nehmen Sie bitte ihre Hand ganz langsam aus der Umhängetasche. Ich hoffe für Sie, dass sie leer ist.«

Wieder dieser unbeteiligte Ton.

Als Paula gehorchte, lächelte Broden und legte die Mauser auf den Tisch. Bisher war er ihr immer böse und gefährlich vorgekommen, aber jetzt, wo er in seiner Wildlederjacke vor ihr saß und sie unter seinem Bürstenhaarschnitt breit angrinste, erinnerte er sie eher an einen großen Teddybären. Broden bot ihr Kaffee an, aber sie lehnte ab.

Dann faltete er die Hände hinter seinem fleischigen

Nacken. Er lächelte immer noch, aber Paula wünschte sich, er würde die Mauser in eine Schublade legen. Sie kannte die Pistole, die zwar alt, aber eine zuverlässige Waffe war und deren Magazin zehn Schuss fasste.

»Sie sind hart im Nehmen, Miss Grey«, sagte Broden. »Sie haben in letzter Zeit ziemlich viele schlimme Sachen mit ansehen müssen, aber trotzdem nicht die Beherrschung verloren. So was imponiert mir.«

Paula war keine Frau, die sofort auf jede Schmeichelei hereinfliel. Ungerührt erwiderte sie Brodens Blick.

»Sie erledigen Ihren Job dagegen sehr schlecht«, konterte sie. »Hier kann doch praktisch jeder hereinspazieren.«

»Stimmt. Aber ich habe meine Anweisungen. Mr. Arbogast hasst es, wenn er zwei Schlösser aufsperrern muss. Deshalb verlasse ich mich auf die Trittmatte.« Er grinste. »Und für Leute Ihres Kalibers habe ich immer noch die knarzende Treppenstufe.«

»Eigentlich wollte ich ja mit Mr. Arbogast sprechen, aber wenn ich schon mal hier bin, können ja auch wir beide uns unterhalten.«

»Mit Vergnügen.«

»Kennen Sie Russell Straub persönlich, den amerikanischen Vizepräsidenten?«

Er zog seine buschigen Augenbrauen zusammen. Die Frage schien ihm offensichtlich zu schaffen zu machen. Um es sich nicht anmerken zu lassen, holte er betont langsam ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und bot Paula eine an. Als sie dankend ablehnte, zündete er sich selbst eine an, nahm einen tiefen Zug und blickte hinauf zur Zimmerdecke.

»Mr. Arbogast hat mich ihm einmal kurz vorgestellt.

Was hat Straub denn mit den Morden zu tun?«

»Jeder, der sich in der Nähe der Tatorte aufhielt, ist verdächtig.«

»Da bin ich aber beruhigt. Ich war nicht in Pinedale, als es Hank Foley erwischt hat.«

»Aber Sie hätten dort sein können.« Bei Typen wie diesem durfte man keine Schwäche zeigen, sonst verachteten sie einen.

»Wie das?«

»Sie hätten zum Beispiel mit dem Firmenjet von ACTIL, der Ihnen ja bestimmt zur Verfügung steht, nach Boston fliegen können.«

»Sie scheinen in unserer Firma ja gut Bescheid zu wissen.« Langsam ließ er die Mauser auf dem Tisch rotieren, bis die Mündung auf Paula zeigte. Er grinste und drehte die Mündung wieder zur Wand.

»Bestimmt weiß niemand, dass Sie hier sind. Indem Sie allein hierher kommen, gehen Sie ein ziemliches Risiko ein.«

»Hatten Sie schon mal mit einem Auftragskiller zu tun?«

Paula wurde allmählich ungeduldig. Aus dem Kerl war nichts herauszubekommen.

»Ein einziges Mal. Sollte meinen Colonel umlegen. Der hat beim Pokern verloren und wollte nicht zahlen.«

»Ungewöhnlich für einen Colonel.«

»Ein hoher Dienstgrad bedeutet nicht automatisch, dass einer ehrlich ist. Das habe ich bei der SIB gelernt.«

»Was ist diese SIB?« Obwohl Paula die Antwort wusste, wollte sie die Gelegenheit nutzen, um Broden weiter am Reden zu halten. Vermutlich tat er das nicht oft.

»Special Investigation Branch. Der SIS der Army, in

gewisser Weise zumindest. Eine Art Polizei, die Verbrechen in der Armee untersucht.«

»Was geschah mit dem Auftragskiller?«

»Ich habe ihm den Arm gebrochen, mit dem er die Pistole hielt. Der Kerl hat lebenslänglich bekommen und sitzt heute noch ein.«

»Warum sind Sie aus der Army ausgeschieden?« Paula ließ nicht locker.

»Mein Dienstvertrag war ausgelaufen. Roman Arbogast hat irgendwie von mir erfahren und mich zu einem Einstellungsgespräch eingeladen. Wahrscheinlich hat es ihm imponiert, dass ich mir nichts gefallen lasse, er hat mich nämlich gleich zum Sicherheitschef von ACTIL befördert. Es gibt nicht viele, die ihm Kontra geben.«

»Was ist er eigentlich für ein Chef?«

»Ganz in Ordnung, solange er nicht wütend wird. Er interessiert sich für einen als Menschen und lobt einen für gute Arbeit, aber nur, wenn man ihm gegenüber Rückgrat zeigt. Jetzt würde ich dieses Gespräch aber gern beenden, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Ich habe nämlich noch zu arbeiten ...«

»Das trifft sich gut, ich wollte ohnehin gerade gehen«, erwiderte Paula und stand auf. »Ach übrigens, Sie sind nicht der Mensch, für den ich Sie gehalten habe.«

»Für was für einen Menschen haben Sie mich denn gehalten?«, fragte Broden lächelnd.

»Das sage ich Ihnen lieber nicht.«

Beim Verlassen des Gebäudes trat Paula absichtlich nicht auf die knarrende Treppenstufe, damit Broden etwas zu lachen hatte. Dafür stieg sie mehrmals auf die Matte vor der Tür. Als sie hinaus auf die Straße trat, fasste sie ein

großer, breit gebauter Mann, der einen Mantel und einen dicken Schal trug, am Arm. Es war Roman Arbogast.

»Was haben Sie hier zu suchen?«, knurrte er.

»Ich war oben in Ihrem Büro, weil ich Sie sprechen wollte, habe aber leider nur Broden angetroffen.«

»Mit dem zu sprechen war bestimmt nicht lustig. Da sind ja die Steinköpfe auf der Osterinsel gesprächiger.«

»War aber nicht uninteressant.«

»Nicht uninteressant? Dann reden wir nicht vom selben Mann. Könnten Sie nicht später wiederkommen? Sagen wir um drei Uhr nachmittags? Aber verspäten Sie sich nicht. Ich lege großen Wert auf Pünktlichkeit.«

»Ich auch. Punkt drei bin ich bei Ihnen.«

Bevor Arbogast noch etwas sagen konnte, ließ Paula ihn stehen und ging rasch die Straße entlang. Sie hatte große Lust auf eine Tasse Kaffee, und Sprüngli, die berühmteste Konditorei Zürichs, war nur ein paar Schritte entfernt. Auf dem Weg dorthin dachte sie über die Konfrontation mit Broden nach – eine solche war ihr Gespräch nämlich trotz der vordergründigen Freundlichkeit gewesen. Als sie nach links in die Bahnhofstraße abbog, packte sie wieder jemand am Arm.

Paula ließ die rechte Hand in die Umhängetasche fahren und hatte schon den Griff der Browning umklammert, als sie eine vertraute Stimme hörte.

»Ich bin's. Sie wollen mich doch nicht etwa erschießen, oder?«, sagte Newman und kicherte.

»Wo kommen denn Sie auf einmal her?«

»Neuigkeiten verbreiten sich eben wie ein Lauffeuer«, sagte er, während er neben Paula die Bahnhofstraße entlangging. »Pete Nield hat Tweed telefonisch von dem Angriff auf Sie in der Altstadt unterrichtet, und Tweed hat

mich losgeschickt, um Sie zu suchen. Ich sollte Sie wirklich nicht aus den Augen lassen, und von jetzt an werde ich das auch nicht mehr tun.«

»Bob, ich gehe nur auf einen Kaffee ins Café Sprüngli. Nichts gegen Sie, aber ich wäre dort gerne allein. Tweed hat gesagt, dass es in Ordnung ist.«

»Aber nach dem, was vorhin in der Altstadt passiert ist, hat er seine Meinung geändert und mich beauftragt, Sie auf Schritt und Tritt zu begleiten.«

»Bob, ich kann meine Arbeit nicht machen, wenn Sie mir ständig hinterherlaufen. Das ist völlig unmöglich. Ich muss unbedingt noch ein paar Gespräche führen.«

Die beiden eilten im Laufschrift die Straße entlang. Paula, die ziemlich wütend war, legte ein enormes Tempo vor. Tweed hatte kein Recht, seine Erlaubnis vom Vortag zurückzunehmen. Das würde sie ihm auch ganz deutlich sagen.

»Könnten wir nicht einen Kompromiss schließen?«, fragte Newman.

»Geht nicht. Sie sind bekannt wie ein bunter Hund. Aber was wollten Sie denn vorschlagen?« Paula hatte Bedenken, dass sie vielleicht zu streng mit Newman war. Immerhin hatte er ihr in der Vergangenheit mehrmals das Leben gerettet.

»Was wäre, wenn Sie ins Sprüngli gingen und ich draußen auf Sie warten würde? Vollkommen unauffällig, versteht sich.«

»Na schön, das könnten wir probieren ...«

Inzwischen waren sie vor dem Eingang der Konditorei angelangt. Newman ging ein Stück weiter und setzte sich seine dunkle Sonnenbrille auf, die, weil mittlerweile die Sonne schien, niemandem besonders auffallen würde.

Das Einzige, was Paula im Sprüngli nicht gefiel, war der Umstand, dass man, um ins Café zu gelangen, über eine schmale, gefährlich geschwungene Wendeltreppe in den ersten Stock hinaufsteigen muss. Das Erdgeschoss dient als Verkaufsraum der Konditorei. Paula fragte sich, wie es Frauen mit Stöckelschuhen wohl ins Café hinaufschafften. Vermutlich auf Zehenspitzen.

Oben blieb Paula neben der Kasse stehen und warf einen Blick ins Lokal. An diesem Vormittag waren noch nicht viele Gäste da. Wahrscheinlich blieben bei dieser bitteren Kälte viele lieber zu Hause. Gerade als Paula einen freien Tisch ansteuern wollte, blieb sie wie vom Donner gerührt stehen. An einem der Tische saß – mit dem Rücken zu ihr – eine Frau mit Pelzhut. Der Hut hatte dieselbe Form und Farbe wie der, den Elena Brucan häufig aufgehakt hatte.

Ihre Beine fühlten sich auf einmal schwer wie Blei an, als Paula langsam auf die Frau zuing. Sie war weit über achtzig, hatte dünne Lippen und ein faltiges, ungeschminktes Gesicht. Mit bösen Augen funkelte sie Paula an. »Das ist mein Tisch«, sagte sie auf Deutsch. »Ich erwarte eine Freundin. Setzen Sie sich doch woanders hin, es sind schließlich genügend freie Tische da.«

»Ich wollte Sie auch gar nicht belästigen«, sagte Paula, die perfekt Deutsch sprach, »aber von hinten sahen Sie aus wie ein Frau, die ich gekannt habe.«

Paula entschuldigte sich bewusst nicht bei der Frau, deren Ton ausgesprochen aggressiv gewesen war. Bestimmt stammte sie aus der gehobenen Bürgerschaft der Stadt und bildete sich ein, etwas Besseres zu sein.

Paula suchte sich einen Tisch möglichst weit weg von der alten Dame, und sofort kam eine Kellnerin und nahm ihre Bestellung auf. Es vergingen keine zwei Minuten, da

legte sich von hinten eine Hand auf Paulas Schulter. Weil sie es leid war, ständig angefasst zu werden, wirbelte Paula herum und machte ein böses Gesicht. Vor ihr stand Marienetta.

»Ach, Sie sind's«, brachte Paula mit Mühe hervor.

Marienetta hatte ihren Mantel aus Zobelfell über den Schultern hängen und war mit zwei Tellern beladen. Nachdem sie einen Teller mit einer Cremeschnitte darauf vor Paula auf den Tisch gestellt hatte, nahm sie auf dem Stuhl gegenüber Platz. Als die Kellnerin kam, bestellte sie für sich noch eine Tasse Kaffee. Dann wandte sie sich mit gedämpfter Stimme an Paula.

»Sie sind vorhin bestimmt genau so erschrocken wie ich, als Sie diese Frau dort drüben gesehen haben. Im ersten Moment habe ich geglaubt, sie ist Elena Brucan. Sie auch?«

»Stimmt«, antwortete Paula. Sie sah, dass Marienetta eine zusammengefaltete Zeitung unter den Arm geklemmt hatte. Die Gelegenheit war zu günstig, um nicht nachzuhaken. »Was hat Sie daran denn so erschreckt?«, fragte sie. Marienetta hatte die Tote auf dem Boot schließlich nicht gesehen, und die Polizei hatte den Tatort weiträumig abgesperrt.

»Nun ja, Mrs. Brucan ist schließlich tot.«

»Und woher wissen Sie das?«

»Ganz einfach«, antwortete Marienetta lächelnd und schlug die neueste Ausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung* auf, deren Schlagzeile lautete:

**ZÜRICH: ZWEITE ENTHAUPTELE LEICHE IN DER SCHWEIZ GEFUNDEN!**

Darunter folgte ein ausführlicher Artikel von Sam Snyder, in dem sogar stand, dass der Mörder den abgehackten Kopf wieder auf dem Rumpf der Leiche platziert hatte. In Ermangelung eines Fotos war der Artikel mit einer Zeichnung von Elena Brucans Kopf – komplett mit Pelzmütze – illustriert. Paula sah Marienetta an.

»Daher weiß ich es«, erklärte diese. »Und als ich kurz vor Ihnen ins Café gekommen bin, habe ich die Frau dort von hinten gesehen. Ich kannte Elena Brucan. Sie hat Onkel Roman einmal in London besucht, weil sie angeblich wichtige Informationen für ihn hatte. Er hat aber nicht lange mit ihr gesprochen und mich gebeten, sie hinauszubegleiten. Danach hat er gemeint, sie sei ziemlich seltsam für seinen Geschmack gewesen. Damals trug sie übrigens genau denselben Pelzhut wie die alte Dame dort drüben.«

Eine plausible Erklärung, fand Paula. Vielleicht ein wenig zu plausibel. Aber Marienettas Worte brachten sie auf einen anderen Gedanken. Die Verbindungen, nach denen Tweed so verzweifelt suchte, begannen langsam Gestalt anzunehmen.

»Haben Sie sich die Dame näher angesehen?«

»Ja. Ich bin sogar zu ihr hinübergegangen, aber dann wurde mir schnell klar, dass sie nicht Elena Brucan war.«

»Jetzt verstehe ich, warum sie so unfreundlich zu mir war. Vermutlich hatte sie es satt, dass ständig Leute an ihren Tisch kamen. Wissen Sie eigentlich, was das für wichtige Informationen waren, die Mrs. Brucan Ihrem Onkel mitgeteilt hat?«

»Nein, das hat er mir leider nicht gesagt. Mögen Sie Ihre Cremeschnitte nicht? Ich hole Ihnen gern eine andere Torte.«

»Tut mir Leid. Der Zeitungsartikel hat mich etwas

durcheinander gebracht. Wie ich sehe, wird darin sogar der Mord in Montreux in allen Einzelheiten geschildert. Aber die Cremeschnitte sieht sehr gut aus.« Sie nahm ihre Gabel und probierte einen Bissen davon. »Und sie schmeckt auch sehr gut. Ich glaube, ich lasse mir gleich ein Stück einpacken.«

»Brav sitzen bleiben«, sagte Marienetta und stand auf.

Sie ging schnell zur Kuchentheke, ließ sich eine Cremeschnitte in einen Karton verpacken und bezahlte dann bei der Frau an der Kasse. Schließlich kam sie zurück an den Tisch und schob Paula den Karton hin.

»Aber dafür möchte ich bezahlen«, sagte Paula bestimmt.

»Machen Sie sich nicht lächerlich. Das sind doch nur ein paar Franken. Was haben Sie denn heute Vormittag noch vor? Sie sind doch ständig mit etwas beschäftigt. Geht es denn mit ihrer Untersuchung voran?«

»Na, das nenne ich ein Glück!«, ließ sich in diesem Moment eine fröhliche Stimme von hinten vernehmen, und wieder legte sich eine Hand auf Paulas Schulter.

Entnervt drehte sie sich um und sah, dass Black Jack Diamond hinter ihr stand. Er trug Reithosen und hohe Stiefel und hielt eine Reitgerte in der rechten Hand. Paula schaute ihn tadelnd an.

»Nehmen Sie doch bitte Ihre verschwitzte Hand von meiner Schulter.«

»Verschwitzt?«, sagte Black Jack und lockerte seinen Griff. »Ich habe sie mir erst vor fünf Minuten gewaschen.«

»Dann waschen Sie sie eben noch mal.«

Black Jack holte sich einen freien Stuhl von einem der anderen Tische und setzte sich zwischen Paula und

Marienetta. Sein Gesicht war von der Kälte draußen noch ganz rot. Mit einem Fingerschnippen holte er die Kellnerin heran, die davon sichtlich wenig begeistert war.

»Ein Tässchen Kaffee hätte ich gern, Süße«, sagte er auf Englisch.

»Sie sind hier im Café Sprüngli und nicht in einer billigen Bar«, sagte Paula.

»Hauptsache, ich kriege, was ich will.« Er grinste übers ganze Gesicht. »Ich war den ganzen Vormittag draußen an der frischen Luft. In einer Reitschule vor der Stadt. Jetzt fühle ich mich wie neugeboren.«

»Aber Ihr Benehmen ist das alte geblieben«, sagte Paula spitz.

»Ihr habt beide so ernste Gesichter gemacht, als ich hereinkam«, sagte Black Jack und schnappte sich die Zeitung. »Warum müsst ihr euch nur immer mit den dunklen Seiten des Lebens beschäftigen?«

»Legen Sie die Zeitung wieder hin«, sagte Paula und nahm ihm das Blatt aus der Hand. »Nach allem, was gestern passiert ist, sollten Sie vielleicht etwas mehr Ernst an den Tag legen.«

»Jetzt machen Sie aber mal halblang. Das Leben muss schließlich weitergehen.«

»Haben Sie überhaupt schon mal eine Leiche gesehen?«, fragte Paula.

»Seit gestern keine mehr.«

Paula stand auf. Hinter Black Jacks großspurigem Getue spürte sie eine unterschwellige Bedrohung. Wahrscheinlich hatte er einen Scherz machen wollen, aber es hatte sich etwas sehr Merkwürdiges in seinen Ton gemischt. Sie nahm den Karton mit der Torte und sah Marienetta an.

»Lassen Sie uns unsere Unterhaltung ein andermal unter angenehmeren Umständen fortsetzen. Ich muss jetzt gehen.«

»Das machen wir«, rief Black Jack ihr hinterher. »Darf ich Sie heute vielleicht zum Abendessen einladen?«

Er stand auf, und Paula hörte hinter sich einen Stuhl umfallen. Sie drehte sich um und sah, wie Black Jack den Stuhl mit fahrigem Bewegungen wieder aufhob. Zuvor am Tisch hatte sie eine leichte Alkoholfahne an ihm bemerkt. Was brachte ihn nur dazu, sich so früh am Tag schon zu betrinken?

Als Paula mit der Zeitung unter dem Arm das Sprüngli verließ, schaute sie sich nach Newman um. Und da stand er auch schon neben ihr. Sie gab ihm die Zeitung.

»Sie können doch Deutsch lesen, nicht wahr?«, fragte sie. »Ich gehe jetzt noch mal in die Bar, in der Snyder sich häufig aufhält. Dabei könnte ich ein bisschen Verstärkung gebrauchen.«

»Das bin wohl ich, diese Verstärkung. Warten Sie kurz, ich will mir nur schnell den Artikel durchlesen.« Nachdem er Snyders Zeilen überflogen hatte, wandte er sich wieder an Paula. »Ich finde, wir sollten Mr. Snyder ein paar ernste Fragen stellen. Der Kerl hat vor nichts und niemandem Respekt, wenn er nur einen journalistischen Coup landen kann. Beck ist bestimmt wütend wegen der vielen Einzelheiten, die in dem Artikel erwähnt werden.«

»Und nach dem Gespräch mit Snyder gehen wir so schnell wie möglich zu Tweed zurück. Ich habe ihm viel zu erzählen, weil ich einige in den Fall verwickelte Leute zum Reden bringen konnte.«

Als sie die Bar betraten, saß Sam Snyder an seinem gewohnten Tisch und las in einer aufgeschlagenen

Zeitung, neben der ein Glas Bier stand. Paula erwiderte die freundliche Begrüßung des Journalisten eher halbherzig. Sie und Newman nahmen ihm gegenüber Platz.

»Na, haben Sie meinen Artikel schon gelesen?«

»Jedes einzelne Wort. Ziemlich interessant.«

»Vielen Dank, junge Dame. Was wollen Sie trinken?«

»Nichts. Ihr Artikel hat mir übrigens nicht gefallen. Er ist dazu angetan, ganz Zürich in Panik zu versetzen.«

»Das haben Artikel von Starreportern manchmal so an sich«, erwiderte Snyder und grinste Newman an, der aber keine Miene verzog. »Solche Artikel werden von den so genannten anständigen Bürgern doch geradezu verschlungen. Und warum? Weil sie ihnen das wohlige Gefühl vermitteln, den eigenen Kopf noch immer auf den Schultern zu tragen.«

»Warum haben Sie diese Zeichnung von Elena Brucan verwendet?«, fragte Paula.

»Weil ich die Kamera nicht benützen konnte. Der Blitz hätte die Polizei auf mich aufmerksam gemacht. Für solche Fälle habe ich immer einen kleinen Skizzenblock bei mir. Ich habe noch eine zweite Zeichnung angefertigt, als Zeitzier – so heißt der Leichenbeschauer doch, nicht wahr? – den Kopf von den Schultern gehoben hat, um sich die Schnittfläche anzuschauen. Aber die hat sich der Redakteur nicht zu verwenden getraut, obwohl sie viel interessanter war.«

Er griff in seine Gesäßtasche. »Sie wollen sie doch bestimmt sehen.«

»Lassen Sie lieber stecken. Ich möchte mir Ihr Machwerk nicht anschauen.«

»Die junge Dame hat aber keine gute Meinung von mir.«

»Sie hält Sie für eine Kanalratte«, platzte es aus Newman heraus. »Ich übrigens auch.«

»Beruhigen Sie sich, Bob«, sagte Paula. »Aber jetzt wüsste ich trotzdem gern von Ihnen, wie Sie zu diesen Skizzen gekommen sind, Mr. Snyder. Ich habe Sie am Tatort nirgends gesehen. Und der Polizei sind Sie offenbar auch nicht aufgefallen.«

»Eigentlich ist das ja ein Geschäftsgeheimnis«, entgegnete Snyder. »Aber weil Sie mich so nett gefragt haben – von ihr könnten Sie sich eine Scheibe abschneiden, Newman –, werde ich es Ihnen verraten. Ich war auf der anderen Seite der Sihl. Das Flüsschen ist ja ganz schmal, sodass ich jedes Wort, das gesprochen wurde, verstehen konnte. Nur als ich die Skizzen angefertigt habe, musste ich aufpassen, dass man mich nicht sieht. Und dann hat es sich noch ergeben, dass der verantwortliche Redakteur der Zeitung gerade im Urlaub ist. Besser hätte es für mich nicht laufen können, sein Stellvertreter nämlich, der nur für ein paar Tage aushilft, war darauf erpicht, sich einen Namen zu machen, und hat die Zeichnung gebracht. Übrigens glaube ich, dass ich den Mörder gesehen habe, kurz bevor die Polizei an den Tatort kam.«

»Wie hat er ausgesehen?«, fragte Paula und zündete sich eine Zigarette an, was bei ihr nicht allzu häufig vorkam.

»Groß, langer schwarzer Mantel, seltsamer Hut. Ging irgendwie steif. Aber verlassen Sie sich nicht auf meine Beschreibung, schließlich habe ich ihn nur ganz kurz gesehen. Er verschwand übrigens in Richtung dieses Hotels hier, des Baur en Ville.«

»Das haben Sie in Ihrem Artikel aber nicht erwähnt«, sagte Paula.

»Natürlich nicht«, antwortete Snyder grinsend. »Ich will doch nicht, dass Beck mich stundenlang festhält und

verhört.«

»Haben Sie diese Gestalt vielleicht schon einmal gesehen?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Bestimmt nicht?«

Snyder hob sein Glas, trank einen tiefen Schluck Bier und schmatzte dann mit den Lippen, während er das Glas zurück auf den Tisch stellte. Er schien so zufrieden mit sich und der Welt zu sein, dass Newman ihm am liebsten mit der Faust ins Gesicht geschlagen hätte. Aber er hielt sich zurück und überließ Paula das Feld, die bisher erstaunlich viel aus Snyder herausgekitzelt hatte.

»Mr. Snyder«, sagte sie, wobei ihre Stimme immer noch völlig ruhig blieb, »hat die Gestalt etwas mit sich herumgetragen?«

»Könnte sein, dass sie eine große Aktentasche oder etwas Ähnliches in der Hand hatte. Aber sicher bin ich mir da nicht.«

»Und das war, bevor Sie mitbekommen haben, wie die Leiche entdeckt wurde?«

Snyder holte einen Zigarillo aus einer Packung, die auf dem Tisch lag, und ließ sich lange Zeit mit dem Anzünden. Dann zog er ein paar Mal daran und sah sich in der Bar um. Es war ein großer, luxuriös möblierter Raum mit mahagonigetäfelten Wänden und einem sichelförmigen Tresen, vor dem auf mit schwarzem Leder bezogenen Barhockern nur wenige Gäste saßen. In der Mitte des Lokals, das durch in die Decke eingelassene Strahler beleuchtet wurde, stand ein großes, glänzendes Piano.

»Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet«, sagte Paula, um ihm auf die Sprünge zu helfen.

»Wissen Sie was?«, sagte Snyder und blies eine Wolke

blauen Rauch aus. »Ich habe Ihnen heute schon viel zu viele Fragen beantwortet.«

»Vielen Dank für Ihre Unterstützung, Bob«, sagte Paula auf dem Rückweg zum Baur au Lac.

»Aber ich habe doch gar nichts gesagt – von meinem kurzen Ausfall einmal abgesehen.«

»Genau darin bestand ja Ihre Unterstützung.«

Sie sah hinüber zu Newman, der das Gesicht verzog. Mit einem solchen Lob konnte er nicht besonders viel anfangen, aber Paula war das egal. Sie hatte ihre Aufgabe erledigt.

»Was halten Sie eigentlich von Snyders vager Beschreibung des Mörders? Oder soll ich besser sagen: desjenigen, den er für den Mörder gehalten hat?«

»Vage ist genau das richtige Wort.«

»Die Tatsache, dass er ohne Not darauf zu sprechen kam, bringt mich aber auf eine ganz andere Idee. Sam Snyder war zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Und das finde ich verdächtig. Möglicherweise ist ja er der Killer, den wir suchen.«

## 25

»Hallo«, meldete sich Tweed am Telefon. Er befand sich in seiner Suite im Hotel.

»Hier Ed Danvers. Mr. Straub will Sie sprechen. Er ist in seiner Suite ...«

»Und ich bin in meiner ...«

»Wir wissen, wo Sie sind. Der Vizepräsident möchte Sie umgehend sehen.«

»Dann kann er jederzeit zu mir kommen. Ich erwarte ihn.«

Tweed legte auf und ging zur wohl sortierten Bar der Suite, um nachzusehen, ob genügend Bourbon da war für den Fall, dass Straub tatsächlich kommen sollte. In diesem Augenblick ertönte ein herrisches Klopfen an der Tür. Tweed öffnete, und Straub stürmte herein.

Der Vizepräsident trug einen weißen Anzug, ein schreiend rosa Hemd und eine bunte Krawatte mit der amerikanischen Flagge darauf. Die Farben waren etwas unglücklich gewählt, aber so war er wenigstens nicht zu übersehen. Straub schlug Tweeds Angebot, sich zu setzen, aus und lief stattdessen mit langen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Seine Miene passte so gar nicht zu seiner farbenfrohen Garderobe. Zornesfalten durchfurchten sein längliches Gesicht. »Falls Sie es vergessen haben sollten – ich bin der Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Normalerweise kommen die Leute zu mir, wenn ich sie sehen will.«

»Zu diesen Leuten gehöre ich nicht.«

»Sie werden sich nicht mehr lange auf Ihrem Posten halten, wenn ich erst mal wieder in Washington bin.«

»Wann fahren Sie denn?«, fragte Tweed gelassen.

»Noch nicht so bald.« Der Anblick der Bourbonflasche in Tweeds Hand schien eine beruhigende Wirkung auf Straub zu haben. »Ich glaube, ich nehme einen Drink«, sagte er und setzte sich in einen der Sessel.

»Aber gern. Sie scheinen große Sorgen zu haben, Mr. Straub«, bemerkte Tweed, während er zwei Gläser mit Whiskey füllte. Dann setzte er sich und prostete seinem Gast zu. »Zum Wohl!«

»Wie kommen Sie auf die Idee, ich könnte Sorgen haben?«, fragte Straub entrüstet.

»Sie sind bekannt dafür, dass Sie ständig ein freundliches Gesicht machen. Sie stellen sich jedem Publikum und allen Fragen – selbst den feindseligsten – mit einem Lächeln. Aber gerade sind Sie hier hereingestürzt, als ob Ihr Stern am Sinken wäre. Ist das so?«

»Das geht Sie überhaupt nichts an.« Straub startete Tweed böse an. »Und wenn dem so wäre, so sind nur diese verfluchten Serienmorde daran schuld. Sie stehen auch schon in den Staaten in allen Zeitungen. Ganz zu schweigen von Europa. Und in jedem dieser Artikel werde ich erwähnt.«

»Wahrscheinlich deshalb, weil Sie zufälligerweise immer in der Nähe sind, wenn der Täter wieder zuschlägt. Aber in einem muss ich Ihnen widersprechen. Der Ausdruck ›Serienmorde‹ geht davon aus, dass die Opfer zufällig ausgesucht werden. Ich glaube jedoch, dass zwischen allen Opfern eine Verbindung besteht.«

»Eine Verbindung?« Straub, der normalerweise immer robust und gesund wirkte, wurde bleich. Er schluckte, ehe er weitersprach. »Was meinen Sie damit?«

»Ich will damit ausdrücken, dass wir hinter allen diesen Gräueltaten ein sehr persönliches Motiv finden werden, wenn der Täter erst einmal identifiziert ist.«

»Das ist doch absurd und lächerlich«, erwiderte Russell Straub heftig.

»Aus Ihrer Reaktion kann ich nur schließen, dass es genau dieser Punkt ist, der Ihnen Sorgen macht. Waren Sie eigentlich auf Ihrem Anwesen in Pinedale, als das Sanatorium dort bis auf die Grundmauern niederbrannte?«

»Ich bin nicht hergekommen, um von Ihnen verhört zu werden.«

»Nein, Sie sind zu mir gekommen, um herauszufinden, wie weit meine Ermittlungen gediehen sind. Na schön, ich werde es Ihnen verraten. Seit meiner Ankunft hier in Zürich setze ich immer mehr Bausteine dieses Falles zusammen. Von größter Bedeutung in diesem Zusammenhang ist wieder einmal das Auftauchen der Familie Arbogast in der Nähe des Tatorts. Ich nehme an, dass Sie diese Familie gut kennen.«

»Da täuschen Sie sich. Und wenn es Ihnen nichts ausmacht, hätte ich gern noch einen Drink.«

Tweed füllte nach, ließ Straub dabei aber nicht aus den Augen. Als der Vizepräsident sein Glas hob, gelang es ihm nicht, ein verräterisches Zittern seiner Hand zu verbergen. Er leerte es auf einen Zug, obwohl Tweed ihm reichlich eingegossen hatte.

»Wenn Sie vor Gericht stünden und ich der Staatsanwalt wäre, würde ich Ihnen als Nächstes Fragen zu Ihrem Besuch bei Roman Arbogast in der ACTIL-Zentrale in London stellen. Ich würde Beweise vorlegen.«

Tweed war ruhig, aber unerbittlich. Vor dem Vizepräsidenten stand ein kleiner Beistelltisch, auf den Tweed jetzt einen Umschlag legte, den er vor Straubs Kommen unter einem Kissen versteckt hatte. Er entnahm dem Umschlag ein Foto, das Straub beim Betreten der ACTIL-Zentrale zeigte.

Straub betrachtete mit stierem Blick die Aufnahme, auf der im Hintergrund auch die Limousine zu erkennen war, die ihn dorthin gebracht hatte. Es dauerte lange, ehe er wieder zu Tweed aufsah.

»Selbstverständlich kenne ich Roman Arbogast. Allerdings nur flüchtig. Er besitzt schließlich eine Fabrik mit mehreren tausend Beschäftigten in der Nähe von Boston.«

Er zwang sich zu einem Lächeln. »Politiker müssen an ihre Wähler denken.«

Straub sprach schnell, so wie viele Amerikaner. Tweed hatte ihn einmal im Fernsehen gehört und Mühe gehabt, jedes Wort genau mitzubekommen.

»Und was ist mit Pinedale?«, fuhr Tweed ruhig fort.

»Diesen Hank Foley habe ich nicht gekannt ...«

Straub verstummte. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er seine überhastete Antwort bereute. Er führte sein Glas noch einmal an den Mund, obwohl es bereits leer war.

»Es überrascht mich, dass Sie sich an den Namen eines Hausmeisters erinnern«, bemerkte Tweed. »Dieses Foto von Ihnen hat übrigens Elena Brucan gemacht, deren Leiche gestern Abend in der Nähe dieses Hotels entdeckt wurde.« Er sprach sehr langsam und deutlich. »Die arme Elena Brucan. Es stand heute Morgen in der Zeitung. Man hat sie enthauptet und ihr anschließend den Kopf wieder auf den Hals gesetzt. Wirklich abscheulich.«

»Von der Frau habe ich nie gehört.«

Wieder verstummte er. Wieder schien er seine voreilige Reaktion auf den Namen zu bereuen.

»Lesen Sie denn keine Zeitung? Wie ungewöhnlich für einen Politiker ...«

»Natürlich lese ich Zeitung. Aber ich spreche kein

Deutsch.«

»Ich kann mich nicht erinnern, gesagt zu haben, dass der Artikel nur auf Deutsch erschienen ist.«

Wieder war Straub in die Falle getappt. Dass einem so gewieften Politiker wie ihm in so kurzer Zeit so viele Fehler unterliefen, zeigte Tweed, unter welchem enormen Druck er stehen musste.

Der Vizepräsident lehnte sich ostentativ in seinem Sessel zurück und versuchte, nach außen Gelassenheit zu demonstrieren und sich wieder in den Griff zu bekommen. Dabei bediente er sich der Methode, die er bei gefährlichen Gegnern immer anwandte: Er griff an.

»Tweed, eigentlich bin ich hergekommen, um Ihnen nahe zu legen, Ihre Ermittlungen hier in der Schweiz einzustellen. Was bringt das denn? Ich finde, Sie sollten zurück nach England fahren und den Fall der Schweizer Polizei überlassen.«

»Ich arbeite mit der Schweizer Polizei bereits eng zusammen. Außerdem ist einer der Morde in England verübt worden.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie von meinem Vorschlag nichts hören wollen?«

»Stimmt. Genau das wollte ich damit sagen.«

Straub sprang aus seinem Sessel hoch. Er lief zur Tür und riss sie auf, drehte sich dann aber noch einmal um. Auf seinem sonst so glatten, nichts sagenden Gesicht stand blanker Hass. Tweed musste an das Porträt von Roman denken, das Marienetta gemalt hatte und das diesen mit wutverzerrter Fratze zeigte.

»Das wird Ihnen noch Leid tun«, schnarrte Straub und knallte dann die Tür hinter sich zu.

Als Newman und Paula die Hotelhalle betraten, wimmelte es dort von Menschen. An der Rezeption stand ein überforderter Aushilfsportier, der die Fragen von mehreren Leuten gleichzeitig zu beantworten versuchte. Als er Paula sah, winkte er ihr mit einem dicken Umschlag. Erstaunt nahm sie ihn an sich, woraufhin sich der Portier wieder den anderen Gästen widmete. Zusammen mit Newman setzte sich Paula an einen Tisch mit Blick auf den Eingang zur Lounge. Sie nahm an, dass der Umschlag etwas für Tweed enthielt. Die Lasche war nur eingesteckt und nicht zugeklebt.

Vorsichtig öffnete Paula den Umschlag und zog vier Eisenbahnfahrkarten erster Klasse, Raucherabteil, heraus, die auf den folgenden Tag datiert waren und für einen Expresszug von Zürich nach Lugano galten, der um 13.07 Uhr abfuhr. Paula runzelte die Stirn und besah sich die Vorderseite des Umschlags. Er war an Roman Arbogast adressiert. Der gestresste Angestellte an der Rezeption hatte ihr aus Versehen den falschen Umschlag gegeben. Paula warf Newman, der die Adresse ebenfalls gelesen hatte, einen viel sagenden Blick zu »Sehr interessant«, flüsterte er und fügte mit lauter Stimme an: »Möchten Sie etwas trinken, Paula?«

»Einen Kaffee und ein stilles Mineralwasser. Ich muss den Umschlag so schnell wie möglich wieder loswerden ...«

Der Angestellte an der Rezeption hatte gerade eine Menge Ärger mit einem Gast, der sich über die Höhe seiner Rechnung beschwerte, während zwei andere ungeduldig darauf warteten, dass der Disput endlich

beigelegt wurde. Paula trat entschlossen an die Rezeption heran und legte dem Angestellten den Umschlag hin.

»Der ist nicht für mich. Schauen Sie doch mal auf den Namen.«

Der Angestellte legte den Umschlag achtlos beiseite und wandte sich wieder dem unzufriedenen Gast zu. Paula ging zu Newman zurück und trank von ihrem Kaffee, den der Kellner inzwischen gebracht hatte. Newman hatte sich für einen doppelten Scotch entschieden. Paula warf einen suchenden Blick in die Lounge.

Dort saß an einem Tisch in der Nähe des Eingangs ein Mann, der mit seinem Aktenkoffer und dem dunklen Anzug auf den ersten Blick wie ein leitender Bankangestellter aussah. Er hielt ein paar Papiere in der Hand und schien noch ziemlich jung zu sein. Auf einmal schaute er auf und taxierte Paula durch seine Goldrandbrille. Als er bemerkte, dass ein Mann neben ihr saß, senkte er rasch wieder den Blick. Pech gehabt, dachte Paula.

»Vier Fahrkarten«, flüsterte Newman. »Arbogast, Marienetta, Sophie und Broden.«

»Oder Black Jack. Sobald Sie Ihren Whisky ausgetrunken haben, gehen wir hinauf zu Tweed und erzählen ihm, was wir herausgefunden haben. Aber lassen Sie sich nur Zeit, kein Grund zur Eile.«

»Morgen um dreizehn Uhr sieben also. Der Schnellzug von Zürich nach Lugano, der vom Hauptbahnhof abgeht. Wir ...«

Newman hörte abrupt zu reden auf. Paula sah ihn erstaunt an. Was hatte er denn plötzlich? Hastig trank er seinen Whisky aus, ergriff Paulas Arm und schob sie in Richtung der Aufzüge, von denen einer gerade unbesetzt war. Erst nachdem sich die Lifttür geschlossen und die Kabine sich in Bewegung gesetzt hatte, wandte er sich an

Paula.

»Haben Sie den Bankierstypen in der Lounge gesehen?«

»Ja. Es kam mir so vor, als hätte er mich interessiert angeschaut. Aber vielleicht war das auch nur Einbildung.«

»Der Mann konnte von den Lippen lesen. Vermutlich hat er alles notiert, was ich gesagt habe.«

»Das macht doch nichts«, sagte Paula, während sie aus dem Lift stiegen.

Sie wusste, dass Newman in Surrey gelernt hatte, wie man Menschen erkannte, die anderen von den Lippen lasen. Man merkte es an der Intensität ihres Blickes, mit der sie auf den Mund ihrer Zielperson starrten. Trotzdem glaubte sie, dass Newman sich das in diesem Fall nur eingebildet hatte. Vor Tweeds Suite angekommen, klopfen sie. Er öffnete die Tür und bat sie einzutreten.

Im Wohnbereich lehnte Marier wie immer mit dem Rücken an der Wand und rauchte eine seiner Kingsize-Zigaretten. Als er die beiden sah, winkte er ihnen zu.

»Sie waren aber ganz schön lange weg«, sagte Tweed zu Paula. »Ich bin froh, dass Newman Sie gefunden hat.«

»Er war ganz brav und ist mir nicht in die Quere gekommen. Aber jetzt habe ich Ihnen eine Menge zu erzählen.«

»Wahrscheinlich auch von Ihrem Besuch im Schweizer Hauptquartier von ACTIL«, sagte Marier lächelnd. »Seltsam, dass die Tür offen stand und Sie einfach hineinspazieren konnten.«

»Dann haben Sie mir also auch nachspioniert«, sagte Paula pikiert.

»Sie hätten allen Grund, mir dafür dankbar zu sein«, entgegnete Marier. »Immerhin hat man versucht, Sie heute in der Altstadt umzubringen. Ist es da nicht verständlich,

wenn Tweed Vorkehrungen zu Ihrem Schutz trifft? Außerdem haben Sie mich gar nicht gesehen.«

Paula zog Mantel und Schal aus und ließ sich in einen Lehnstuhl sinken. Tweed gab ihr ein Glas Wasser, das sie dankbar annahm.

»Tut mir Leid«, sagte sie. »Ich wollte Sie nicht kritisieren. Ich weiß, dass wir ein Team sind, und ich bin Ihnen auch dankbar dafür, dass Sie mich beschützt haben. Aber ich hatte einen ziemlich arbeitsreichen Vormittag, und es ärgert mich, dass ich mich schon wieder so nervös fühle und nicht weiß, weshalb.«

Es klopfte an der Tür. Newman öffnete und ließ Butler und Nield herein. Butlers Stirn zierte ein großes Heftpflaster.

»Sollen wir wieder gehen?«, fragte Nield, nachdem er einen Blick in die Runde geworfen hatte.

»Nein, nein«, wiegelte Tweed ab. »Paula hat nur gerade angefangen zu erzählen, was sie heute im Laufe des Tages alles an Informationen gesammelt hat. Setzen Sie sich und hören Sie zu.«

»Also, ich habe heute mit einigen Leuten Gespräche geführt«, begann Paula. »Noch vor dem Vorfall in der Altstadt habe ich mit Sam Snyder gesprochen ...«

Während Paula ihre Unterhaltung mit dem Reporter Wort für Wort wiedergab, hörten die anderen aufmerksam zu. Tweed hatte Gläser auf den Tisch gestellt und goss allen Wasser ein. Als Butler an der Reihe war, runzelte er die Stirn und deutete auf die Bar. Tweed verstand, nickte und gab ihm eine Flasche Bier. Paula hätte mit ihrer Gabe, Menschen zu befragen, auch eine sehr gute Staatsanwältin abgegeben, dachte er. Außerdem gefiel ihm, wie intelligent sie aus dem Gehörten ihre Schlüsse zog.

»Das war Snyder«, beendete Paula diesen Teil ihres

Berichts.

»Interessant«, sagte Tweed. »Er streitet also nicht ab, dass er in Pinedale war und auch die anderen Morde recherchiert hat.«

»Vielleicht ist er ja der Mörder«, sagte Newman.

»Und wir wissen jetzt, dass er Elena Brucan kannte«, fuhr Tweed fort. »Für meinen Geschmack kennt er einfach zu viele Leute in diesem blutigen Drama. Und außerdem hat er Sie gewarnt, Paula, und zwar noch vor dem Angriff in der Altstadt.«

»Vielleicht verfügt er über Kontakte zur Unterwelt«, meinte Marier. »So, wie Bob und ich. Er hat doch etwas von ›Gerüchten‹ gesagt.«

»Aber es wäre auch möglich, dass er selbst den Auftrag zu ihrer Ermordung gegeben hat und mit seiner Warnung nur den Verdacht von sich ablenken wollte«, spekulierte Newman.

Paula warf ihm einen strengen Blick zu. *Lassen Sie mich doch bitte endlich weiterreden!* Dann erzählte sie von ihrem Besuch bei ACTIL. »Dabei hat mich unser Phantom Marier beschützt«, sagte sie mit einem schiefen Lächeln in Mariers Richtung. Sie beschrieb ihre Überraschung, als sie in Arbogasts Büro lediglich Broden vorgefunden hatte, und schilderte die Unterhaltung mit dem Sicherheitschef so lebendig, dass die anderen fast glaubten, selbst mit dabei gewesen zu sein. Anschließend berichtete sie noch von ihrer kurzen Begegnung mit Roman und ihrer Verabredung um fünfzehn Uhr.

»Brodén ist ein harter Bursche«, sagte Newman. »Kein Wunder, dass er bei der SIB war. Mit den Typen dort ist nicht zu spaßen, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Ich kannte mal jemanden, der dort gearbeitet hat.«

»Was ich noch viel interessanter finde, ist die Tatsache,

dass Broden praktisch zugegeben hat, mehr als einmal nach Maine geflogen zu sein«, sagte Tweed.

Paula bat um ein weiteres Glas Wasser. Vom vielen Reden war ihr Mund ganz trocken. Tweed brachte ihr das Glas, und nachdem sie es in einem Zug geleert hatte, fuhr sie mit ihrer Erzählung fort.

Als Nächstes beschrieb sie ihre Begegnung im Café Sprüngli, und wieder hatten ihre Zuhörer das Gefühl, selbst mit dabei gewesen zu sein, als sie von der vermeintlichen Elena Brucan, von Marienetta und Black Jack Diamond erzählte.

Tweed hatte sich in der Zwischenzeit auf einen Stuhl mit gerader Lehne gesetzt und ließ Paulas Gesicht keine Sekunde aus den Augen. Paula sah ihm an, dass ihm in ihrer Erzählung ein wichtiges Detail aufgefallen war, das sie selbst offenbar übersehen hatte. Aber was konnte das sein? Mit einem Seufzer beendete sie ihren Bericht.

»Jetzt wissen wir also, dass Marienetta die gute Elena Brucan in London persönlich kennen gelernt hat«, sagte Tweed.

»Richtig«, erwiderte Paula, als ihr plötzlich etwas einfiel.

»Großer Gott, ich habe ja die Torte vergessen!« Sie öffnete ihre geräumige Schultertasche, holte den Karton heraus und gab ihn Newman. »Eine Cremeschnitte. Die ist für Sie, Bob. Hoffentlich ist sie noch gut.«

»Warum soll sie nicht mehr gut sein? Schließlich ist es draußen kälter als in einem Kühlschrank. Vielen Dank, ich habe tatsächlich einen Bärenhunger.« Er nahm die Spezialität der Konditorei Sprüngli aus dem Karton und machte sich über sie her. »Schmeckt hervorragend.«

»Zum Dank könnten Sie den anderen von meinem zweiten Gespräch mit Snyder erzählen. Ich bin schon ganz

heiser vom vielen Reden.«

Als Newman von der zweiten Unterredung mit Snyder berichtete, hörte Tweed ihm genau so aufmerksam zu wie zuvor Paula. Auch wenn Newman das Gespräch nicht so lebendig und anschaulich schildern konnte wie sie, setzte er seine Kollegen exakt ins Bild.

»Und dann sind wir gegangen und haben die Ratte sitzen lassen«, schloss er.

»Sie haben also herausgefunden, dass auch Snyder Elena Brucan schon in London gekannt hat. Das könnte wichtig sein«, sagte Tweed. Er hielt inne und sah einen nach dem anderen an. »Möglicherweise sind Sie von der Menge an Informationen, die Sie soeben bekommen haben, völlig überwältigt, aber ich werde versuchen, das Ganze für Sie zusammenzufassen.«

»Dafür wäre ich Ihnen sehr dankbar«, sagte Nield.

»Paula hat an einem Tag mehr erreicht als andere in einer ganzen Woche. Besonders ihr Gespräch mit Broden finde ich höchst interessant. Meiner Meinung nach ist er ein Mensch, der sich sonst gern bedeckt hält, aber ich bezweifle, dass er Paula wirklich alles über sich erzählt hat. Wir müssen ihn also im Auge behalten. Elena Brucan ist eine Schlüsselfigur in diesem Fall. Wir wissen jetzt, dass alle Beteiligten sie kannten. Bleibt nur noch die Frage, wen sie so nervös gemacht hat, dass er sie ermorden musste.«

»Da kommt eigentlich jeder infrage«, sagte Nield.

»Mag sein«, entgegnete Tweed. »Aber jetzt muss ich Ihnen noch etwas erzählen. Während Paula unterwegs war, hatte ich eine kleine Unterhaltung mit Russell Straub.« Er berichtete, was vorgefallen war. »Interessanterweise war Straub immer in der Nähe, wenn einer der Morde geschah. Und er kommt mir sehr

angespannt vor. Aber weshalb? Ich werde Beck von meiner Begegnung mit Straub erzählen. Vermutlich wird Beck dann mit ihm sprechen wollen. Aber jetzt schlage ich vor, dass wir dieses Treffen beenden und uns erst einmal ein spätes Mittagessen genehmigen.«

»Ich muss zu meiner Verabredung mit Roman Arbogast«, sagte Paula mit einem Blick auf die Uhr. »Aber ich habe sowieso keinen Hunger.«

Luigi Morati, der sich für einen Bankier namens Aldo Moldano ausgegeben und unter diesem falschen Namen ein Zimmer im Baur au Lac genommen hatte, saß noch immer in der Lounge, als er mitbekam, wie Paula an der Rezeption ihren Schlüssel abholte und wieder zum Lift eilte. Er merkte sich die Nummer des Stockwerks, in dem der Aufzug stehen geblieben war, und stopfte hastig seine Papiere in den Aktenkoffer. Dann rannte er so schnell die Treppe hinauf, dass er gerade noch sah, wie Paula oben den Gang entlangging. Vorsichtig folgte er ihr und beobachtete, wie sie vor einer Zimmertür stehen blieb und sie dann aufsperrte.

Nachdem sie in dem Zimmer verschwunden war, schlich Luigi sich auf Zehenspitzen heran und prägte sich dessen Nummer ein. Das Sicherheitsschloss sollte kein großes Problem für Luigi darstellen, immerhin besaß er einen elektronischen Dietrich aus Amerika, mit dem er solche Schlösser in Minutenschnelle öffnen konnte. Zufrieden ging Luigi auf sein eigenes Zimmer.

Schon seit langem war ihm klar, dass man als professioneller Killer vor allen Dingen Geduld brauchte. Am sichersten war es wohl, wenn er Paula in den frühen Morgenstunden auf ihrem Zimmer tötete. Und einen Fluchtweg hatte er auch schon parat: die Feuertür am Ende des

Gangs. Die würde er sich später noch genauer ansehen.

Luigi hatte sein Zimmer einen Monat im Voraus bar bezahlt und dem Mann an der Rezeption erzählt, er müsse eventuell ganz schnell auf Geschäftsreise nach Deutschland. Auch wenn er dort möglicherweise ein paar Nächte bleibe, würde er gern bei seiner Rückkehr weiter über das Zimmer verfügen können.

Die Rechnung vorab zu begleichen war eine weise Vorsichtsmaßnahme. In der Schweiz zählte es mit zu den schlimmsten Verbrechen, wenn man abreiste, ohne sein Hotelzimmer zu bezahlen. Luigi beschloss, außerhalb zu Mittag zu essen, vielleicht in der Bar des Baur en Ville.

Paula war auf ihr Zimmer geeilt, um sich für ihre Verabredung mit Roman Arbogast frisch zu machen. Als sie die Tür öffnete, glaubte sie, aus den Augenwinkeln einen Schatten auf dem Korridor gesehen zu haben, aber als sie sich umdrehte, war er verschwunden. Reiß dich zusammen, Paula, sagte sie sich. Jetzt fängst du schon an, Gespenster zu sehen.

Auf dem Weg nach draußen sah sie, wie Newman das Hotel verließ, um in einem Reisebüro Fahrkarten erster Klasse nach Lugano zu besorgen.

Noch in Tweeds Suite hatte sie gehört, wie Newman von jenem den Auftrag dazu bekommen hatte. Ihr Chef reagierte wie immer schnell auf eine veränderte Lage.

»Es ist nur eine Vorsichtsmaßnahme«, hatte Tweed erklärt. »Aber ich glaube, wir haben jetzt einen Punkt erreicht, an dem unser unsichtbarer Feind jede nur erdenkliche List anwendet, um uns von seiner Spur abzubringen.«

Paula verließ das Hotel und eilte die Bahnhofstraße hinauf, die jetzt am Nachmittag wie ausgestorben war. Es war noch kälter geworden, und die Luft ließ Paula an

Sibirien denken. Über der Stadt lag eine dichte, dunkle Wolkendecke.

Bevor Paula in die Straße abbog, die zum ACTIL-Büro führte, hielt sie inne. Auch hier war kein Mensch zu sehen. Obwohl es zwischen den Häusern schon ziemlich dunkel war, konnte sie das rot-weiße Plastikband der Polizei erkennen, mit dem der hintere Teil der Straße noch immer abgesperrt war. Sonst aber gab es nichts, was auf eine Anwesenheit der Polizei hingedeutet hätte. Keinen Streifenwagen, keinen Polizisten, nichts. Paula fand das ein wenig unheimlich.

Von der gegenüberliegenden Straßenseite aus betrachtete sie das Gebäude. Weder in Arbogasts Büro noch in irgendeinem anderen Fenster brannte Licht. Seltsam. Paula sah auf die Uhr. Es war punkt drei Uhr.

Entschlossen überquerte sie die Straße und läutete dreimal, ohne eine Antwort zu bekommen. Dann drückte sie vorsichtig gegen die Eingangstür. Sie war abgeschlossen.

Paula dachte an Arbogasts Bemerkung in Bezug auf Pünktlichkeit und wunderte sich. Da es jetzt zusehends dunkler wurde, fand sie es nicht sonderlich ratsam, noch länger in dieser leeren Gasse zu verweilen, und ging deshalb zurück zur Bahnhofstraße. Dabei sah sie nicht, wie Nield, der ihr gefolgt war, sich gerade noch in einem Hauseingang verstecken konnte.

Auf dem Weg zum Hotel fragte sich Paula, warum Arbogast sie wohl versetzt haben mochte. Als sie die Halle betrat, sah sie, dass der Portier, der ihr den falschen Umschlag gegeben hatte, nicht mehr an der Rezeption war. Ein anderer, ihr völlig unbekannter Angestellter hatte dessen Platz eingenommen. Sie ging zu ihm und sprach ihn an.

»Könnten Sie bitte für mich in Mr. Arbogasts Zimmer

anrufen? Ich bin mit ihm verabredet.«

»Herr Arbogast ist außer Haus«, sagte der Mann nach einem Blick auf das Schlüsselbrett.

»Wo ist denn Ihr Kollege von heute Mittag?«, fragte sie.

»Der arbeitet nicht mehr hier«, antwortete der Mann von oben herab. »Er war ohnehin nur zur Aushilfe da.«

Wahrscheinlich hat man festgestellt, wie unfähig er war, dachte Paula, während sie mit dem Lift nach oben fuhr. Tweed und die anderen waren bereits in Tweeds Suite versammelt, nur Nield fehlte. Gerade als Paula ihnen von ihrer geplatzen Verabredung erzählte, kam er angehetzt.

»Das ist wirklich seltsam«, meinte Tweed. »Ich habe Arbogast eigentlich für extrem zuverlässig gehalten. Was kann ihm denn dazwischengekommen sein?«

»Alles Mögliche«, sagte Newman düster. »Denken Sie nur daran, was anderen Leuten hier schon zugestoßen ist.«

Paula zog ihren Mantel aus und setzte sich mit ernstem Gesicht in einen Lehnstuhl, von dem aus sie die anderen alle sehen konnte. Jetzt war eine gute Gelegenheit, ihnen ihre Sicht des Falles zu schildern.

»Beginnen wir mit der Axt«, sagte sie. »Sie wurde dazu benutzt, vier Menschen an vier verschiedenen Orten zu enthaupten. Der Mörder, wer immer er auch sein mag, muss sie irgendwie von Maine nach Großbritannien und schließlich hierher transportiert haben ...«

»Darf ich hier kurz einflechten, dass Dr. Zeitzier, der hiesige Gerichtsmediziner, zweifelsfrei festgestellt hat, dass Elena Brucan ebenfalls mit dieser Axt getötet wurde?«, unterbrach sie Tweed. »Beck hat mir das vor ein paar Minuten mitgeteilt. Zeitzier hat die Wunde an Elenas Hals mit den Fotos seines Bostoner Kollegen verglichen.

Sie haben also Recht, Paula, der Mörder muss diese sperrige Waffe von einem Tatort zum anderen befördert haben.«

»Die Vorstellung ist grässlich«, fuhr Paula fort, »aber gleichzeitig gibt uns das vielleicht einen Hinweis auf den Mörder. Höchstwahrscheinlich schleppt er nämlich nicht nur die Axt, sondern auch den Richtblock mit sich herum. Ich habe Abdrücke davon im Gras in der Nähe der Tatorte in Pinedale und Bray gefunden. Auch auf der Promenade am Flüsschen Sihl hier in Zürich, wo Elena Brucan abgeschlachtet wurde, muss der Richtblock gestanden haben, das haben die Blutspuren eindeutig ergeben.«

»Aber worin kann er beides transportiert haben?«

»Vielleicht in einem Koffer oder einer großen Aktentasche.«

Paula beugte sich vor, um ihren Worten mehr Nachdruck zu verleihen.

»Auf jeden Fall muss es ein Behältnis sein, das völlig normal und unauffällig aussieht. Und dann sind da auch noch die verschwundenen Köpfe.«

Die grauenvollen Bilder, die Paulas Worte heraufbeschworen hatten, ließen alle verstummen. Tweed, der die ganze Zeit über stehen geblieben war, faltete die Hände hinter dem Rücken und wandte sich an Paula.

»Bisher haben Sie bemerkenswert intelligente Schlüsse gezogen. Was meinen Sie also zu den Köpfen? Warum nimmt der Mörder sie mit? Was passiert damit?«

»Halten Sie mich jetzt bitte nicht für verrückt«, antwortete Paula, »aber ich glaube, dass der Mörder auch die Köpfe in besagtem Behältnis transportiert. Warum er das tut, darauf weiß ich allerdings auch keine Antwort.«

»Apropos Köpfe«, sagte Tweed. »Zeitzier möchte, dass

jemand von uns zum Leichenschauhaus kommt und Elena Brucans Kopf identifiziert. Ich weiß, dass Sie Elena schon am Tatort erkannt haben, aber Zeitzier ist nun mal extrem gründlich. Er sagt, er braucht eine Identifikation, die auch vor Gericht standhält.«

»Dann gehe ich ins Leichenhaus«, sagte Paula ruhig.

»Aber nicht allein«, warf Newman ein.

»Nein, ich werde Paula begleiten«, sagte Tweed. »Schließlich habe auch ich Mrs. Brucan kennen gelernt. Aber wenn Sie sich den Anblick ersparen wollen, Paula, dann kann ich auch Newman mitnehmen.«

»Nein, ich gehe selbst«, sagte Paula bestimmt. »Das bin ich ihr schuldig.«

Beck fuhr sie höchstpersönlich zum Leichenschauhaus. Auf der Fahrt entschuldigte er sich dafür, dass er Paula und Tweed dieser Tortur unterziehen müsse, aber Tweed winkte ab. Als Beck dann Paula vorschlug, dass Tweed die Identifizierung ebenso gut allein vornehmen könne, erklärte sie ihm: »Das gehört nun mal zu meinem Job. Ich bin ein vollwertiges Mitglied unseres Teams. Also lassen Sie uns die Sache hinter uns bringen.«

Draußen war es bereits dunkel, was die düstere Stimmung in der Leichenhalle nur noch verstärkte. Dr. Zeitzier erwartete sie in einem großen Vorraum mit Steinfußboden und führte sie dann zu einer Tür, hinter der eine Treppe nach unten ging. Die Stufen schienen nicht enden zu wollen, und Paula hatte das Gefühl, als brächte Zeitzier sie ins Innere der Erde.

Schließlich kamen sie in einen von grellen Neonröhren beleuchteten Raum mit modernen, blitzblank geputzten Metalltischen. Kameras hingen an Teleskoparmen von der Decke und konnten in jede beliebige Position geschwenkt

werden.

Hier mussten Paula und Tweed ihre Mäntel ausziehen und in weiße Overalls schlüpfen, die ihnen ein hagerer Angestellter reichte. Nachdem sie sich noch Plastikaloschen über die Schuhe, Latexhandschuhe über die Hände gestreift und Gesichtsmasken mit Atemfilter angelegt hatten, öffnete Zeitzier eine wuchtige Stahltür.

Paula atmete tief durch, bevor ein unverkennbarer Geruch durch den Filter ihrer Maske drang. Es war der Geruch von Formalin, in dem man Leichenteile konservierte. Paula kannte ihn von mehreren Besuchen in Professor Saafelds Leichenkammer in Holland Park.

Sie straffte die Schultern und folgte Zeitzier in einen kleinen Raum, an dessen Wänden sich viele Reihen von Metallschubladen befanden. In jeder davon, das wusste Paula, war Platz für eine Leiche. In der Mitte des Raumes stand ein Tisch, auf dem ein etwa dreißig Zentimeter langer, von einem weißen Tuch verhüllter Gegenstand lag. Zeitzier sah sie an.

»Sind Sie bereit?«, fragte er. »Falls sie eine Toilette brauchen, sie ist gleich hinter der Tür dort.«

*Er glaubt wohl, dass mir schlecht wird*, dachte Paula und erwiderte fest seinen Blick. Dann griff er nach dem Tuch und zog es mit einem Ruck zur Seite. Paula ballte die Hände in den Latexhandschuhen unwillkürlich zu Fäusten.

Vor ihr lag in einem großen, mit Formalin gefüllten Glasgefäß der knapp unterhalb des Kinns vom Rumpf abgetrennte Kopf von Elena Brucan, der sie mit glasigen Augen anstarrte. Auf dem zylindrischen Behälter lag ein mit einem gläsernen Knopf versehener Glasdeckel. Paula sah dem gruseligen Exponat eindringlich in die Augen, als könnten ihr diese ein Geheimnis verraten. Aber das war pure Einbildung.

»So was nennen wir in England ein Laborgefäß«, sagte sie und deutete mit einem behandschuhten Zeigefinger auf den Glaszylinder.

»Wir hier auch«, erwiderte Zeitzier, dessen Stimme durch die Maske seltsam verzerrt klang.

»Da haben wir es«, wandte sich Paula an Tweed, ohne den Zeigefinger zu senken.

»Was haben wir?«

»Das Behältnis, in dem der Mörder die Köpfe transportiert.«

»Ich dachte mir schon, dass Sie in Elenas Sachen nichts finden würden«, sagte Tweed zu Paula, nachdem Beck sie vor dem Hoteleingang abgesetzt hatte. »Becks Leute werden alles bereits sorgfältig durchsucht haben – und Zeitzier wahrscheinlich auch.«

Kurz bevor sie die Leichenhalle verließen, hatte Paula darum gebeten, sich Elenas Garderobe ansehen zu dürfen. Tweed hatte es ihr nicht ausgedrückt, obwohl er gewusst hatte, dass sie damit nur ihre Zeit verschwendete. Jetzt klappte er seinen Kragen nach oben, weil die Kälte unter seinen Mantel kroch. »Hätten Sie Lust auf einen kleinen Spaziergang in dem Park da drüben?«, fragte er. »Ich möchte in Ruhe nachdenken.«

»Stimmt, ich habe nichts gefunden«, sagte Paula, nachdem sie die Straße überquert hatten. »Aber es hat sich trotzdem gelohnt«, fügte sie hinzu.

»Sprechen Sie bitte nicht in Rätseln.«

»Ich weiß, das ist sonst Ihre Spezialität.«

»Also, was meinen Sie damit?«, fragte er gereizt.

»Ich habe entdeckt, dass etwas fehlt. Sie erinnern sich doch bestimmt an den bestickten Schal, den sie immer trug? Nun, der war nicht da.«

»Könnte er vielleicht ... äh ... entfernt worden sein, bevor der Mörder sich an sein schändliches Werk machte? Er war ihm vielleicht im Weg, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Tweed bemühte sich um eine möglichst harmlose Formulierung.

»Was ist dann aus dem Schal geworden?«

»Wahrscheinlich hat er ihn in den Fluss geworfen.«

»Das glaube ich nicht. Beck hat den Fluss nach dem Kopf absuchen lassen.«

»Aber der Kopf hat dieses Mal doch gar nicht gefehlt.«

»Stimmt, entschuldigen Sie bitte. Ich bin schon völlig überreizt. Beck hat den Fluss natürlich nach irgendwelchen Spuren absuchen lassen. Er hat sogar Taucher losgeschickt. Aber den Schal haben sie nicht gefunden.«

»Wenn man sich alle vier Fälle ansieht, könnte man zu dem Schluss kommen, dass der Täter eine Vorliebe für Wasser hat«, sagte Tweed. »In Maine hat er am Atlantik gemordet, in Bray hat er Holgates Leiche in einen Nebenarm der Themse geworfen, und in Montreux wurde Seales Leiche im See gefunden. Das alles kann kein Zufall sein.«

»Und hier saß Elena Brucan tot in einem Boot«, führte Paula seine Überlegungen weiter aus. »Was hat das nur zu bedeuten? Kennen wir jemanden, der gern segelt?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Ich habe übrigens schon seit geraumer Zeit das Gefühl, dass eine der in den Fall verwickelten Personen mir gegenüber eine wichtige Bemerkung gemacht hat. Ich kann mich nur nicht mehr erinnern, wer das war oder was er gesagt hat. Ich weiß auch nicht mehr, wann diese Bemerkung gefallen ist, aber ich habe so ein Gefühl, als wäre es schon eine Weile her.«

»Hören Sie auf, sich mit Gewalt erinnern zu wollen. Denken Sie an gar nichts, und irgendwann fällt es Ihnen dann urplötzlich wieder ein.«

»Aber ich bin davon überzeugt, dass es äußerst wichtig ist«, sagte Paula. »Es war eine eher beiläufige Bemerkung. Und jetzt frage ich mich, ob er – oder vielleicht auch sie – diesen Fehler bemerkt hat. Möglicherweise ist das der

Grund für diesen Mordversuch in der Altstadt. Vielleicht glaubt der Täter, dass ich zu viel weiß. Aber was?«

»Denken Sie einfach nicht darüber nach.«

Während Tweed mit ihr sprach, ließ er den Blick durch den dunklen Park schweifen. Er war sich sicher, dort eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Er schob die Hand in den Mantel und griff nach seiner Walther.

»Kommen Sie«, sagte er zu Paula. »Gehen wir ins Hotel.«

Luigi hatte gerade im Park die Gegend sondiert, als er Tweed und Paula auf sich zukommen sah. Schnell versteckte er sich hinter einem Busch und überlegte, ob dies nicht ein geeigneter Zeitpunkt wäre, seinen Job zu erledigen. Dann fiel ihm jedoch auf, dass Tweed genau in die Richtung blickte, wo er sich verborgen hielt. Nein, jetzt wäre es zu riskant. Da war es doch besser, wenn er sich in den frühen Morgenstunden in Paula Greys Suite schlich, um die Frau im Schlaf umzubringen. Danach brauchte er nur noch seine Tasche zu nehmen und das Hotel über die Feuerleiter zu verlassen.

Luigi hatte vorausschauend unter falschem Namen einen Wagen gemietet, mit dem er Zürich in Richtung Österreich verlassen wollte. Mit etwas Glück war er dann schon über der Grenze, bevor die Leiche entdeckt wurde.

In Österreich würde er ein paar Wochen bleiben und sich einen Bart wachsen lassen, um sein Aussehen komplett zu verändern. Luigi war ein sehr gründlicher Mensch, der nichts dem Zufall überließ. Das war auch der Grund, weshalb er in seinem Metier immer noch am Leben war.

»Die Einzige, mit der ich bisher noch kein längeres

Gespräch führen konnte, ist Sophie«, sagte Paula, als sie ins Hotel zurückkamen.

»Ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, dass sie etwas mit der Sache zu tun hat«, entgegnete Tweed.

»Das sagen Sie so, aber in wie vielen Fällen mussten Sie nicht schon zu guter Letzt feststellen, dass ausgerechnet die Person der Täter war, von der Sie es am allerwenigsten vermutet hätten?«

»Es waren nicht wenige«, sagte Tweed und nickte nachdenklich.

»Ich verlasse Sie jetzt, wenn es Ihnen nichts ausmacht«, sagte Paula. »Dort drüben sitzt nämlich Sophie. Sie ist ganz allein, obwohl alle anderen Tische besetzt sind.«

Als Paula die Halle betrat, griff Sophie gerade nach ihrem Glas. Vor ihr auf dem Tisch stand eine fast leere Flasche Gin. Gerade als Paula sich fragte, ob Sophie wohl betrunken war, sah diese zu ihr herüber und winkte sie heran.

»Stört es Sie, wenn ich mich zu Ihnen setze?«, fragte Paula und schlüpfte aus ihrem Mantel. »Oder wären Sie lieber allein?«

»Nein, ganz und gar nicht.« Sophie sah sich kurz um. »Aber hier können wir nicht richtig reden. Gehen wir doch hinauf auf mein Zimmer.«

Schweigend fuhren sie im Aufzug in den zweiten Stock hinauf. Erstaunt sah Paula sich in Sophies geräumiger Suite um. Überall standen Koffer auf dem Boden. Zwei waren geöffnet, und man konnte sehen, dass ihr Inhalt mit großer Sorgfalt gepackt worden war – was Paula ebenfalls überraschte. Eigentlich hatte sie Sophie eher für etwas schlampig gehalten.

»Geben Sie mir doch Ihren Mantel«, sagte Sophie und

öffnete einen Schrank, in dem bereits mehrere elegante Mäntel hingen. Sophie hat offensichtlich eine große Schwäche für Klamotten, dachte Paula und setzte sich. Ihr fiel auch auf, wie behände und sicher sich Sophie trotz des vielen Alkohols bewegte, den sie intus haben musste. Irgendwie kam sie Paula ziemlich durchtrainiert vor.

»Jetzt genehmige ich mir einen«, verkündete Sophie, als wäre es der erste Drink des Tages. »Was kann ich Ihnen anbieten?«

»Ein Glas Chardonnay, wenn das kein Problem für Sie ist.«

»Problem? Es gibt nichts, womit ich nicht fertig würde.«

Sophie verschwand im Badezimmer. Als sie wieder zurückkam, hatte sie sich zwei Gläser unter den Arm geklemmt und trug in der einen Hand eine ungeöffnete Flasche Chardonnay, in der anderen eine Flasche Scotch. Sie öffnete die Weinflasche und goss Paula ein Glas davon ein. Nachdem sie das eigene Glas mit Whisky gefüllt hatte, ließ sie sich in einen der Sessel fallen und prostete Paula zu.

»Auf unsere Morde.«

»Ich würde eigentlich lieber darauf anstoßen, dass wir sie so schnell wie möglich aufklären.«

»Ich habe Sie mit auf mein Zimmer genommen, damit uns Marienetta nicht über den Weg läuft. Allerdings wäre das momentan sowieso nicht allzu wahrscheinlich, sie ist nämlich verschwunden.«

»Wirklich? Ihr Vater übrigens auch, wie es aussieht.«

»Hoffen wir, dass es für immer ist. Ich hätte nichts dagegen, die beiden nie mehr wiederzusehen.« Sophie kicherte und leerte ihr Glas zur Hälfte.

»Meinen Sie das im Ernst?«, fragte Paula.

»Na, klar doch«, sagte Sophie und ahmte perfekt den Tonfall einer überdrehten Amerikanerin nach.

So hatte Paula die junge Frau noch nie erlebt. Sie war ganz anders als sonst, ihre Stimme klang geradezu sanft, und in ihren Worten lag nicht die geringste Boshaftigkeit. Es klang fast so, als würde sie das, was sie sagte, überhaupt nichts angehen.

Auch ihre äußere Erscheinung war verändert. Sie trug ein schwarzes Samtkleid mit Spaghettiträgern, in dem ihre muskulösen, aber wohl geformten Schultern vorteilhaft zur Geltung kamen. Das lange, braune Haar war nicht wie sonst streng in einem Pferdeschwanz zusammengefasst, sondern fiel ihr in weichen Wellen über die Schultern.

Sophie war wirklich eine attraktive Frau mit einer guten Figur. Während sie sich unterhielten, geriet Paula immer mehr in den Bann der grauen Augen ihres Gegenübers, die sie in der einen Minute völlig offen und geradeaus anblickten, um sich in der nächsten auf rätselhafte Weise zu verschleiern. Paula befürchtete fast, dass Sophie versuchte, sie zu hypnotisieren, und schloss kurz einmal die Augen.

»Sie haben wirklich eine umfangreiche Garderobe mitgenommen«, bemerkte sie.

»Ja, ich liebe Kleider über alles. Aber das ist noch gar nichts gegen die Klamotten, die Marienetta mit sich herumschleppt. Meine Kusine ist zwar unglaublich zierlich, aber sehr zäh und drahtig.«

»Haben Sie eigentlich oft Streit miteinander?«, wollte Paula wissen und musste an die beiden unschönen Zwischenfälle denken, deren Zeugin sie geworden war. »Wie war das, als Sie beide noch jünger waren?«

»Wir waren immer schon wie Hund und Katze. Marienetta war so etwas wie eine ältere Schwester und ich

das überflüssige Anhängsel. Bis es mir eines Tages zu bunt wurde und ich ihr beinahe den Unterkiefer gebrochen hätte.«

»Wie haben Sie denn das geschafft?«

»Ich habe mir einen Schlagring von meinem Freund ausgeliehen und einen Handschuh darüber gezogen. Als ich Marienetta damit geschlagen habe, ist sie einfach nach hinten umgekippt.« Sophie kicherte. »Danach war sie eine Woche im Krankenhaus, und seitdem vermeidet sie es, mich allzu blöd anzumachen.« Wieder kicherte sie, ihre Augen verschleierten sich, und abermals hatte Paula das Gefühl, als wollte Sophie sie in einen Abgrund ziehen.

Während Paula irritiert einen Schluck Weißwein trank, goss sich Sophie ein weiteres Glas Whisky ein. Bis jetzt hatte sie nach vorn gebeugt dagesessen und Paula durchdringend angestarrt, aber nun ließ sie sich in den Sessel zurücksinken, legte den Kopf an die Lehne und starrte an die Zimmerdecke. Ob der Alkohol wohl doch seine Wirkung tat?

»Was glauben Sie, wer für diese grässlichen Morde verantwortlich ist?«, fragte Paula unvermittelt.

»Vielleicht George Karazov?«, antwortete Sophie leise.

»Ich habe mal ein Buch über Nachahmungstäter gelesen. Dieser Karazov hat seine Opfer regelrecht abgeschlachtet. Anscheinend völlig sinnlos. Einmal hat er sich sogar in ein Leichenschauhaus geschlichen, um eines seiner Opfer zu fotografieren. Die Abzüge hat er dann ans FBI geschickt und draufgeschrieben: *Das war ich. Ihr werdet mich nie erwischen.* Und so war es auch. Sie haben ihn nie erwischt. Vielleicht ist er jetzt wieder aktiv geworden.«

Paula wusste alles über den Fall Karazov. Dass Sophie so fasziniert davon war, weckte ihre Neugier, aber gleichzeitig verspürte sie auch ein heftiges Unbehagen. Sie

schob das Gefühl beiseite und fragte weiter.

»Sie haben gerade gesagt, ›anscheinend völlig sinnlos‹. Was haben Sie damit gemeint?«

»Nun ja, ich kann gerade noch verstehen, wenn jemand seinen Opfern den Hals durchschneidet. Aber sie regelrecht abzuschlachten ergibt doch keinen Sinn, oder?«

»Und wie erklären Sie sich das mit den Fotos in der Leichenhalle?«

»Also, ich vermute mal, dass er stolz auf seine Arbeit war.« Plötzlich richtete Sophie sich auf und suchte Paulas Blick. »Und was glauben Sie? Wer ist der Täter in unserem Fall?«

»In diesem Stadium der Ermittlungen ist das schwer zu sagen.«

»Aber Sie müssen doch schon irgendwelche Hinweise haben. In welche Richtung ermitteln Sie?«, fragte Sophie weiter.

»Wir haben bisher noch nichts Konkretes. Wir müssen abwarten, bis der Mörder irgendwann einen Fehler macht.«

»Aber bisher hat er noch keinen gemacht, oder?«

»Da bin ich nicht so sicher. Wie gesagt, wir müssen abwarten«, sagte Paula.

»Falls dieser Karazov tatsächlich wieder aktiv ist, werden Sie lange warten können. Er ist einfach zu clever, und er hat viel zu viel Erfahrung.«

»Das mag sein«, sagte Paula und hielt einen Moment inne. »Aber ich glaube nicht, dass es Karazov ist. Jetzt muss ich aber gehen, sonst machen sich die anderen noch Sorgen um mich. Es war schön, mit Ihnen zu plaudern.« Das zuletzt gesagte entsprach allerdings nicht ganz der Wahrheit.

*Normal oder abnormal?*, fragte sich Paula, während sie zu Tweeds Suite ging, um ihm Bericht zu erstatten. Aber eigentlich wusste sie die Antwort schon.

Der schwarze Mercedes war einer der wenigen Wagen, die in dieser Nacht auf der Landstraße außerhalb Zürichs unterwegs waren. Ed Danvers, der am Steuer saß, hatte den Wagen unten am See geparkt, dessen glattes Wasser jenseits einer niedrigen Mauer wie ein schwarzer Spiegel ausgebreitet da lag. Russell Straub, der auf dem Beifahrersitz saß, machte einen nervösen, angespannten Eindruck.

»Dieser Tweed wird allmählich zu einem Problem«, sagte er grimmig. »Er darf auf keinen Fall weiter ermitteln.«

»Wieso, Sir?« Der FBI-Mann hätte gern mehr Informationen bekommen.

»Wenn er den Killer stellt, wird das womöglich weltweit Schlagzeilen machen. Und das kann ich überhaupt nicht gebrauchen.«

»Denken Sie dabei an den Mord an Hank Foley?«

Straub drehte den Kopf zur Seite und spähte durch die getönte Autoscheibe nach draußen. Nachdem er sich vergewissert hatte, das niemand in den Wagen schauen konnte, zündete er sich genüsslich eine dicke Zigarre an.

»Ich rauche nie in der Öffentlichkeit, wie Sie wissen. Damit sichere ich mir die Stimmen überzeugter Nichtraucher.«

»Machen Sie sich denn Sorgen wegen des Mordes an Hank Foley?«, hakte Danvers nach, obwohl ihm sein Instinkt als FBI-Beamter sagte, dass dies nicht der wahre Grund für Straubs Nervosität sein konnte. »Falls die

Presse die Sache wirklich aufbauschen sollte, muss sie ja nicht unbedingt erwähnen, dass Sie zufälligerweise in der Nähe von Pinedale ein Haus besitzen.«

»Da kennen Sie die Presse schlecht. Die *Washington Post* hasst mich und lässt keine Gelegenheit aus, mich herunterzumachen.«

»Falls es noch einen anderen Grund gibt, weshalb Tweed Ihnen Sorgen bereitet, dann sollte ich das wissen. Sonst stochere ich ja nur im Nebel herum.«

»Es gibt keinen anderen Grund, verdammt noch mal«, herrschte Straub ihn an. »Und vergessen Sie nicht – wenn ich Präsident werde, werde ich Cord Dillon als Stellvertretenden Direktor der CIA entlassen. Ich könnte Sie jederzeit an seine Stelle setzen. Andererseits ...« Sein Ton wurde drohend. »... andererseits könnte ich Sie aber auch für den Rest Ihrer beruflichen Laufbahn in London versauern lassen. Sie haben die Wahl, Ed.«

»Sie wollen mir doch hoffentlich nicht vorschlagen, dass ich einen Killer auf Tweed ansetzen soll?«

»Würde ich so ein Risiko wohl eingehen, Ed?« Grinsend wandte er sich wieder dem FBI-Mann zu, den der Ton seines Vorgesetzten offenbar nicht gerade einschüchterte.

»Ich könnte meine Verbindungen spielen lassen und etwas diplomatischen Druck auf die Schweizer Behörden ausüben, um zu veranlassen, dass Tweed des Landes verwiesen wird«, sagte Danvers.

In diesem Augenblick tauchte oben auf der Kaimauer eine Gestalt im Trenchcoat auf. Langsam schlenderte der Mann, der seinen Hut tief ins Gesicht gezogen hatte, an dem Mercedes vorbei und spähte neugierig durch die Windschutzscheibe ins Wageninnere.

»Wer zum Teufel war das?«, schnaubte Straub. »Er hat mir mitten ins Gesicht gesehen.«

»Nur irgendein Spaziergänger. Soll ich Sie jetzt ins Hotel zurückfahren?«

»Ja, tun Sie das. Und vergessen Sie nicht, dass unsere Zusammenarbeit bisher ganz gut geklappt hat. Bisher ...«, wiederholte er und grinste Danvers mit seinem Haifischlächeln an.

Der Mann im Trenchcoat schlenderte gelassen weiter, bis der Mercedes weggefahren war. Dann drehte Marier sich um und kehrte zu seinem Motorrad zurück, mit dem er den Mercedes bis hierher verfolgt hatte, nachdem er vor dem Hotel gesehen hatte, wie Straub in den Wagen gestiegen war. Jetzt fuhr er zurück, um Tweed Bericht zu erstatten.

Paula hatte Tweed gerade von ihrer Unterhaltung mit Sophie erzählt, als Monica anrief. Nachdem Monica ein paar Worte mit Tweed gewechselt hatte, stellte sie ihn zu Howard durch. Aus der Tatsache, dass das Gespräch mehrere Minuten dauerte, schloss Paula, dass es zu Hause Ärger gab.

»Gibt es Probleme?«, wollte sie wissen, nachdem Tweed aufgelegt hatte.

»Manche würden es vielleicht als Problem ansehen, aber ich nicht«, sagte Tweed, der vor dem Anruf einen besorgten, abwesenden Eindruck gemacht hatte, jetzt aber munter und aufgeweckt wirkte. Er nahm Paula am Arm, führte sie zu einem Sessel und setzte sich ihr gegenüber ebenfalls hin.

»Monica hat sich wirklich selbst übertroffen. Bei ihren Nachforschungen über den Stammbaum der Familie Arbogast hat sie herausgefunden, dass Vincenzo – also Romans Onkel, der sich in den Staaten niederließ – drei Kinder hatte. Zwei Jungen und ein Mädchen. Ein weiterer

Bruder, Mario, der von Rom aus nach Amerika emigrierte, hat ebenfalls drüben geheiratet und ist Vater eines Sohnes und einer Tochter, wobei Letztere allerdings in Großbritannien zur Welt kam. Leider konnte Monica bisher noch keine Namen ermitteln, aber langsam wird unser Stammbaum immer größer. Und jetzt zu Howard. Er hat mir erzählt, dass er meinetwegen bereits zweimal zum Premierminister bestellt wurde. Unser Freund Nathan Morgan von der Special Branch ist auf dem Weg hierher, um mich so schnell wie möglich nach Hause zu verfrachten.«

»Und, werden Sie die Schweiz verlassen?«

»Selbstverständlich nicht, aber der Druck auf uns nimmt zu. Das gefällt mir. Unsere Gegner kriechen allmählich aus der Deckung. Und es beweist mir, dass wir es tatsächlich mit mächtigen Gegnern zu tun haben. Aber welches Geheimnis versuchen sie zu verbergen? Hinter den Kulissen ist da offensichtlich ein mächtiger Strippenzieher am Werk, sonst hätte sich der Premierminister niemals der Sache angenommen. Übrigens finde ich es interessant, dass er laut Howard noch immer vom ›Holgate-Fall‹ spricht. Hier soll wohl eine ganze Serie brutaler Morde auf einen einzigen reduziert werden.«

»Erstaunlich, wie fröhlich Sie unter diesen Umständen klingen.«

»Wieso nicht? Monicas Neuigkeiten bestätigen mir doch das, was ich schon immer vermutet habe. Und das heißt, dass unsere Untersuchungen in die richtige Richtung gehen.«

»Die Frage, ob Sie jemanden konkret verdächtigen, kann ich mir an dieser Stelle wohl sparen«, bemerkte Paula trocken.

»Ganz recht, dazu ist es noch zu früh.«

»Und was halten Sie nun von meiner merkwürdigen Unterhaltung mit Sophie?«

»Ich fand sie sehr interessant und aufschlussreich. Normalerweise ist Sophie so zurückhaltend, dass wir sie bislang überhaupt nicht so richtig in unsere Überlegungen mit einbezogen haben.«

»Was hat Abraham Seale gesagt? Unausgeglichene Menschen wirken die meiste Zeit über völlig normal. Oder jedenfalls so etwas in der Art.«

»Darauf werden wir noch zurückkommen. Sie wirken übrigens ziemlich müde auf mich.«

»Ja, ich glaube, ich gehe am besten gleich auf mein Zimmer. Ich bin wirklich todmüde.«

Auf dem Weg zu ihrer Suite begegnete Paula Marienetta, die einen pelzgefütterten Regenmantel trug. Sie wirkte so munter und energiegeladen, dass Paula sich gleich noch müder fühlte.

»Wir dachten schon, Sie wären verschollen«, sagte Paula.

»Keineswegs«, antwortete Marienetta und setzte ein triumphierendes Gesicht auf. »Ich bin nur um die Häuser gezogen und habe ein bisschen Detektiv gespielt, wie wir verabredet hatten. Ich habe eine Menge Neuigkeiten für Sie.« Sie packte Paula am Arm. »Halt, hier geblieben. Hier ist mein Zimmer. Kommen Sie doch noch auf einen Drink mit herein. Nein, keine Widerrede. Ich habe Ihnen wirklich viel zu erzählen.«

Paula unterdrückte ein Gähnen. Vielleicht war es besser, wenn sie sich anhörte, was Marienetta zu sagen hatte.

Das Zimmer erinnerte an das von Sophie. Auch hier standen überall große Koffer herum, die teilweise

mehrfach übereinander gestapelt waren.

»Einen Chardonnay für Sie, für mich einen Scotch«, verkündete Marienetta munter. »Ich bleibe lieber beim Whisky. Jetzt raten Sie mal, mit wem ich unterwegs war. Mit Black Jack. Er hat geredet wie ein Wasserfall.«

Nachdem sie die Drinks eingegossen hatte, setzte sich Marienetta gegenüber Paula auf eine kleine Couch. Sie stießen an, und Marienetta leerte ihr Glas fast in einem Zug. Ihr goldfarbenes Kleid schimmerte im selben Farbton wie ihr glänzendes, blondes Haar, und ihre schlanke Taille wurde durch einen smaragdgrünen Gürtel betont, dessen Schnalle mit einem wertvollen Edelstein besetzt war. Elegant schlug sie ihre langen Beine übereinander.

»Wir haben sechs Bars miteinander abgeklappert. Black Jack war wirklich in Topform, aber ich bin mir sicher, dass er sich jetzt in voller Montur ins Bett geworfen hat, ohne sich auch nur die Schuhe auszuziehen. Immerhin hat er mich noch gefragt, ob ich die Nacht mit ihm verbringen will, dabei war er nicht einmal mehr in der Lage, seine Zimmertür aufzusperren.«

»Der war bestimmt voll wie eine Haubitze.«

»Kann sein, aber vielleicht hat er mir auch nur was vorgespielt. Er verträgt eine ganze Menge. Trotzdem hat er ein paar Dinge gesagt, über die er normalerweise nie gesprochen hätte.«

»Was zum Beispiel?«

»Zum Beispiel hat er sich lang und breit über das Thema Todesstrafe ausgelassen. Er ist dafür, hat er gesagt. Und er hat weiter gemeint, dass die Welt sehr viel besser dran wäre, wenn man gewisse Leute einen Kopf kürzer machen würde.«

»Sind Sie sicher, dass er das gesagt hat?«

»Genau das waren seine Worte. Er sagt, er hätte eine Liste von Leuten, die nicht mehr lange auf dieser Erde herumlaufen würden. Als ich ihn fragte, wer denn auf dieser Liste steht, hat er auf einmal einen Rückzieher gemacht und gemeint, das Letzte, was sie brauchen könnten, sei Rummel in der Öffentlichkeit. Daraufhin habe ich ihn natürlich gefragt, wen er denn mit ›sie‹ meinen würde.«

»Und? Was hat er gesagt?«

»Er hat sich gewunden wie ein Aal und schließlich gemeint, die Gesellschaft im Allgemeinen, was aber nicht sehr viel Sinn ergab. Ich brauche noch einen Drink. Wie sieht es mit Ihnen aus?«

Paula schüttelte den Kopf. Während Marienetta sich noch einen Whisky einschenkte, überlegte Paula, was sie als Nächstes sagen sollte. Marienetta setzte sich wieder und sah sie erwartungsvoll aus funkelnden Katzenaugen an.

»Hat er denn zugegeben, eines unserer Opfer getötet zu haben?«, fragte Paula bedächtig.

»Er hat nicht mehr und nicht weniger gesagt als das, was ich Ihnen eben erzählt habe. Und ich habe ein gutes Gedächtnis.«

»Dann hat er also nicht gestanden, eine bestimmte Person ermordet zu haben?«

»Wie Sie seine Aussage interpretieren, liegt ganz bei Ihnen«, erwiderte Marienetta achselzuckend. »Wir haben auch noch über andere Dinge geredet. Stundenlang. Irgendwann hat er mir erzählt, wie gern er zum Segeln geht und dass er mich auf eine Rundfahrt über den Zürichsee mitnehmen würde. Aber ich habe abgelehnt. Ein andermal vielleicht. Also, was halten Sie nun von mir als Detektivin?«

»Ich finde, sie haben gute Arbeit geleistet.«

»Und werden Sie das alles Tweed berichten? Er sollte es unbedingt erfahren. Das könnte ein Durchbruch in den Ermittlungen sein. Schließlich ist Jack ständig auf Reisen. Mein Onkel hat ihm schon öfter den Firmenjet für Flüge nach Boston überlassen.«

»Wo sie gerade von Ihrem Onkel reden – wo ist er eigentlich? Er scheint verschwunden zu sein.«

»Keine Ahnung. Onkel Roman tut immer, was er will, und verrät nur selten, wo er hingeht.«

»Haben Sie eigentlich vor, Zürich in nächster Zeit zu verlassen?«, fragte Paula mit einem Blick auf die herumliegenden Koffer.

»Wegen des Gepäcks, meinen Sie? Nein, ich bin einfach immer gern abreisebereit. Das muss ich auch, wenn ich mit Onkel Roman unterwegs bin.«

»Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich jetzt gern ins Bett gehen. Ich hatte einen anstrengenden Tag«, sagte Paula und stand auf.

»Sie haben ja Ihren Wein noch gar nicht ausgetrunken. Außerdem müssen Sie mir noch erzählen, wie weit Sie Ihrerseits mit den Ermittlungen gekommen sind«, erwiderte Marienetta in leicht vorwurfsvollem Ton.

»Das mache ich lieber morgen früh, wenn es Ihnen recht ist.« Paula ging zur Tür. »Haben Sie vielen Dank für Ihre Gastfreundschaft.«

Marienetta stand nun ebenfalls auf. Als sie auf Paula zukam, glommen ihre Katzenaugen wie zwei Glühwürmchen. »Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich herausgefunden habe, und von Ihnen erfahre ich gar nichts«. Sie zog einen Schmollmund.

»Sie werden es erfahren. Morgen früh. Und jetzt Gute

Nacht, Marienetta ...«

Paula ging schnell zu ihrer Suite und hoffte, dass Marienetta ihr nicht folgte, was zum Glück auch nicht der Fall war. Obwohl sie hundemüde und völlig erschöpft war, sprang sie noch schnell unter die Dusche, bevor sie ihre üblichen Sicherheitsvorkehrungen für die Nacht traf.

Punkt drei Uhr morgens verließ Luigi in einem seriösen grauen Anzug gekleidet sein Zimmer. Er überprüfte kurz, ob die Feuertür am Ende des Korridors sich auch wirklich öffnen ließ, bevor er mit seiner Glock im Aktenkoffer über die menschenleeren Gänge zu Paula Greys Suite schlich.

Am nächsten Morgen erwachte Paula mit dem angenehmen Gefühl, zum ersten Mal seit vielen Tagen wieder richtig durchgeschlafen zu haben. Sie zog sich den Bademantel über und ging zur Tür. Bevor sie tags zuvor ins Bett gegangen war, hatte sie zwei Sicherheitsvorkehrungen getroffen.

Zuerst hatte sie einen stabilen Stuhl so an die Tür gestellt, dass seine Lehne die Klinke blockierte, und zweitens hatte sie den Gummikeil, den sie auf Reisen immer dabei hatte, mit der schmalen Seite in den Türspalt geklemmt. Jetzt stand die Tür fünf Zentimeter weit offen, und die Lehne des Stuhles bog sich gefährlich durch. Offenbar hatte jemand das Schloss geknackt und versucht, die Tür zu öffnen, war dabei aber an dem Gummikeil gescheitert, der sich umso fester unter den Türspalt geschoben hatte, je mehr der Eindringling versucht hatte, die Tür aufzudrücken.

Paula holte die Browning, die in der Nacht unter ihrem Kopfkissen gelegen hatte, und schlich vorsichtig zur Tür. Dort spähte sie durch den Spalt und lauschte angestrengt nach draußen. Erst als sie eine Minute lang nichts hörte, entfernte sie vorsichtig den Stuhl und stemmte sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen das Türblatt, bis der Keil nachgab und die Tür laut ins Schloss fiel. Paula seufzte erleichtert auf.

Nachdem sie sich geduscht hatte, zog sie einen Wollpullover, einen wollenen Rock und ein paar bequeme Schuhe an. Dann nahm sie ihre Umhängetasche, in deren Geheimfach sie zuvor die Browning verstaut hatte, und ging zu Tweeds Suite. Tweed war nicht allein.

Kurz bevor Paula zu ihm kam, hatte es an Tweeds Tür geklopft. Er war ziemlich erstaunt gewesen, als Nathan Morgan in Pelzmantel und Fellmütze vor ihm gestanden hatte. In dieser Aufmachung hatte er noch dicker und lächerlicher als sonst ausgesehen. Tweed hatte den ungebetenen Gast hereingelassen, ihm aber keinen Stuhl angeboten.

»Was verschafft mir das Vergnügen?«, hatte er gerade mit einem ironischen Lächeln gefragt, als Paula an seine Tür klopfte.

Tweed ließ sie herein. Sie musterte Morgan mit einem unterdrückten Grinsen, bevor sie sich in einem der Sessel niederließ. Tweed wiederholte seine Frage.

»Ich komme in geheimer Mission zu Ihnen«, antwortete Morgan wichtiguerisch und blickte hinüber zu Paula.

»Bitte verlassen Sie das Zimmer. Ich muss allein mit Ihrem Chef sprechen.«

»Ich dachte, es wäre inzwischen selbst Ihnen klar geworden, dass Miss Grey meine persönliche Assistentin ist, die schon seit vielen Jahren eng mit mir zusammenarbeitet. Außerdem steht sie kurz davor, den brutalen Massenmörder zu enttarnen, der auf zwei Kontinenten seine grauenhaften Verbrechen begangen hat.«

Ist er sich da sicher?, fragte sich Paula.

»Was soll das heißen?«, polterte Morgan los. »Schicken Sie sie jetzt hinaus oder nicht?«

»Muss ich Ihnen denn wirklich alles zweimal sagen?«, sagte Tweed so liebenswürdig wie möglich. »Miss Grey bleibt, und damit basta.«

»Verdammt kalt hier in der Schweiz«, brummte Morgan.

»Viel kälter als bei uns zu Hause.«

Auf seinem ausdruckslosen Gesicht standen dicke

Schweißtropfen. Liebend gern hätte er wohl den schweren Pelzmantel ausgezogen, aber bisher hatte ihn niemand dazu aufgefordert. Schwer atmend begann er zu reden.

»Ich komme geradewegs vom Flughafen. Mein Auftrag lautet, Sie sofort zurück nach England zu eskortieren.« Aus der Innentasche seines Mantels holte er einen Umschlag und überreichte ihn Tweed. Nachdem dieser das darin enthaltene Blatt gelesen hatte, legte er es achtlos beiseite, aber statt auf der Tischplatte zu landen, segelte das Schriftstück auf den Boden.

»Aber das ist meine Ermächtigung!«, protestierte Morgan.

In diesem Augenblick wurde heftig an die Tür geklopft. Tweed öffnete und ließ Arthur Beck herein, der Morgan mit grimmigen Blicken musterte.

»Darf ich vorstellen?«, sagte Tweed in demselben lebenswürdigen Ton, den er schon bei Morgan angeschlagen hatte. »Nathan Morgan. Er ist ...«

»Direktor der Special Branch«, schnitt Morgan ihm das Wort ab.

»Direktor auf Probezeit, um das zu korrigieren«, sagte Tweed. »Morgan muss sich in dem Job erst noch bewähren. Er ist hierher gekommen, um mich nach England zurückzubringen. Ach übrigens, das ist Arthur Beck, Chef der Schweizer Bundespolizei.«

»Genau der Mann, den ich brauche«, sagte Morgan eifrig und streckte Beck seine hässliche Hand hin, die dieser jedoch ignorierte. »Sie können mir bei meiner Mission behilflich sein«, fuhr Morgan rasch fort, »und zwar indem Sie mir eine Eskorte zur Verfügung stellen, mit der ich Tweed zum Flughafen bringen kann.«

»Da gibt es nur ein kleines Problem, Arthur«, sagte Tweed. »Ich habe nicht die geringste Lust, mit diesem

Gentleman zusammen nach Hause zu fliegen. Ich glaube, ich muss Sie ein wenig über die Organisation unserer Geheimdienste aufklären. Der SIS untersteht dem direkten Befehl des Premierministers, während die Special Branch ihre Befehle vom Police Commissioner erhält.« Er drehte sich um und deutete auf den Boden. »Da liegt ein lächerlicher Schrieb des Innenministers, den Morgan als seine Ermächtigung ansieht. Der Wisch ist das Papier nicht wert, auf dem er getippt wurde.«

»Dem kann ich nur schärfstens widersprechen!«, japste Morgan, dem jetzt der Schweiß in Strömen übers Gesicht lief. In der zentralgeheizten Suite war es um einiges wärmer als draußen. »Mr. Beck, ich verlange, dass Sie mir in dieser Angelegenheit Amtshilfe leisten.«

»So wie ich die Sache sehe, hätten Sie nicht einmal in England die Befugnis, Mr. Tweed Befehle zu erteilen«, erwiderte Beck ungerührt. »Und hier in der Schweiz sieht es noch einmal anders aus. Mr. Tweeds Zustimmung vorausgesetzt, würde ich jetzt vorschlagen, dass Sie dieses Land auf der Stelle verlassen. Und zwar ohne ihn.«

»Das ist unerhört!«

»Unerhört ist Ihr Auftritt hier«, sagte Tweed ruhig.

Morgan hatte die Handschuhe unter die Achsel geklemmt und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von Stirn und Gesicht. Als er das Tuch wieder einsteckte, war es klatschnass. Paula stand auf und gab ihm ein Glas Wasser.

»Trinken Sie das, bevor Sie gehen, sonst trocknen Sie noch aus.«

»Danke«, brachte Morgan mit Mühe hervor, bevor er das Glas auf einen Zug austrank.

Paula ging an die Tür und öffnete sie. Morgan blickte verwirrt in die Runde. Vielleicht lag es an der Wärme,

dass er tatsächlich den Rückzug antrat. Auf der Türschwelle drehte er sich noch einmal um und warf Tweed einen bösen Blick zu.

»Ich werde zu Hause einen detaillierten Bericht über Ihr Verhalten abgeben, darauf können Sie Gift nehmen.«

»Tun Sie das.«

Nachdem der ungebetene Gast gegangen war, schloss Paula die Tür hinter ihm ab. Tweed nahm Beck den Mantel ab und bot ihm einen Sessel an. Beck setzte sich und nahm das Glas Wasser, das Paula ihm reichte, trank aber nicht daraus.

»Ich bin gekommen, weil es ein Problem wegen Ihres Aufenthalts hier in der Schweiz gibt, Tweed«, sagte er.

»Aber machen Sie sich keine Sorgen. Ich habe die Sache im Griff. Möglicherweise steckt der Dummkopf, der gerade gegangen ist, dahinter, aber eigentlich glaube ich das nicht. Ich hatte ein langes Telefonat mit unserem Innenminister. Er fordert, dass Sie bei der Untersuchung der Morde etwas dezenter auftreten.«

»Entschuldigen Sie bitte, Arthur«, mischte Paula sich ein, »aber woher weiß denn der Innenminister, dass Tweed in Zürich ist?«

»Das sage ich Ihnen gleich. Ich habe ihn erst mal reden lassen, aber dann ist mir der Kragen geplatzt, und ich erklärte dem Minister, dass Tweed unsere einzige Chance sei, die Morde aufzuklären. Schließlich haben wir es mit einer Serie von Verbrechen zu tun, die sich nicht auf ein Land beschränkt, und Sie sind der Einzige, der an allen bisherigen Tatorten ermittelt hat. Die Autopsien der beiden Opfer hier in der Schweiz weisen eindeutig darauf hin, dass es sich um denselben Täter handelt. Schließlich habe ich den Minister unter Druck gesetzt und ihn gefragt, was wohl die Touristen, die viel Geld in der Schweiz

lassen, dazu sagen, dass jemand hier wahllos Menschen enthauptet. Das hat ihn davon überzeugt, dass Sie doch der richtige Mann sind, um mir bei den Ermittlungen zu helfen. Er lässt sogar ausrichten, dass er Ihnen viel Erfolg dabei wünscht.«

»Dann haben Sie heute ja schon harte, aber erfolgreiche Arbeit geleistet«, sagte Tweed anerkennend.

»Und jetzt will ich Paulas Frage beantworten. Woher also wusste der Innenminister, dass Sie in Zürich sind? Die Antwort ist Roman Arbogast. Er hat ihn in Bern aufgesucht.«

»Jetzt wissen wir also, wo er war«, warf Paula ein.

»Arbogast ist erst seit kurzem wieder hier. Er hat den Innenminister gebeten, Sie von den Ermittlungen fern zu halten. Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, weshalb er das will.«

»Ich mir schon«, sagte Paula. »Aber verlangen Sie jetzt bitte nicht, dass ich Ihnen das erkläre. Soweit bin ich noch nicht.«

»Auf jeden Fall geht es um Macht«, sagte Tweed mit Nachdruck. »Das ist die treibende Kraft hinter allem. Eine Macht, die ihren Ursprung in Washington hat.«

»Das klingt ja sehr beängstigend«, sagte Beck. »Scheint sich um ein wirklich großes Kaliber zu handeln.«

Eine Weile lang war es still in der Suite. Alle dachten über das soeben Gesagte nach. Es war Paula, die schließlich das Schweigen brach und zu erzählen begann, dass in der Nacht jemand versucht habe, in ihr Zimmer einzudringen. Als Beck und Tweed das hörten, wurden ihre Mienen noch ernster.

»Das bestärkt meine Vermutung, dass ich etwas weiß,

was ich nicht wissen dürfte«, beendete Paula ihren Bericht. »Wenn mir nur einfallen würde, was es ist ...«

Tweed erklärte Beck, dass während eines Gesprächs von Paula mit einem der zahlreichen Beteiligten an diesem Fall offenbar eine Bemerkung gefallen war, die einen Hinweis auf die Identität des Mörders enthielt. So sehr Paula sich aber nun bemühe, sich zu erinnern, es wolle ihr einfach nicht gelingen. Nur wisse der Täter das nicht.

»Ich weiß genau, was Sie meinen«, sagte Beck zu Paula.

»Ich hatte einmal einen Fall, dessen Lösung von etwas abhing, was ich gehört und über längere Zeit völlig vergessen hatte. Als es mir wieder einfiel, wusste ich sofort, wer der Täter war.«

»Ich habe Newman übrigens gebeten, uns Fahrkarten erster Klasse nach Lugano zu besorgen«, sagte Tweed. »Und zwar für heute.« Dann erzählte er Beck, was die Arbogasts vorhatten und wie Paula es durch Zufall herausgefunden hatte. »Können Sie sich vorstellen, wieso sie ausgerechnet nach Lugano wollen?«

»Arbogast hat dort eine weitere Niederlassung. Außerdem liegt es ganz nahe an der Grenze zu Italien. Arbogast verdient viel Geld mit dem Export von waffenfähigen Sprengstoffen, was uns große Sorgen macht. Das ist übrigens der eigentliche Grund, weshalb er beim Innenminister war. Er wollte ihm Dokumente zu seiner letzten Ausfuhr nachreichen, die bereits auf einem Güterzug nach Süden rollt. Angeblich sind es Sauerstoffflaschen.«

»Und wieso macht Ihnen das Sorgen?«, fragte Paula.

»Weil wir nicht wissen, wo die Ladung wirklich hingeht. Der Güterzug fährt nach unserer Kontrolle an der Grenze weiter nach Genua, wo die Sauerstoffflaschen auf ein Schiff verladen werden. Der Frachter heißt *Saturn* und fährt unter liberianischer Flagge. Arbogast wickelt viele

Geschäfte über einen angesehenen italienischen Mittelsmann ab.«

»Nochmals – was beunruhigt Sie?«, hakte Paula nach.

»Es ist nicht auszuschließen, dass die Sauerstoffflaschen in Wirklichkeit Giftgas enthalten.«

»ACTIL«, antwortete Paula. »A steht für Armaments, also Waffen.«

»Richtig. Und sollte es sich tatsächlich um Giftgas handeln, wo geht das dann hin? Wenn es erst einmal auf dem Schiff ist, kann das kein Mensch mehr sagen. Und wer bei ACTIL ist für Geschäfte mit Sprengstoffen und Waffen zuständig?«

»Sophie«, antwortete Paula so leise, dass es fast ein Flüstern war.

»Ach, Paula, da fällt mir gerade ein, dass ein gewisser Mr. Mannix hier im Hotel abgestiegen ist«, sagte Tweed.

»Was!«, rief Paula. »Das Phantom! In dem Hotel in Montreux hat doch auch ein Mannix gewohnt. In dessen Zimmer wir einen langen schwarzen Mantel und einen Schlapphut gefunden haben.«

»Da trifft es sich gut, dass Sie gerade hier sind, Beck«, fuhr Tweed fort. »Ich dachte mir nämlich, dass Sie vielleicht den Geschäftsführer des Hotels überreden könnten, uns einen Blick in das Zimmer von diesem Mannix werfen zu lassen.«

»Das lässt sich machen.« Beck stand auf. »Warten Sie einen Augenblick ...«

Fünf Minuten später öffnete der Assistent der Geschäftsführung – nachdem er zuvor mehrmals geklopft hatte – mit seinem Passepartout die Tür eines geräumigen Zimmers, das nach vorn auf den Hoteleingang hinausging. Becks Autorität und die bloße Erwähnung, dass er in einem Mordfall ermittele, hatten wahre Wunder gewirkt. Ein Zimmermädchen, das herbeigerufen wurde, gab an, dass das Bett nicht berührt worden sei.

Paula öffnete den Garderobenschrank, in dem sich ihr derselbe Anblick bot wie in Montreux. Auf einem Bügel hing ein langer schwarzer Mantel, daneben ein schwarzer Anzug, der Becks Schätzung zufolge einem Mann gehören musste, der größer als einen Meter achtzig war.

Paula ging weiter ins Badezimmer, wo sie auf der Ablage über dem Waschbecken einen nagelneuen Rasierpinsel aus Dachshaar sowie eine noch nicht

angebrochene Tube Rasiercreme und einen unbenutzt aussehenden Nassrasierer sah. Die hoteleigene Seife war noch eingewickelt, und in den Borsten der Haarbürste konnte sie kein einziges Haar entdecken.

Paula suchte das ganze Zimmer ab, fand aber keine Spur von einem Hut oder von irgendwelchen Handschuhen. Der ganze Raum wirkte so, als hätte hier seit längerer Zeit niemand mehr gewohnt, was Paula ziemlich unheimlich fand. Sie streifte sich ein Paar Latexhandschuhe über, die sie für alle Fälle bei sich hatte, und klappte vorsichtig einen großen schwarzen Koffer auf, der vor dem Schrank auf dem Boden lag. Er war leer.

»Mr. Mannix hat das Zimmer vor zwei Tagen für eine Woche gemietet«, erklärte der Hotelangestellte. »Und er hat im Voraus bezahlt. In bar.«

»Können Sie mir eine Beschreibung von ihm geben?«, fragte Beck.

»Als er ankam, war an der Rezeption grade sehr viel los, weshalb ihn der Dienst habende Portier nur sehr vage beschreiben kann. Er erinnert sich an einen großen Herrn in schwarzem Mantel und mit einem großen Schlapphut, dessen Krempe er tief ins Gesicht gezogen hatte. Der Page, der sein Gepäck hochtrug, weiß auch nicht viel mehr. Er hat nur gesagt, dass der Gast sehr wortkarg gewesen sei und ihm ein fürstliches Trinkgeld von fünfzig Franken gegeben habe.«

»Ein Phantom, wie in Montreux«, sagte Paula. »Was geht hier vor?«

»Sobald Mr. Mannix ins Hotel zurückkommt, verständigen Sie mich bitte unverzüglich«, sagte Beck und reichte dem Hotelangestellten seine Visitenkarte. »Wenn Sie uns jetzt einen Moment allein lassen könnten, wir machen die Tür zu, wenn wir mit allem fertig sind ...«

Als sie allein waren, sagte Beck: »Ich muss Ihnen noch etwas erzählen, was Sie vielleicht erschrecken wird. In Elena Brucans Manteltasche haben wir ein großes Paket mit Kokain gefunden. Könnte es möglich sein, dass sie als Drogenkurier tätig war?«

»Das ist völlig ausgeschlossen«, sagte Tweed heftig. »Sie können es sich übrigens sparen, dieses Zimmer nach Fingerabdrücken zu durchsuchen. Sie werden keine finden. Paula hatte vorhin völlig Recht, als sie meinte, dass dieser Mr. Mannix ein Phantom sei. Ich bin mir ziemlich sicher, dass das alles hier uns nur von unseren Untersuchungen ablenken soll. Es gibt keinen Mr. Mannix – es sei denn, er ist der Mörder. Auch das Paket mit Kokain ist meiner Meinung nach nur eine Finte. Ein weiterer Versuch, der uns von der richtigen Spur ablenken soll. Irgendjemand will, dass wir glauben, Elena Brucan habe Verbindungen zur Drogenszene gehabt und sei deshalb ermordet worden. Wir haben es hier mit einem wirklich diabolischen Gehirn zu tun.«

Tweed und Paula begleiteten Beck hinunter in die Halle, wo Sophie neben einem Stapel Gepäck in einem der Sessel saß. Als sie Paula sah, sprang sie auf und umarmte sie stürmisch.

»Hallo, Paula. Stellen Sie sich vor, wir fahren heute nach Lugano, zwar erst gegen Mittag, aber ich bin immer gern etwas früher fertig. Wir steigen im Splendide Royal ab, einem wunderschönen Hotel mit einem traumhaften Blick auf den Luganer See und die Berge ringsum. Wieso kommen Sie nicht mit? Unser Zug fährt um sieben nach eins vom Hauptbahnhof ab, Sie haben also noch genügend Zeit zum Packen. Und zur Abwechslung ist mein Vater sogar mal guter Laune. Kommen Sie doch mit! Dann habe ich wenigstens jemanden, mit dem ich reden kann.«

Sophie überschlug sich fast vor Freundlichkeit und war kaum zu bremsen. Paula sah sie nachdenklich an und fragte sich, welche Sophie nun die richtige war – das kichernde Schulmädchen oder die reife Erwachsene, die zwei wichtige Abteilungen bei ACTIL leitete.

»Ich werde es mir überlegen«, erwiderte Paula lächelnd. »Aber es kann sein, dass wir noch eine Weile in Zürich bleiben werden.«

»Ach so. Mir gefällt Zürich ja auch, aber jetzt kenne ich es langsam in- und auswendig und will mal was Neues sehen. Man hat mir gesagt, dass es im Tessin sogar Palmen gibt und dass es dort viel lockerer zugeht als hier. Schließlich ist das der italienisch sprechende Teil der Schweiz, in dem auch die Küche ganz anders sein soll. Ich kann es kaum erwarten, dort hinzukommen. Marienetta lässt das allerdings alles völlig kalt, obwohl sie auch noch nicht dort war. Bereits die Zugfahrt muss ein Erlebnis sein. Sie kommen doch mit, ja?«

»Wenn es geht, gern.«

Paula drehte sich um und wollte sich von Beck verabschieden, aber der hatte inzwischen das Hotel verlassen. Tweed wechselte ein letztes Wort mit Newman, der ebenfalls gerade am Gehen war, als Paula zu den beiden Männern trat.

»Eigentlich wollte ich mich noch von Beck verabschieden«, sagte Paula bedauernd.

»Machen Sie sich keine Gedanken«, sagte Tweed. »Er lässt Sie herzlich grüßen. Er hält übrigens große Stücke auf Sie, was Ihre Arbeit als Detektivin betrifft. Aber jetzt sollten wir lieber wieder nach oben gehen.«

In diesem Augenblick kam Black Jack um die Ecke. Er trug handgenähte, weiße Schuhe, einen auffälligen gelben Anzug und eine rote Krawatte. Er hatte zwei große Koffer

bei sich, die er nun neben Sophie abstellte.

»Meine liebste Paula«, begrüßte er sie mit einem gewinnenden Lächeln, »mir kommt es vor, als hätten wir uns eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Sie müssen unbedingt mit mir in die Bar und etwas trinken.«

»Aber nur auf ein Glas. Ich habe nicht sehr viel Zeit.«

Auf dem Weg zur Hotelbar drehte sich Paula noch einmal nach Sophie um. Eigentlich wollte sie ihr freundlich zuwinken, aber was sie nun sah, traf sie wie ein Schock. Sophies Gesicht war auf einmal vor Wut bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Sie warf Paula einen bitterbösen Blick zu und blickte dann demonstrativ zur Seite. Ihre Laune änderte sich anscheinend schneller als das Wetter im April. Was hatte sie nur so in Rage gebracht? Dass Paula von Black Jack auf einen Drink eingeladen worden war?

Als Paula sich neben Black Jack an einen Tisch in der Ecke setzte, überschlugen sich ihre Gedanken. Das Kokain in Elenas Brucans Manteltasche, die unerfreuliche Begegnung mit Nathan Morgan. Hatte der Direktor der Special Branch die Stadt Zürich wirklich verlassen? Und dann dieser mysteriöse Mr. Mannix. War er wirklich ein Phantom? In seinem Zimmer war ihr aufgefallen, dass der Teppich vor dem Bett zu seltsamen Falten zusammengeschoben gewesen war. Es hatte fast so ausgesehen, als ob jemand darauf geschlafen hätte. Paula nahm sich vor, Tweed bei nächster Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen.

Der noch immer als Bankier verkleidete Luigi hatte sich in der Halle herumgedrückt und mitbekommen, wie Sophie Paula erzählt hatte, mit welchem Zug sie und die anderen Arbogasts nach Lugano reisen wollten.

Danach hatte er sich mit seinem Aktenkoffer samt Pistole von Paula unbemerkt zu den Aufzügen geschlichen. Die vergangene Nacht war ihm noch in schlimmer Erinnerung.

Für einen Mann mit seiner Erfahrung war es zunächst kein Problem gewesen, das Schloss an Paulas Tür zu öffnen. Als er die Tür jedoch behutsam hatte öffnen wollen, hatte sie keinen Zentimeter nachgegeben. Zunächst hatte er es nicht glauben wollen und immer fester gegen die Tür gedrückt, aber dann war ihm ziemlich bald klar geworden, dass irgendetwas die Tür blockierte. Trotz seiner beachtlichen Körperkraft hatte es ihm einfach nicht gelingen wollen, den Widerstand zu überwinden. Fluchend und frustriert war er in sein Zimmer zurückgekehrt.

Aber Luigi war an unvorhergesehene Rückschläge gewöhnt und hatte in weiser Voraussicht sein Hotelzimmer für eine ganze Woche im Voraus bezahlt. Jetzt überlegte er sich, ob er mit einem Mietwagen nach Lugano fahren sollte, aber dann entschied er sich doch dafür, sich für alle Fälle telefonisch eine Fahrkarte erster Klasse für den Zug um 13.09 Uhr nach Lugano reservieren zu lassen. Den Wagen mietete er trotzdem. So, wie es sich unten in der Halle angehört hatte, war Paula sich nämlich noch nicht sicher gewesen, ob sie überhaupt mitfahren würde. Sollte er doch den Zug nehmen, konnte er das Fahrzeug immer noch am Bahnhof stehen lassen und dem Autoverleih von unterwegs mitteilen, wo man es abholen sollte.

Tweed war allein in seiner Suite, als das Telefon klingelte. Es war Beck. Der normalerweise gelassene Polizeichef hörte sich unruhig an.

»Ich möchte, dass Sie umgehend das Hotel verlassen,

sich eine Telefonzelle suchen und mich anrufen. Geht das?»

»Bin schon unterwegs ...«

Tweed schlüpfte in seinen Mantel und ging hinunter in die Halle. Er brannte darauf, möglichst schnell zu erfahren, was Beck ihm mitzuteilen hatte. Wenn Beck nicht über einen Hotelapparat mit ihm sprechen wollte, musste es etwas äußerst Wichtiges sein. Vielleicht hatten die Ermittlungen eine unerwartete Wendung genommen. Tweed verließ gerade mit eiligen Schritten das Hotel, als wie aus dem Nichts Harry Butler neben ihm auftauchte.

»Haben Sie was dagegen, wenn ich Ihnen Gesellschaft leiste?«, fragte Butler.

»Natürlich nicht. Um was geht's?«

»Wir haben erfahren, dass jemand mitten in der Nacht versucht hat, in Paulas Zimmer einzudringen. Wahrscheinlich war das ein weiterer Versuch, sie umzubringen. Sie wissen ja, dass ich dabei war, als man in der Altstadt auf sie geschossen hat. Es wäre möglich, dass Sie ebenfalls in Gefahr sind.«

»Ich weiß Ihre Sorge zu schätzen, aber ich möchte nur schnell einen Anruf von einer Telefonzelle aus tätigen.«

»Kein Problem, ich warte vor der Zelle auf Sie.«

»Gestern Abend ist Marier übrigens einem Wagen gefolgt«, sagte Tweed. »Ed Danvers saß am Steuer, neben ihm war Russell Straub. Außerhalb von Zürich haben sie angehalten und sich eine Weile miteinander unterhalten. Dieses Geheimtreffen macht mich natürlich neugierig. Ich werde nicht lange brauchen.«

Tweed betrat die Telefonzelle und sah nach draußen. Der Zürichsee am Ende der Straße glitzerte wie flüssiges Silber. Die Sonne schien aus einem fast wolkenlosen

Himmel, aber ihre Strahlen waren viel zu schwach, um die eisige Kälte zu vertreiben. Die wenigen Fußgänger, die in der Stadt unterwegs waren, hatten sich in dicke Mäntel gehüllt. Tweed warf die Schweizer Münzen, die er sich an der Rezeption hatte geben lassen, in den Schlitz und wählte Becks Nummer.

»Ich bin es«, sagte er, als sich der Polizeichef meldete.

»Zum Glück haben Sie nicht viel Zeit verschwendet, ich habe nämlich leider schlechte Nachrichten für Sie. Der Innenminister hat mich noch einmal aus Bern angerufen. Er will jetzt doch, dass Sie Zürich noch heute verlassen. Ich habe versucht, ihm das auszureden, aber er ist stur geblieben.«

»Haben Sie eine Ahnung, was diesen Meinungswechsel bei ihm ausgelöst haben könnte? Gestern sagten Sie noch, Sie hätten ihn beruhigen können.«

»Es sieht so aus, als ob sich jetzt auch noch Russell Straub an den Minister gewandt hätte. Er soll sich darüber beschwert haben, dass Sie ihn belästigen und ihm seinen Besuch in Europa verderben würden. Straub hat dem Minister offenbar mit einer Verschlechterung des Verhältnisses zu den USA gedroht, und das kann sich unsere Regierung aus wirtschaftlichen Gründen nicht leisten. Es hat mich einige Mühe gekostet, dem Minister diese Informationen aus der Nase zu ziehen.«

»Danke für die Warnung.«

»Fahren Sie also heute ruhig nach Lugano. Sollte mich der Minister noch einmal anrufen, kann ich ihm wahrheitsgemäß sagen, dass Sie aus Zürich verschwunden sind.«

»Wenn die Arbogasts wirklich fahren – wovon ich ausgehe –, fahren wir auch. Sophie sitzt bereits mit einem Haufen Koffer in der Halle. Wie Sie ja wissen, hat Newman schon mal für uns alle Fahrkarten besorgt. Sicher

ist sicher.«

»Hat er sie über die Hotelrezeption bestellt?«

»Nein, in einem Reisebüro. Niemand soll mitbekommen, was wir vorhaben.«

»Sehr gut. Da bin ich aber erleichtert.«

»Wieso?«

»Wenn sich die Situation noch weiter zuspitzt, lässt der Innenminister vielleicht Nachforschungen anstellen, ob Sie auch wirklich nicht mehr in der Schweiz sind. Da sprechen die Beamten sicher auch mit den Leuten an der Rezeption.«

»Sieht fast so aus, als würde sich die gute alte Schweiz langsam in einen Polizeistaat verwandeln.«

»Tja, ich habe es auch noch nie erlebt, dass die Regierung in Bern so nervös reagiert«, sagte Beck seufzend.

»Mir gefällt das auch nicht, aber wenn es wirklich hart auf hart kommt, kann ich Sie nicht mehr decken. Ach übrigens, in welchem Hotel werden Sie in Lugano absteigen?«

»Im Splendide Royal, wo angeblich auch die Arbogasts absteigen. Nur wissen die noch nicht, dass wir ebenfalls dort sein werden.«

»Danke. Vielleicht komme ich mit einem Hubschrauber nach. Also, passen Sie gut auf sich auf ...«

Als er wieder ins Hotel zurückkam, sah Tweed, dass Paula zusammen mit Black Jack Diamond in der Bar saß. Die Gute hört wohl nie auf, Informationen zu sammeln, dachte Tweed. Eine bemerkenswert tüchtige Frau.

»Mein lieber Tweed, wie nett, Sie wiederzusehen«, ließ sich plötzlich eine Stimme mit amerikanischem Akzent

hinter ihm vernehmen.

Tweed drehte sich nach links um und sah sich Russell Straub gegenüber, der wie ein Honigkuchenpferd grinste. Muss wohl sein Wahlkampfplättchen sein, dachte Tweed.

»Sie sehen ja so zufrieden aus«, sagte er. »Haben Sie gerade einen Sieg errungen?«

»Ich gehe aus jedem Kampf als Sieger hervor, merken Sie sich das. Mit Entschlossenheit, Beharrlichkeit und Willenskraft erreicht man alles.«

»Ein wenig Machtgier wird schon auch dabei sein«, konterte Tweed mit eisigem Blick.

»Wenn Sie's so nennen wollen ...«, sagte Straub völlig ungerührt. »Aber glauben Sie mir eines: Erfolg in der Politik hat auf die Dauer nur eine starke Persönlichkeit.«

»Allerdings auch nur, wenn sie über eine untadelige Vergangenheit verfügt.«

Straubs Gesichtsausdruck veränderte sich schlagartig. Sein Lächeln war wie weggewischt, die Mundwinkel zuckten, und er funkelte so böse aus den Augen, als könnte er auf der Stelle jemanden umbringen. Eine Sekunde später jedoch hatte er sich wieder im Griff und bemühte sich, seinen Lapsus wieder wettzumachen.

»Sie haben ja so Recht, Mr. Tweed«, sagte er und fügte in leisem Ton hinzu: »Ich habe mir sagen lassen, dass Sie der fähigste Ermittler in ganz Europa sein sollen.«

»Wer immer Ihnen das gesagt hat, er hat maßlos übertrieben. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden, ich habe zu tun ...«

»Dieses Stinktief würde ich nicht mal als ehrenamtlichen Schülerlotsen beschäftigen«, bemerkte Butler, als sie im Aufzug nach oben fuhren. »Sein Dauergrinsen ist einfach unerträglich.«

»Was Sie eben mitbekommen haben, war wohl das Verlogenste, was mir je untergekommen ist«, sagte Tweed.

Paula saß immer noch in der Hotelbar und hörte Black Jack zu. Bisher hatte sie von ihm noch nichts Brauchbares erfahren, und mit der Zeit ging ihr seine selbstzufriedene Art gehörig auf die Nerven. Also beschloss sie, dem Herrn etwas genauer auf den Zahn zu fühlen.

»Soweit ich weiß, sind Sie ein glühender Verfechter der Todesstrafe«, sagte sie.

Bisher hatte ihr Black Jack mit übereinander geschlagenen Beinen entspannt gegenüber gesessen und von vergangenen Heldentaten geprahlt. Jetzt aber reagierte er so, als hätte man auf seiner Haut eine brennende Zigarette ausgedrückt. Das selbstzufriedene Grinsen verschwand schlagartig, er stellte beide Beine auf den Boden und starrte Paula aus zornig flackernden Augen an.

»Das hat Ihnen bestimmt Marienetta erzählt, stimmt's? Dieses hinterhältige Luder kann überhaupt nichts für sich behalten. Glauben Sie mir, die Frau ist ein Teufel, auch wenn sie wie ein Engel aussieht.«

»Nun machen Sie mal halblang, Jack. Einer unserer Leute war gestern Abend zufälligerweise in derselben Kneipe wie Sie und hat dabei etwas von Ihrem Gespräch mitbekommen.«

»Ja, wenn das so ist ...« Er tätschelte Paulas Knie, was ihr gar nicht gefiel. »Dann habe ich die arme Marienetta ja zu Unrecht beschuldigt. Ich glaube, ich werde mir noch einen Whisky genehmigen. Irgendwas vom Frühstück liegt mir quer im Magen.«

»Tun Sie das«, sagte Paula, die noch immer an ihrem ersten Glas Chardonnay nippte.

Black Jack schnalzte mit den Fingern. »Kellner! Einen doppelten Scotch!«

»Glauben Sie mir, ich kann es gut verstehen, dass Sie für die Todesstrafe sind«, versicherte ihm Paula. »Schließlich gibt es entsetzliche Menschen auf dieser Welt. Nehmen wir zum Beispiel den brutalen Killer, der hier in Europa und drüben in Maine herumläuft und die Leute enthauptet.«

»Dann glauben Sie also, seine Opfer haben nur bekommen, was sie verdient haben?«, fragte er.

»Nein, natürlich nicht. Sie haben mich völlig missverstanden. Ich meinte doch den Täter, der diese unmenschlichen Verbrechen begangen hat. Für den könnte ich mir die Todesstrafe vorstellen. Aber dazu müsste er natürlich erst einmal gefasst werden.«

»Haben Sie denn schon eine Vorstellung, wer es sein könnte?«, fragte Black Jack wie beiläufig.

»Auf jeden Fall eine Person, die jederzeit unbehelligt in die Staaten fliegen kann«, antwortete Paula und schaute ihm fest in die Augen.

»Viele Geschäftsleute fliegen ständig hin und her«, sagte er nach einer kurzen Pause. »Manche fliegen an einem Tag hin und am anderen schon wieder zurück. Stehen die jetzt alle unter Mordverdacht?«

Paula trank einen Schluck Wein und tat so, als dächte sie über seinen Einwand nach. »Aber diese Geschäftsleute müssen alle durch den Zoll«, entgegnete sie schließlich.

»Da dürfte es irgendwann einmal auffallen, dass sie eine Mordwaffe mit sich herumschleppen. Die Gerichtsmediziner sind sich übrigens einig, dass es sich dabei um eine Art Axt handeln muss.«

»Sieh mal einer an.« Black Jack trank seinen Whisky,

kaum hatte der Kellner ihn gebracht, zur Hälfte aus.  
»Haben Sie etwas zu verzollen, Sir? Och nichts, bis auf die Axt hier!« Er lachte, aber es war nicht sein übliches, fröhliches Lachen.

»Ich meine es ernst«, sagte Paula.

»Selbstverständlich, meine Liebe.« Wieder tätschelte er ihr Knie. »Das ist mir nicht entgangen. Ich habe nur versucht, Sie etwas aufzuheitern. Tut mir Leid. War mein Fehler.«

»Passiert Ihnen das oft?«

»Was?«, fragte er.

»Dass Sie Fehler machen.«

»Bisher ist es mir eigentlich gelungen, die größten Schnitzer zu vermeiden«, antwortete er gedehnt und fuhr mit dem Finger über den Rand seines Glases. »Immerhin habe ich es geschafft, einen der besten Clubs in Mayfair zu kaufen. Das soll mir erst mal einer nachmachen.«

»Dann müssen Sie doch über ein ausreichendes Einkommen verfügen.«

»Ausreichend?« Er brach in schallendes Gelächter aus. »Ja, ich schätze mal, so könnte man es nennen. Ist schon erstaunlich, wie so genannte intelligente Menschen in einer Nacht ein ganzes Vermögen verspielen. Wir müssen in unserem eigenen Interesse darauf achten, dass sie es sich auch leisten können, solche Summe zu verlieren.«

»Und wie erfahren Sie das?«

»Ich habe da so meine Kontakte, genauso wie Sie auch. Ohne Informanten läuft doch beim SIS auch nichts.«

»Jetzt muss ich aber dringend auf mein Zimmer und telefonieren. Außerdem möchte noch kurz mit Marienetta reden. Ich habe sie heute Morgen noch gar nicht gesehen.«

»Das ist auch nicht weiter verwunderlich. Sie ist schon

früh mit dem Zug weggefahren.«

»Aha. Wo wollte sie denn hin?«

»Das hätten Sie sie lieber selbst fragen sollen. Aber Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet. Sie haben doch Ihre Informanten, nicht wahr?«

»Ich hatte das eher für eine Feststellung gehalten. Aber kennen wir nicht alle genügend Menschen, die gern tratschen?«

»Und wie kommen Sie mit Ihren Ermittlungen voran? Das muss doch ziemlich mühselig sein.«

»Und ob das mühselig ist«, ließ sich auf einmal eine höhnische Stimme vernehmen. Paula drehte sich um und sah Sam Snyder, der unbemerkt an ihren Tisch getreten war. Er trug einen militärisch anmutenden Trenchcoat und startete Black Jack mit einem zynischen Lächeln an. »Wenn Sie glauben, Sie könnten einer Paula Grey irgendwelche Informationen aus der Nase ziehen, dann haben Sie sich gründlich getäuscht. Aber wo wollen Sie eigentlich alle hin? Ich habe gerade die bezaubernde Sophie in der Halle getroffen. Sie hat genügend Koffer bei sich, um nach Mauritius auszuwandern.«

»Genau dort fahren wir auch hin«, erwiderte Black Jack und warf Snyder einen bösen Blick zu.

»Ach, Sie dürfen also auch mit. Interessant. Dann zieht ja wohl der ganze Arbogast-Clan weiter.«

»Scheren Sie sich zum Teufel, Sie widerlicher Schnüffler«, sagte Black Jack giftig, den es wohl ärgerte, dass er nicht den Mund gehalten hatte.

»Das ist nun mal mein Job – schnüffeln«, versetzte der Reporter grinsend.

Vielleicht war es das Grinsen, vielleicht aber auch die Wut auf sich selbst – auf jeden Fall rastete Black Jack aus.

Er sprang auf und ging mit geballten Fäusten auf Snyder los. Dieser wich geschickt aus, sodass Black Jack, dessen Hieb ins Leere ging, auf bedenkliche Weise das Gleichgewicht verlor.

»Regeln Sie Ihre Streitereien unter sich«, sagte Paula und erhob sich. »Ich gehe jetzt auf mein Zimmer.« Sie hatte Tweed einige wichtige Neuigkeiten zu berichten.

Als Paula in Tweeds Suite kam, stellte sie erstaunt fest, dass dort schon das ganze Team versammelt war. Außer Marier, der wie üblich mit dem Rücken an der Wand lehnte, saßen fast alle in den Sesseln, die sie zu einem Halbkreis zusammengestellt hatten. Ein Sessel neben Newman war noch frei, und Paula setzte sich. Tweed stand hinter einem Stuhl und hatte die Hände auf dessen Lehne gelegt. Er machte ein sehr ernstes Gesicht.

»Sie kommen gerade rechtzeitig«, sagte er. »Haben Sie uns etwas Neues zu berichten?«

»Ich habe herausgefunden, dass auch Black Jack nach Lugano fährt. Und jetzt weiß es Sam Snyder ebenfalls ...«

Paula gab den anderen einen knappen Bericht über ihr Gespräch in der Hotelbar. Als sie von dem Gerangel zwischen den beiden Kontrahenten erzählte, musste Newman grinsen.

»Schade, dass Black Jack den guten Snyder nicht den Unterkiefer gebrochen hat. Dieser Kerl taucht doch überall auf, wo es etwas zu schnüffeln gibt.«

»So, und jetzt möchte ich Sie alle über die neueste Lage informieren. Es sieht ziemlich schlecht aus.« Tweeds Stimme klang scharf und durchdringend. »Sehr mächtige Leute in London und Washington tun alles, um unsere Ermittlungen in den Mordfällen zu stoppen. Beck hat mich vor ein paar Minuten angerufen und gesagt, dass nicht weniger als vier FBI-Agenten in Zürich gelandet sind. Vielleicht wollen sie uns einschüchtern, vielleicht sollen sie uns verfolgen. Übrigens, wir fahren erst dann nach Lugano, wenn völlig sicher ist, dass die Arbogasts auch

fahren.«

»Vielleicht haben die Typen vom FBI ja etwas ganz anderes im Sinn«, sagte Newman. »Etwas viel Schlimmeres.«

»Kann sein«, antwortete Tweed, »aber es ist nicht sehr wahrscheinlich. Rekapitulieren wir: Diese ganze Geschichte hat ihren Anfang in dem Sanatorium in Pinedale genommen. Dort ist eine mysteriöse Gestalt, die einen schwarzen Mantel trug, zunächst mit einer Limousine weggefahren, um dann später wiederzukommen. Die Identität dieser Gestalt ist uns nach wie vor unbekannt.«

»Richtig, in Pinedale nahm die Serie der Morde ihren Anfang«, sagte Paula.

»Stimmt genau. Und nun haben sich in letzter Zeit mehrere Leute danach erkundigt, wie unsere Untersuchungen vorankommen und ob wir neue Beweise gefunden haben. Da ist jemand nervös geworden, was die Gefahr für uns noch weiter erhöhen könnte. Ich denke da speziell an eine Person, die von nun an Tag und Nacht ebenso diskret wie sorgfältig bewacht werden muss. Und damit meine ich Sie, Paula.« Tweed schaute zu ihr hinüber.

»Aber wenn ständig irgendwelche Aufpasser um mich herum sind, dann kann ich nicht arbeiten«, sagte Paula aufgebracht.

»Ich habe ›diskret‹ gesagt«, meinte Tweed.

»Sie haben mich doch gar nicht gesehen, als ich Ihnen in die Altstadt folgte«, sagte Nield, »und später, als sie Arbogast besuchen wollten, auch nicht.«

Paula musste zugeben, dass sich das im Nachhinein auch als hilfreich erwiesen hatte.

»Ich will auf Folgendes hinaus«, fuhr Tweed fort. »Paula

schwebt in großer Gefahr. Heute Nacht hat jemand versucht, in ihr Zimmer einzudringen, während sie schlief. Ich vermute, dass es sich um einen Auftragskiller handelt, ebenso wie bei dem Anschlag in der Altstadt. Zweimal hat er versagt, ein drittes Mal wird er das tunlichst verhindern wollen ...«

»Meinen Sie etwa, dass unser Axtmörder ihn geschickt hat?«, warf Paula ein.

»Ja, das glaube ich. Und deshalb werden Sie genau das tun, was ich sage, Paula.« Er hielt inne. »Diese Situation ist eine der schlimmsten, die wir je erlebt haben, und ganz bestimmt die gefährlichste. Der Druck auf uns aus Washington und London wird von Stunde zu Stunde stärker. Selbst der immer zuversichtliche Beck hat zugeben müssen, dass er nicht weiß, wie lange er uns noch decken kann. Deshalb ist er auch froh, wenn wir Zürich bald verlassen und nach Lugano fahren.«

»So habe ich Beck ja noch nie erlebt«, bemerkte Marier.

»Nur ein weiteres Anzeichen dafür, wie viel Druck ausgeübt wird. Übrigens bin ich davon überzeugt, dass sowohl Abraham Seale als auch Elena Brucan gehnt haben, wer der Mörder ist. Vielleicht haben sie eine falsche Frage gestellt und sich damit verraten.«

»Das bedeutet, dass der Mörder über einen teuflisch scharfen Verstand verfügt«, sagte Newman.

»Ich frage mich allerdings, wieso er diesen Richtblock benutzt«, sagte Paula nachdenklich. »Das Ding hat bestimmt ein Riesengewicht und lässt sich nur schwer von einem Ort zum anderen transportieren. Und trotzdem habe ich überall denselben Abdruck gefunden – in Pinedale ebenso wie in der Nähe von Arbogasts Haus bei Bray und auf der Promenade an der Sihl, keine zehn Gehminuten von hier entfernt. Und dann ist da immer noch die Axt, die

mögliche Tatwaffe, über die wir so gut wie gar nichts wissen.«

Tweed ging zum Fenster und blickte hinaus. Dann drehte er sich um und kehrte zu dem Stuhl zurück, hinter dem er auch zuvor gestanden hatte.

»Ich habe gerade gesehen, wie Arbogast und Sophie in eine Limousine gestiegen sind. Außerdem hat ein Hotelpage jede Menge Gepäck im Kofferraum verstaut. Es dürfte also sicher sein, dass sie tatsächlich nach Lugano fahren.«

»Dann sollten wir uns auch auf den Weg machen«, sagte Paula und wollte schon aufstehen, wurde aber von Tweed mit einer Handbewegung zurückgehalten.

»Eines muss ich Ihnen noch sagen, und zwar den wahren Grund, weshalb ich mir solche Sorgen mache. Sie alle sollten klipp und klar wissen, womit wir es in diesem Fall zu tun haben.«

»Und womit haben wir es zu tun?«, fragte Marier.

»Mit einem unberechenbaren Psychopathen.«

Wie die meisten Schweizer Züge verließ auch der Cisalpino auf die Minute genau und fahrplanmäßig um 13.09 Uhr den Bahnhof von Zürich. Der lange, stromlinienförmige Schnellzug legte rasch an Geschwindigkeit zu, und bald lag Zürich weit hinter ihnen.

Das Wetter war schlechter geworden, und tief liegende, unheilschwangere Wolken verdunkelten den Himmel. In einem Waggon im vorderen Teil des Zuges hatte sich die Familie Arbogast niedergelassen. Roman Arbogast saß ganz allein in einer Reihe. Auf dem Sitz neben ihm stand ein lederner Aktenkoffer, den er nicht aus den Augen ließ. In der Reihe jenseits des Ganges saß ebenfalls nur ein Passagier – Broden. Sophie hatte weiter hinten Platz genommen. Auf der Gepäckablage über ihr stapelten sich die Koffer. Auf der anderen Seite saß Black Jack, der mehrmals vergebens versucht hatte, eine Unterhaltung mit ihr zu beginnen. Sophie hatte ihn einfach ignoriert und weiter mit mürrischem Gesicht zum Fenster hinausgestarrt.

In der Mitte des Zuges, in einem Waggon erster Klasse, der in zwei Abteile gegliedert war, saßen sich Paula und Tweed auf der Gangseite gegenüber. Paula war in Gedanken versunken und starrte ebenfalls zum Fenster hinaus. *Ein Psychopath*. Es hatte sie sehr nachdenklich gemacht, was Tweed in seiner Suite gesagt hatte. Vor ihrem geistigen Auge ließ sie alle Beteiligten in diesem Fall noch einmal Revue passieren. Woran erkannte man, ob jemand krankhaft wahnsinnig war? Ihr fiel wieder die Bemerkung Seales ein, dass Menschen, die unter Wahnsinn leiden, die meiste Zeit über völlig normal erscheinen. Das machte sie noch nachdenklicher.

Tweed hielt ein Faltblatt der Schweizer Bahn in der Hand und informierte sich, wie die einzelnen Stationen auf der Strecke nach Lugano hießen.

»Wir halten kurz in Zug. Das muss jetzt bald kommen«, sagte er. »Danach noch in einem ein Kaff namens Arth-Goldau, und dann fahren wir ohne Halt durch Göschenen, das am Eingang des berühmten Gotthardtunnels liegt. Die Fahrt unter den Bergen des Berner Oberlands hindurch dauert ganze zehn Minuten. Der Ort am Ausgang heißt Airolo, aber dort halten wir auch nicht. Dahinter beginnt das Tessin, und dann sind wir auch schon bald in Lugano.«

»Wie lange werden wir denn noch unterwegs sein?«, wollte Paula wissen.

»Etwa zwei Stunden.«

Newman tauchte draußen auf dem Gang auf, trat ein, schloss die Abteiltür und setzte sich neben Paula.

»Diese Fahrt scheint sich wirklich zu lohnen, das sagt mir wenigstens mein Gefühl. Ich habe mich mal im Zug umgesehen. Die Arbogasts sitzen ganz vorn, und zwar Roman, Sophie und Black Jack, der ihnen nicht von der Seite zu weichen scheint.«

»Was ist mit Marienetta?«, erkundigte sich Tweed.

»Oh! Ich habe völlig vergessen, Ihnen zu sagen, dass sie einen Zug früher genommen hat und allein vorausfährt«, sagte Paula und lächelte verlegen. »Vermutlich hat sie keine Lust, mit Sophie in einem Abteil zu reisen. Ich habe gehört, dass die zwei noch nie gut miteinander ausgekommen sind.«

»Aber ich habe auch noch eine andere Überraschung für Sie«, fuhr Newman grinsend fort. »Ganz am Ende des Zuges gibt es ein Abteil, dessen Vorhänge zugezogen sind. Und was meinen Sie, wer dort sitzt? Russell Straub, unser

Vizepräsident! Ed Danvers stand draußen auf dem Gang, und wir haben ein bisschen geplaudert. ›Na, passen Sie immer noch auf den nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten auf?‹, habe ich ihn aufgezo- gen, und er hat doch tatsächlich geantwortet: ›Exzellenz wollen nicht gestört werden.‹

›Warum folgt er bloß immer den Arbogasts?‹, sagte Tweed. ›Ich bin mir sicher, dass er auch nach Lugano fährt.‹

›Und bestimmt hat er ebenfalls ein Suite im Splendide Royal gebucht hat‹, fügte Paula hinzu.

›Ich habe zum Mittagessen Plätze im Speisewagen für uns reserviert. Er liegt übrigens dort vorn.‹ Newman deutete mit der Hand in die Richtung.

›Ihnen scheint in diesem Zug ja nichts und niemand entgangen zu sein‹, sagte Tweed.

Aber da sollte er sich täuschen.

Luigi war Tweed und seinen Leuten, die in zwei Taxis zum Bahnhof gefahren waren, mit seinem Leihwagen vom Baur au Lac aus hinterhergefahren. Er hatte den Wagen abgestellt und dann in der Bahnhofshalle nach Tweed und den anderen gesucht, die bereits auf den Zug nach Mailand via Lugano gewartet hatten.

Weil noch etwas Zeit gewesen war, hatte er schnell eine Fahrkarte nach Mailand gelöst, nur für den Fall, dass die Engländer doch bis ganz dorthin durchführen. Drei Minuten vor Abfahrt des Expresszuges war er dann in den letzten Waggon gestiegen, in der Hand seinen Aktenkoffer mit der geladenen Glock-Pistole.

Vor einem Abteil, dessen Vorhänge zugezogen waren, hatte ein muskulöser junger Mann gestanden und in einem

nicht gerade freundlichen Ton gesagt: »Das Abteil ist reserviert.« Es war nicht zu überhören gewesen, dass er Amerikaner war.

»Ich wollte mich sowieso nicht hineinsetzen«, hatte Luigi erklärt und sich an dem Mann vorbeigezwängt.

Langsam war er weitergegangen und hatte sich schließlich für ein Abteil entschieden, in dem zwei elegante ältere Damen saßen, die in ein Gespräch vertieft waren. Luigi war aufgefallen, dass an ihren Gepäckstücken Kontrollabschnitte des Flughafens Heathrow hingen. Wahrscheinlich waren sie Engländerinnen, und so war es auch.

»Entschuldigen Sie bitte, Sie haben hoffentlich nichts dagegen, wenn ich mich zu Ihnen setze«, sagte er höflich und deutete auf einen Platz in der Ecke, der so weit wie möglich von den beiden Damen entfernt war. »Tut mir Leid, dass ich Sie stören muss, aber der Zug ist sehr voll.«

»Aber das macht doch nichts.« Die stattliche weißhaarige Dame musterte anerkennend Luigis teuren Anzug.

»Wir fahren bis Lugano.«

»Genau da will ich auch hin.«

Luigi setzte sich, öffnete seine Aktentasche und holte die Schriftstücke heraus, die er bereits in der Halle des Baur au Lac als Tarnung benutzt hatte. Innerhalb weniger Minuten jedoch war er in ein Gespräch mit den beiden Damen verwickelt, denen er sich als Juniordirektor einer Bank vorstellte.

Als Newman etwas später an diesem Abteil vorbeikam, sah er lediglich einen Geschäftsmann mit Goldrandbrille, der sich lebhaft mit zwei ältlichen Engländerinnen unterhielt. Ohne Verdacht zu schöpfen, setzte er seinen Weg ans Ende des Zuges fort.

Newman schien zufrieden zu sein mit seinen Erkundungen und den Einzelheiten, die er dabei in Erfahrung gebracht hatte. Ihren ersten kurzen Aufenthalt in Zug hatten sie bereits hinter sich, und der Cisalpino setzte seine Fahrt in Richtung Süden fort.

»Sie sehen aus, als ob Sie noch etwas in petto hätten, Bob«, sagte Paula.

»Ja, ich habe Ihnen tatsächlich noch eine Neuigkeit zu berichten. Sie werden mir nie glauben, wer noch im Zug ist.«

»Lassen Sie's drauf ankommen«, meinte Tweed schmunzelnd.

»Zwischen uns und dem Ende des Zuges sitzt jemand ganz allein in seinem Abteil und kritzelt wie ein Wilder auf einem Block herum. Es niemand anders als unser Freund Sam Snyder.«

»Der hat uns gerade noch gefehlt«, sagte Paula und stöhnte.

»Hat er Sie gesehen?«, fragte Tweed.

»Hat er. Er hat genau in dem Moment aufgeschaut, als ich vorbeikam, hat aber sofort wieder weitergeschrieben.«

»Wo sind eigentlich Butler und Nield?«, fragte Tweed.

»Die haben sich strategisch günstig postiert. Harry steht ein Stück weiter hinten auf dem Gang und schaut aus dem Fenster, und Pete macht dasselbe ein Stück weiter vorn. Ich habe kurz mit beiden gesprochen. Sie patrouillieren in regelmäßigen Abständen durch den gesamten Zug, tun aber so, als würden sie uns nicht kennen.«

»Dann haben wir ja alle Sicherheitsmaßnahmen getroffen«, sagte Tweed. »Alles Weitere liegt in der Hand des Schicksals.«

»Sie klingen ja so, als würden Sie einen Angriff

erwarten«, sagte Paula.

»Einen solchen halte ich für durchaus möglich. Aber langsam wird es Zeit, in den Speisewagen zu gehen.«

Der Speisewagen war fast leer, nur die Arbogasts hatten an einem Tisch am anderen Ende Platz genommen. Roman Arbogast, der neben Sophie saß, schaute über den Rand seines Weinglases hinweg in Tweeds Richtung, gab aber nicht zu erkennen, ob er ihn erkannt hatte. Als Sophie, die immer noch ein beleidigtes Gesicht machte, Paula sah, schaute sie sofort zur Seite, sodass Black Jack, der ihr gegenüber saß, mitbekam, dass jemand gekommen war. Er drehte sich um, winkte fröhlich und lächelte Paula zu, die seinen Gruß auch erwiderte.

»Wenigstens einer, der uns nicht ignoriert«, sagte sie.

»Arbogast hat uns bestimmt gesehen, aber er ist sicherlich nicht allzu erfreut über unsere Gegenwart«, sagte Tweed.

»Er ist schließlich nicht dumm und hat sicher längst erkannt, dass auch wir nach Lugano fahren.«

»Dann bekommt er bestimmt einen Anfall, wenn er feststellt, dass wir auch noch im selben Hotel wie er wohnen«, sagte Paula zufrieden. »Aber wieso sollte ihm das nicht passen? Was hat er zu verbergen?«

»In diesem Fall versuchen alle möglichen Leute, etwas zu verbergen«, entgegnete Tweed. »Ah, hier kommt ja unser Kellner ...«

Tweed schlug vor, nur eine Kleinigkeit zu bestellen, die sie rasch zu sich nehmen konnten. Er wollte unbedingt vor der Einfahrt in den Gotthardtunnel wieder zurück im Abteil sein. Als der Zug in Arth-Goldau hielt, stand Newman auf und sah hinaus. Niemand verließ den Zug,

und niemand stieg zu.

Ihre Mahlzeit ließ nicht lange auf sich warten und schmeckte ausgezeichnet. Sie verzehrten sie eilig und tranken nur Wasser dazu. Während des Essens schaute Paula aus dem Fenster, an dem ein malerisches Gebirgstal vorbeizog. Paula gefielen die gedungenen Häuser mit den schrägen Dächern und den Blumenkästen vor den Fenstern im ersten Stock. Aus Holz und Stein errichtet, boten sie seit Generationen ihren Bewohnern Schutz vor der rauen Witterung der Schweizer Berge. Mittlerweile hatte es aufgeklart, und die Strahlen der Sonne, die aus einem kobaltblauen Himmel herabschienen, glitzerten auf einem großen, von einem schneebedeckten Gipfel überragten See.

»Das ist der Vierwaldstätter See«, erklärte Tweed, »und ich glaube, der Berg an seinem Ende ist der Pilatus.«

»Wie friedlich es hier ist«, sagte Paula schwärmerisch.

Gerade als sie sich anschickten, den Speisewagen zu verlassen, kam Black Jack hinter ihnen hergerannt.

»Freut mich, Sie wiederzusehen, Paula«, rief er an Newman vorbei, der hinter Paula den schmalen Gang neben den Abteilen entlangging. »Was für ein Zufall, dass wir uns hier im Zug begegnen. Wir fahren nach Lugano und steigen dort im Hotel Splendide Royal ab, das ich nur wärmstens empfehlen kann. Wäre schön, wenn Sie auch dorthin kämen!« Er schien sich wirklich zu freuen.

»Wir werden sehen«, erwiderte Paula.

»Dann hoffentlich bis bald. Und gute Fahrt ...«

Er machte kehrt und ging wieder in den Speisewagen zurück, wo die Arbogasts noch immer am Essen waren.

»Wahrscheinlich hat ihn Arbogast geschickt, um auszuspionieren, wo wir hinfahren«, schnaubte Newman,

als sie sich ihrem Abteil näherten.

»Das glaube ich nicht«, sagte Paula. »Arbogast würde nie zugeben, dass ihn das interessiert. Und außerdem ist Black Jack nicht der Typ, der sich zum Laufburschen machen lässt.«

Sie hatten sich gerade wieder auf ihre Plätze gesetzt, als Pete Nield draußen auf dem Korridor vorbeiging. Er warf ihnen einen flüchtigen Blick zu, ohne jedoch zu zeigen, dass er sie kannte.

»Wir kommen jetzt gleich durch Göschenen und dann zum Gotthardtunnel«, verkündete Tweed. »Von Göschenen aus kann man mit einem Bummelzug übrigens hinauf zu dem berühmten Skiort Andermatt fahren.«

Paula hörte nur mit einem Ohr zu, weil sie die steil aufragenden Felswände der Berner Alpen bewunderte, die vor dem Fenster zum Greifen nahe schienen.

»Da vorn ist Göschenen«, sagte Tweed.

Der Zug fuhr so schnell durch den kleinen Ort, dass Paula kaum etwas davon mitbekam. Kurz darauf tauchten sie in den Gotthardtunnel ein.

Obwohl sofort die Zugbeleuchtung anging, meinte Paula die Dunkelheit des Tunnels beinahe körperlich spüren zu können. Sie hasste Tunnels. Immer wenn sie durch einen fuhr, malte sie sich in ihrer Fantasie aus, wie viele Tonnen Gestein wohl jetzt auf die Tunneldecke drückten. Sie bemühte sich, ihre Nervosität nicht zu zeigen, und fragte beiläufig: »Wie lange fahren wir eigentlich durch den Tunnel?«

»Nicht lange«, beruhigte sie Tweed. »In zehn Minuten sind wir schon wieder draußen.« Ihm war nicht entgangen, dass seine sonst so gelassene Assistentin nervös die Hände

zu Fäusten geballt hatte. Beruhigend redete er weiter auf sie ein. »Am anderen Ende des Tunnels liegt Airolo, und dahinter beginnt das Tessin, das Ihnen bestimmt gefallen wird. Sie werden sehen, wie schnell wir wieder draußen sind.«

*Wie schnell?* Paula fühlte sich in dem Tunnel wie eingeschlossen. Und was, wenn es mitten drinnen ein Zugangsglück gab? Sie wagte es sich nicht auszumalen. Vom hinteren Ende des Zuges her näherte sich jemand mit lauten Schritten ihrem Abteil, blieb direkt davor stehen und öffnete langsam die Tür. Es war ein schlanker, schwarzhäariger Mann, der einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte in gedeckten Farben trug. Sieht aus wie ein typischer Schweizer Bankier, dachte Newman, als er die Goldrandbrille und den großen Aktenkoffer des Mannes sah.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte der Mann, »ich suche den Speisewagen.«

»Dort geht es lang«, antwortete Newman und deutete in die Richtung.

Der Bankier machte die Tür wieder zu und verschwand in Richtung Speisewagen. Luigi wusste jetzt, dass sich die Tür fast lautlos öffnen ließ, wenn die Zeit dafür gekommen war. Paula runzelte die Stirn. Ihr war aufgefallen, dass Tweed mit der rechten Hand in die Jacke gegriffen und sie noch nicht wieder herausgenommen hatte.

»Irgendwo habe ich diesen Mann schon einmal gesehen«, sagte sie.

»Diese Typen laufen hier in der Schweiz doch zu Dutzenden herum«, sagte Newman abfällig. »In Zürich kann man sie jeden Morgen beobachten, wie sie in ihre Büros hasten.«

Paula sah zu Tweed hinüber, der die rechte Hand immer noch in die Jacke geschoben hatte, und schmunzelte. »Sie sitzen da wie Napoleon höchstpersönlich.«

»Nicht ganz«, sagte er trocken, »mir fehlt die passende Kopfbedeckung dazu.«

Nervös nahm Paula ihren Beobachtungsposten am Fenster wieder ein und spähte angestrengt in den dunklen Tunnel hinaus, dessen schwarze Wand erschreckend nahe am Zug vorbeizog. Wie lange dauerte die Fahrt durch dieses Höllenloch denn noch? Leider hatte sie versäumt, auf die Uhr zu sehen, als Tweed gesagt hatte, es würde noch zehn Minuten dauern. Es kam Paula, die zwar schwindelfrei war, dafür aber umso stärker unter Klaustrophobie litt, eher wie zehn Stunden vor.

Dann aber waren sie plötzlich wieder draußen. Der Zug fuhr jetzt bergab. Hier, auf der anderen Seite der Berge, schien die Sonne nicht mehr, und der Himmel war mit Wolken bedeckt. Eigentlich hatte Paula etwas ganz anderes erwartet. Wo waren die versprochenen Palmen, die Zypressen und die exotischen Pflanzen in schillernden Farben?

»Jetzt kommen wir gleich durch Airolo«, sagte Tweed.

Seit der Zug wegen des steilen Abstiegs seine Fahrt verlangsamt hatte, war es Paula wieder möglich, Einzelheiten ihrer Umgebung zu erkennen. Sie fuhren an riesigen Geröllhalden entlang, die unterhalb der höchsten Gipfel der Berner Alpen lagen. Paula kam diese Landschaft ohne die Spur einer menschlichen Behausung wie eine Felswüste vor. Nach einer Weile passierte der Zug Airolo, eine kleine Ortschaft mit engen Gassen und grauen, aus Stein und Holz erbauten Häusern. Und dann, sie hatten Airolo gerade hinter sich gelassen, erblickte Paula etwas, was sie den Atem anhalten ließ.

Etwa einen halben Kilometer hinter dem Ort, wo es bereits leicht bergab ging, erhoben sich am Berghang zwei mächtige Türme, die durch eine Mauer miteinander verbunden waren. Graue Wolkenfetzen drückten von den Bergen herab, und Paula verspürte beim Anblick der Türme ein merkwürdiges Gefühl der Bedrohung. Von Airolo aus führte eine Straße hinauf zu den Türmen, hinter denen nur ein schmaler Fußpfad weiter den Berg hinauf lief. Inzwischen hatten die Wolken sie fast erreicht, aber irgendetwas schien sie daran zu hindern, das düstere Bollwerk einzuhüllen. Warum wirkt dieser Anblick nur so unheimlich auf mich?, überlegte Paula.

»In der Gegend von Airolo wurde vor vielen Jahrhunderten Erz abgebaut«, sagte Tweed und riss sie damit aus ihren Gedanken. »Es wurde auf kleinen Loren durch in den Fels gehauene Gänge ins Freie transportiert. Als die Erzvorräte erschöpft waren, hat man die Grubenbahnen stillgelegt.«

Während der Cisalpino seine Fahrt hinunter ins Tessin fortsetzte, lehnte Paula sich in ihrem Sitz zurück und schloss die Augen. Selbst jetzt sah sie die Silhouette der beiden Türme immer noch vor sich. Tweed sagte etwas zu ihr, was sie aber nicht verstand.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«, wiederholte er und legte ihr die Hand auf die Knie.

»Ja.« Sie schlug die Augen wieder auf und lächelte ihn zuversichtlich an. »Die Fahrt durch den Tunnel hat mich irgendwie müde gemacht«, flunkerte sie.

»Wie schon gesagt, jetzt sind wir in einer völlig anderen Welt«, sagte Tweed. »Hier im Tessin überwiegen der romanische Einfluss und die mediterrane Kultur. Das merkt man schon daran, dass hier im südlichsten Kanton der Schweiz Italienisch gesprochen wird. Hier sagt man

*ristorante* und nicht mehr Gasthof wie im deutschsprachigen Norden.«

»Ich habe mir das Tessin aber ganz anders vorgestellt, nicht so kahl und felsig.«

»Warten Sie, bis wir weiter unten sind. In Lugano werden Sie sehen, was ich meine. Es ist ein subtropisches Paradies, in dem es zur Hochsaison leider ziemlich zugeht. Jetzt dürfte es dort aber viel ruhiger sein.«

»Ich kann es kaum erwarten.«

Paula hatte gerade ihren Satz beendet, als Newmans Mobiltelefon sich meldete. Er wechselte ein paar Worte mit dem Anrufer, ehe er den Apparat an Tweed weiterreichte.

»Es ist Beck.«

»Hallo, Tweed. Ich bin gerade mit dem Hubschrauber in Airolo gelandet. Konnte leider nicht früher anrufen. In den Bergen habe ich keine Verbindung bekommen ...«

»Ich traue diesen neumodischen Dingen sowieso nicht über den Weg. Die kann man viel zu leicht abhören. Wir sollten lieber auf einem anderen Weg miteinander kommunizieren.«

»In der Not frisst der Teufel Fliegen«, sagte Beck, der stolz auf sein flüssiges und idiomatisch korrektes Englisch war. »Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich schon mal nach Lugano weiterfliege. Von dort aus bringt mich ein Wagen nach Bellinzona, wo ich auf Sie warten werde.«

»Unser Abteil liegt im dritten Waggon, gleich hinter dem Speisewagen.«

»Verstanden. Passen Sie gut auf sich auf.«

Tweed gab das Handy mit spitzen Fingern an Newman zurück und erzählte seinen Leuten, was Beck gesagt hatte.

»Wieso Bellinzona?«, sagte Paula und schaute auf den

Fahrplan.

»Das ist der letzte Halt vor Lugano«, sagte Tweed. »Von dort sind es nur noch zwanzig Minuten.«

»Aber wieso macht er sich die Mühe, nach Bellinzona zu kommen?«, fragte Paula verwundert. »Er könnte doch ebenso gut in Lugano auf uns warten.«

»Er wird schon seine Gründe dafür haben. Aber Bellinzona wird Ihnen gefallen, auch wenn wir nur kurz dort halten. Dort gibt es nämlich mehrere Burgen.«

Paula wurde auf einmal sehr müde und fiel dann auch tatsächlich in tiefen Schlaf. Offensichtlich hatte die Fahrt durch den Tunnel sie doch stärker mitgenommen, als sie gedacht hatte. Erst als Tweed ihr wieder die Hand aufs Knie legte, wurde sie schlagartig wach und sah sich erstaunt um.

»Sind wir schon in Bellinzona?«

»Nein, aber in zehn Minuten. Ich dachte, Sie wollten vielleicht einen Blick nach draußen werfen.«

Vor dem Fenster zog jetzt eine ganz andere Landschaft vorbei. Die Berge waren viel niedriger, und rechts und links neben dem Gleis erstreckten sich frisch gepflügte Felder. Hier und da waren schon die ersten Laubbäume zu sehen. Der Zug fuhr jetzt wieder schneller. Paula fiel auf, dass Tweed weiterhin die rechte Hand in seine Jacke geschoben hielt und sie nur hin und wieder herausnahm, um die Finger zu strecken.

»Ist etwas mit Ihrer Hand nicht in Ordnung?«, fragte sie besorgt.

»Nein«, antwortete er grinsend, »ich fühle mich nur recht wohl als Napoleon.«

Der Zug verlangsamte die Fahrt und rollte auf Bellinzona zu. Tweed hatte nicht übertrieben, die kleine

Stadt war tatsächlich von einer mächtigen Burgranlage umschlossen, die ihr ein ziemlich wehrhaftes Aussehen verlieh.

»Ich gehe schon mal vor und schaue nach, ob ich Beck irgendwo entdecke«, sagte Paula und machte Anstalten, das Abteil zu verlassen.

»Jeder bleibt auf seinem Platz und rührt sich nicht von der Stelle«, sagte Tweed mit schneidender Stimme.

Er klang so kalt und hart, dass Paula sich diesen plötzlichen Stimmungsumschwung nicht erklären konnte. Außerdem starrte ihr Chef unablässig hinaus auf den Gang. Auf einmal herrschte eine derart angespannte Atmosphäre, dass Paula es nicht einmal wagte, nach ihrer Tasche zu greifen, in der sich die Browning befand. Und dann geschah alles rasend schnell.

Der Zug hielt an, und Paula hörte, wie sich draußen auf dem Gang die Automattüren zischend öffneten. In diesem Augenblick trat ein Mann vor die Schiebetür ihres Abteils und riss sie auf. Paula erkannte den Bankier, der zuvor nach dem Weg zum Speisewagen gefragt hatte, nur dass er dieses Mal eine Pistole in der Hand hielt. Die Mündung zielte geradewegs auf sie. Dann fielen dicht hintereinander zwei Schüsse, und der Mann im schwarzen Anzug sackte zu Boden. Eine der Kugeln hatte ihm den halben Schädel weggerissen, sodass Wände und Fenster mit Blut und Gehirnmasse bespritzt waren. Ohne eine Miene zu verziehen, schob Tweed seine Walther zurück in das Halfter. Newman wandte sich besorgt an Paula.

»Fehlt Ihnen was?«

»Nein, mir geht es gut. Und da ist auch schon Beck. Gott sei Dank.«

Sie begaben sich schnell in den Warteraum des Bahnhofs, um weder von den Arbogasts noch von Russell Straub gesehen zu werden. Nach einer halben Stunde öffnete Beck die Tür und kam herein.

»Sie können jetzt zu Ihrem Hotel fahren«, sagte er. »Die Arbogasts und der Vizepräsident sind von Limousinen abgeholt worden. Ich kann Ihre Aussage später aufnehmen, Tweed. Zum Glück habe ich vom Bahnsteig aus gesehen, wie der Killer mit der Pistole in ihr Abteil zielte. Sie haben verdammt schnell reagiert, aber nehmen Sie sich trotzdem in Acht. Immerhin läuft unser Serienmörder immer noch frei herum. Ich werde mich später bei Ihnen melden.«

Auf dem Weg zu den zwei Taxis, die Beck für sie bestellt hatte, hielt Tweed es nicht für nötig, seinem Schweizer Kollegen zu sagen, dass er die Walther fast die ganze Bahnfahrt über in der Hand gehalten hatte. Seit Luigi im Tunnel die Tür zu ihrem Abteil geöffnet und nach dem Weg zum Speisewagen gefragt hatte, war er auf der Hut gewesen. Nur manchmal hatte er die Hand aus der Jacke genommen und sie aufs Knie gelegt, um den Schweiß abzuwischen und die Finger zu strecken.

Paula fuhr mit Tweed, Marier und Newman in dem einen der Taxis, Nield und Butler folgten im zweiten. Um sich von ihrem Schock wenigstens etwas abzulenken, schaute Paula die ganze Fahrt über aus dem Fenster. Was sie sah, gefiel ihr schon jetzt besser als der nördliche Teil der Schweiz.

Die Sonne schien aus einem strahlend blauen Himmel auf die Straße, die in engen Kurven hinunter nach Lugano

führte. Zwischen einzelnen Häusern erhaschte Paula hin und wieder einen Blick auf das hellblau schimmernde Wasser des Sees, an dessen anderem Ufer majestätisch hohe Berge aufragten. Am Straßenrand standen Palmen und Zypressen, und Blumen blühten blutrot auf den Fensterbänken. Hier war man *wirklich* im Süden.

Ein Hotelpage brachte Paula und ihren Koffer mit dem Lift hinauf in ihr geräumiges Zimmer mit großem Doppelbett. Dort öffnete er eine große Schiebetür und ließ Paula hinaus auf den Balkon treten, von dem aus sie einen wunderbaren Ausblick auf den See und die Berge hatte, unter denen zwei hohe, fast dreieckig geformte Gipfel ihr besonders auffielen. »Dahinter liegt Italien«, sagte der Page und deutete auf einen Pass zwischen den beiden Gipfeln.

»Danke.«

Paula gab dem Mann ein großzügiges Trinkgeld und war froh, endlich allein zu sein. Sie brauchte etwas Zeit für sich. Nachdem sie eine Weile das herrliche Panorama bewundert hatte, riss sie sich los und packte ihren Koffer aus.

Während sie ihre Garderobe in Schränken und Kommoden verstaute und ihre Toilettenartikel im luxuriösen Badezimmer unterbrachte, musste sie immer wieder an die Explosion der Gewalt im Zug denken, die keine fünf Sekunden gedauert hatte. Newman hatte nach seiner Smith & Wesson gegriffen, war aber viel zu langsam gewesen. Hätte Tweed nicht auf einmal die Walther in der Hand gehabt und kurz hintereinander die beiden Schüsse abgegeben, wer weiß, ob sie dann noch am Leben wäre. Die Kugeln hatten dem Killer das halbe Gesicht und einen Großteil seiner Stirn weggerissen. Dann war Beck aufgetaucht, der aus irgendeinem Grund bereits in Bellinzona in den Zug gestiegen war. Auch er hatte eine

Automatic in der Hand gehabt, die aber nicht zum Einsatz kam. Auch er wäre zu spät gekommen.

Gerade als Paula mit dem Auspacken fertig war, klopfte es an der Tür. Sie öffnete und ließ Tweed herein, dem ein Kellner mit einer Flasche Champagner folgte, die in einem Eiskübel steckte.

»Nur herein ...«, sagte Paula.

Der Kellner öffnete die Flasche und füllte zwei Champagnerkelche. Dann stellte er noch eine Flasche stilles Mineralwasser und zwei weitere Gläser auf den Tisch und verschwand. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, brach Paula in Tränen aus. Tweed nahm sie in den Arm und streichelte ihr beruhigend übers Haar. Schließlich löste sich Paula aus seiner Umarmung und trocknete sich mit dem Taschentuch das Gesicht.

»Tut mir Leid«, sagte sie leise. »So was ist normalerweise nicht meine Art.«

»Das sind die verspäteten Auswirkungen des Schocks. Eine zwangsläufige Reaktion auf das, was passiert ist. Ich schlage vor, Sie trinken erst mal einen Schluck Wasser, und dann wollen wir den Champagner probieren.«

»Ich hatte solchen Durst, ich habe schon mal einen halben Liter aus der Wasserflasche getrunken, die hier im Zimmer stand. Aber kommen Sie mit auf den Balkon hinaus, diese Aussicht müssen Sie gesehen haben.«

Sie nahm Tweed beim Arm, während sie mit der anderen Hand nach ihrem Champagnerkelch griff. Dann führte sie ihn hinaus auf den Balkon. »Hier ist es ja kälter als in Zürich«, sagte sie fröstelnd. »Wieso eigentlich?«

»Das liegt an den Bergen. Bei meinem letzten Besuch hier war es genauso. Besonders am späten Nachmittag sinkt die Temperatur rapide, selbst wenn, wie jetzt, die Sonne scheint.«

Sie stießen an. Paula trank erst einen kleinen, dann einen größeren Schluck. Der Champagner war köstlich und rieselte ihr wie prickelndes Feuer die Kehle hinab. Sie spürte, wie sie sich allmählich entspannte. Das fiel auch Tweed auf, dessen Arm sie noch immer hielt. Nach einer Weile entschuldigte sich Paula, ging ins Zimmer zurück und zog sich eine wärmere Jacke an. Tweed setzte sich inzwischen an den Balkontisch und blickte hinaus auf den See. Als er ihre munteren Schritte hörte, stellte er erleichtert fest, dass es ihr offenbar wieder besser ging. Paula setzte sich auf den Stuhl neben Tweed.

»Da drüben ist der Monte Brè«, erklärte er, während er auf den linken Berg zeigte. »Auf den Gipfel führt eine Seilbahn hinauf. Allerdings ist das ein ziemlicher Schwindel. Wenn man in der Talstation eine Fahrkarte kauft, sagt einem nämlich niemand, dass man weiter oben in eine zweite Seilbahn umsteigen muss. Zuerst fährt man mit einer großen, geräumigen Kabine zu einer Zwischenstation, und von dort geht es dann mit einer sehr viel kleineren Kabine weiter, in der man sich wie in einem Schuhkarton fühlt. Bei meinem ersten Besuch hier war ich so sauer, dass ich gar nicht bis zum Gipfel hinaufgefahren, sondern gleich mit der nächsten Bahn wieder ins Tal zurückgekehrt bin.«

»Und wie heißt der Berg auf der rechten Seite?«

»Seinen Namen kenne ich nicht. Aber etwas weiter rechts von uns liegt der Monte San Salvatore. Auf den kann man in einem Rutsch mit der Seilbahn bis ganz oben fahren. Vom Gipfel aus hat man einen atemberaubenden Blick auf den See, der am Fuß des Berges einen Knick nach links macht.«

»Schade, dass wir hier nicht auf Urlaub sind. Ich muss ständig an den Mörder denken. Und immer wieder an die Frage, warum er die Köpfe von drei seiner Opfer mitge-

nommen hat, den der armen Elena Brucan aber nicht.«

»Wie Beck gesagt hat – sie wurde mitten in einer großen Stadt getötet, und das am helllichten Tag. Das Viertel um die Sihl ist zwar sehr ruhig, aber der Mörder konnte trotzdem nicht sicher sein, dass nicht jemand vorbeikam und ihn sah.« Tweed hätte noch ausführlicher werden können, aber er wollte die Unterhaltung von dem düsteren Thema weglenken.

»Wenn mir nur einfallen würde, was ich unbewusst mitbekommen haben muss«, sagte Paula. »Ich bin mir sicher, dass es von entscheidender Bedeutung ist. Aber ich kann mich ja nicht einmal erinnern, wer es zu mir gesagt hat.«

»Noch einmal: Denken Sie nicht mehr dran. Irgendwann fällt es ihnen wie von selbst ein. Möchten Sie noch ein Schlückchen Champagner?«

»Aber wirklich nur ein Schlückchen. Sie verwöhnen mich viel zu sehr. Ich habe vorhin das Etikett gesehen. Das ist ein echter Krug, den wir hier trinken.«

»Für Sie ist mir das Beste gerade gut genug«, entgegnete Tweed und füllte erneut ihr Glas.

»Beck ist wirklich ein Schatz«, sagte Paula. »Er hat alles von uns fern gehalten und die Sache mit dem Killer im Zug ganz allein erledigt. Als wir aus dem Warteraum kamen, war der Zug bereits weitergefahren.«

»Ja, Beck hat das großartig organisiert. Ich habe auf dem Weg zum Taxi kurz mit ihm gesprochen. Er hat gewartet, bis alle Fahrgäste, die in Lugano aussteigen wollten, den Bahnsteig verlassen hatten. Diejenigen, die einsteigen wollten, hat er von seinen Leuten mit irgendeiner Geschichte im Bahnhof zurückhalten lassen. Erst dann kam der Krankenwagen, und die Sanitäter und der örtliche Leichenbeschauer holten den Toten auf einer Bahre aus

dem Zug und brachten ihn weg. Das war allerdings kein Pathologe vom Kaliber eines Dr. Zeitzier. Er hat nicht einmal Fotos gemacht. Ach, jetzt wird es auch mir hier draußen zu kühl. Wollen wir nicht reingehen und unten einen Tee trinken?«

Paula stellte nach ihrem zweiten Glas Champagner fest, dass sie sich angenehm benommen fühlte. Sie warf einen letzten Blick hinaus auf See und Berge, die jetzt vor dem dunkelvioletten Himmel eine rosa Farbe angenommen hatten. Tweed hatte Recht, die Temperatur war weiter gesunken.

»Sehr gern«, antwortete sie. »Aber geben Sie mir fünf Minuten zum Umziehen. Sie können so lange im Zimmer bleiben, ich mache das im Bad. Unter die Dusche gehe ich später.« Tweeds blaugraue Augen musterten sie freundlich, als sie mit einem kleinen Lachen fortfuhr: »Ich frage mich, wen wir diesmal wohl antreffen werden. Wird bestimmt sehr interessant.«

Als die beiden Paulas Zimmer verließen, gesellte sich Newman in einem eleganten, grauen Anzug mit winzigem Karomuster zu ihnen und fuhr im Lift mit nach unten. Als Tweed den Kollegen sah, fragte er sich, ob er sich vielleicht auch hätte umziehen sollen.

»Na, geht es wieder? Ich habe Ihnen beiden absichtlich viel Zeit zum Turteln gelassen«, scherzte Newman.

»Wie bitte?«, sagte Paula mit gespielter Entrüstung. »Was haben Sie eben gesagt?«

»Keine Ahnung. Hab's schon wieder vergessen.« Newman blickte starr hinauf an die Decke des Fahrstuhls.

Tweed ging voran in die großzügige Lounge und blieb dann kurz am Eingang stehen. Paula spähte ihm über die Schulter und sah, was ihn dazu veranlasst hatte. In einem

großen Sessel saß Roman Arbogast und aß ein Stück Sahnetorte. Als er Tweed erblickte, verharrte seine Hand mit der Gabel auf halbem Weg zwischen Teller und Mund. Das eine Auge fing zu zucken an. Er legte die Gabel auf den Teller und erhob sich, während Tweed auf ihn zuing.

»Mein lieber Tweed, was für eine unerwartete, aber angenehme Überraschung. Sie hätte ich hier nun wirklich nicht erwartet.« Er hielt inne und lächelte, wobei seine Augen aber unverwandt an Tweed vorbeiblickten. »Ein Zyniker würde sich allerdings fragen, ob Sie uns vielleicht verfolgen.«

»Ich bin ein Zyniker.«

Arbogast verschlug es die Sprache. Er suchte immer noch nach einer Antwort, als Marienetta Tweed am Ärmel zupfte und ihn erfreut anlächelte, ehe sie ihm um den Hals fiel und überschwänglich auf beide Wangen küsste.

»So allmählich gefällt es mir in Lugano«, sagte sie und sah ihn aus ihren Katzenaugen herausfordernd an. Tweed war so überrumpelt, dass er sie ebenfalls auf beide Wangen küsste. »Lassen Sie uns irgendwo hingehen, wo wir allein sind«, flötete Marienetta. »Sobald sich eine Gelegenheit dazu ergibt.«

»Ein verlockender Vorschlag, dem ich kaum widerstehen kann.«

Paula, die jedes Wort mitbekommen hatte, bemühte sich, ein neutrales Gesicht zu machen, als Marienetta sich ihr zuwandte. Arbogasts Nichte trug ein eng anliegendes, sehr elegantes grünes Kleid mit Spaghettiträgern. Nun fiel sie auch Paula um den Hals und drückte sie fest an sich.

»Ich glaube, ich bin mit meinen Nachforschungen ein gutes Stück weitergekommen«, flüsterte sie so leise, dass nur Paula es hören konnte. »Wir müssen unbedingt diese Langweiler loswerden und uns unter vier Augen

unterhalten.«

»Gute Idee«, sagte Paula trocken.

Tweed führte Paula, Newman und Marier, der inzwischen auch zu ihnen gestoßen war, an einen Tisch, der an der Wand stand. Paula merkte sofort, weshalb Tweed ausgerechnet diesen Tisch gewählt hatte. Von hier aus hatte er die Arbogasts, die sich nicht weit entfernt niedergelassen hatten, gut im Blick. Tweed setzte sich so, dass er Roman Arbogast im Profil hatte, Arbogast ihn jedoch nur sehen konnte, wenn er sich in Tweeds Richtung drehte.

Marienetta und Sophie saßen bei Arbogast am Tisch, sprachen aber nicht miteinander. Die Atmosphäre schien mehr als frostig zu sein. Ein Kellner brachte Tee und Kuchen, und als Paula ihre Tasse hob, bemerkte sie, dass Sophie sie ansah. Noch mehr staunte sie, als Arbogasts Tochter, die ihr braunes Haar wieder einmal zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte, ihr auch noch ein freundliches Lächeln schenkte und sie mit leuchtenden Augen anstrahlte.

Nield und Butler kamen herein, blieben kurz stehen und suchten sich dann einen Tisch in der Nähe der Tür, von dem aus sie alles im Blick hatten. Nield schaute an Tweeds Tisch vorbei, als säßen dort lauter Fremde.

»Ich habe irgendwie das Gefühl, als hätten wir den Arbogasts ihren Tee verdorben«, sagte Paula.

»Genau das war auch meine Absicht«, entgegnete Tweed mit grimmigem Gesicht. »Wir sind an einem Punkt angelangt, an dem wir von unserer Seite aus Druck ausüben müssen. Sonst läuft uns die Zeit davon.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil Beck mich vorhin auf meinem Zimmer angerufen hat. Er hat erfahren, dass unser Freund Nathan Morgan die Stadt Zürich noch immer nicht verlassen hat. Das lässt

darauf schließen, dass er andere Methoden anwenden wird. Er sitzt am Flughafen Kloten und wartet vermutlich auf Verstärkung.«

»Aber er weiß nicht, dass wir hier sind.«

»Da wäre ich mir gar nicht so sicher. Gut möglich, dass Arbogast ihn informiert hat. Aber sehen Sie mal, wer da kommt.«

Es war Black Jack Diamond, der in Reitkleidung die Lounge betrat. Sogar eine Gerte hatte er bei sich. Nachdem er sich kurz umgesehen hatte, kam er schnurstracks auf Paula zu. Er beugte sich zu ihr herab und flüsterte ihr ins Ohr: »Wenn Sie mit Ihrem Tee fertig sind, können wir uns dann in der Halle treffen? Ich habe da etwas herausgefunden, das Sie unbedingt wissen sollten.«

»Ich bin schon fertig«, sagte Paula. »In einer Minute bin ich bei Ihnen.«

Black Jack wirkte ungewohnt ernst, und von seiner üblichen Ironie war nichts zu spüren. Als er die Lounge verließ, winkte er den Arbogasts zu, von denen jedoch niemand zurückwinkte.

»Können Sie sich erinnern, Paula?«, sagte Tweed, der immer noch ein grimmiges Gesicht machte. »Als Sie im Baur au Lac mit Marienetta in der Lounge saßen und diese den Vizepräsidenten mit ›Vetter‹ ansprach? Sie haben mir erzählt, dass Straub daraufhin ein Gesicht gemacht hat, als ob er Marienetta am liebsten umgebracht hätte. Wenn Sie jetzt aufstehen, schauen Sie mal in die äußerste linke Ecke des Raums.«

Paula erhob sich langsam und rückte absichtlich umständlich den Riemen ihrer Schultertasche zurecht, während sie unauffällig in die angegebene Richtung blickte. In der hintersten Ecke der Lounge saß Russell Straub mit Ed Danvers zusammen an einem Tisch und

blickte geradewegs zu ihr herüber. Er sah so finster drein, als ob er auch sie am liebsten umbringen wollte.

Als Paula den Blick über die anderen Gäste in der Lounge wandern ließ, kam ihr ein schrecklicher Gedanke. Großer Gott, vielleicht ist auch der Mörder hier im Hotel.

Als Paula kurz darauf in der Hotelhalle eintraf, kam Black Jack gleich auf sie zu.

»Draußen ist es kalt«, sagte er.

»Dann warten Sie einen Augenblick. Ich hole mir nur schnell meinen Mantel.«

Paula fuhr hinauf in ihr Zimmer. Als sie die Tür öffnete, sah sie, dass ihr jemand einen Briefumschlag darunter durchgeschoben hatte. Sie ging hinein, sperrte hinter sich ab und öffnete den Umschlag. Er enthielt einen Autoschlüssel und eine Notiz, die Nields Handschrift trug. *Habe Autos für uns alle gemietet. Das Ihre ist ein roter Peugeot.* Zusätzlich war auf dem Zettel das Nummernschild des Wagens verzeichnet.

Paula steckte den Schlüssel ein und überprüfte gründlich ihre .32er Browning, bevor sie die Waffe wieder in das Geheimfach in ihrer Schultertasche steckte. Dann zog sie ihren Mantel an, schnappte sich die Tasche und fuhr mit dem Lift wieder hinunter in die Halle.

Black Jack war allein und betrachtete ein Ölgemälde an der Wand. Es zeigte ein vom Mondlicht beschienenes altes Haus, das am Ufer eines Sees stand. Es hatte zwei Stockwerke und ein steiles Dach mit Mansardenfenstern. Irgendetwas an dem Bild kam Paula unheimlich vor.

»Sie werden es nicht glauben«, sagte Black Jack und deutete auf das Gemälde, »aber als ich hier ankam, erzählte mir jemand, dass dieses Haus Roman gehört. Ich habe mir erklären lassen, wie man dort hinkommt, und einen kleinen Plan gezeichnet.« Er deutete auf ein Blatt

Papier.

»Sehen Sie«, sagte er und rückte so nahe an Paula heran, dass sich ihre Schultern berührten, »vom Hotel aus geht es die Auffahrt hinunter und dann nach rechts. Anschließend fährt man am See entlang bis zur nächsten Abzweigung hinauf in die Berge. Die nehmen Sie und folgen der Straße so lange, bis Sie in ein Dorf kommen. Fahren Sie durch und biegen Sie gleich nach dem Ortsende links ab. Das ist die kleine Straße, die zu dem Haus führt.«

Paula hatte den Eindruck, als ob Black Jack selbst schon einmal zu dem unheimlichen Haus gefahren wäre. Sie besah sich noch einmal das Bild an der Wand und hatte wenig Lust, dem Ort einen Besuch abzustatten.

»Kommen Sie mit?«, fragte sie so beiläufig wie möglich.

»Ich würde gern, aber es geht nicht. Roman würde meine Abwesenheit bemerken, und das könnte gefährlich werden. Wenn ich jetzt zurück in die Lounge gehe, wird er wohl annehmen, dass Sie auf Ihr Zimmer gegangen sind. Komisch, dieses Bild muss schon vor langer Zeit entstanden sein. Haben Sie ein Auto?«

»Ja.«

»Dachte ich mir's doch. Ich habe gesehen, wie Nield draußen mit ein paar Fahrern gesprochen hat, die eine ganze Flotte von Leihwagen abgeliefert haben.«

*Dir entgeht aber auch gar nichts*, dachte Paula. Jemand war aus der Lounge gekommen und hatte das Hotel durch den Haupteingang verlassen. Paula war so ins Studium von Black Jacks provisorischer Karte vertieft gewesen, dass sie nicht mitbekommen hatte, wer es war. Black Jack kehrte in die Lounge zurück und ließ sie allein. Paula wusste nicht so recht, was sie von der Sache halten sollte. Kurz darauf kam Newman herausgeschlendert, und holte sich an der Rezeption ein paar Fremdenverkehrsprospekte.

Paula nickte ihm kaum merklich zu, bevor sie nach draußen ging und ihren Peugeot suchte.

Trotz ihres warmen Mantels empfand sie die Luft als extrem kalt. Als sie in den Peugeot stieg, bemerkte sie einen anderen Wagen, einen Audi, der gerade in diesem Moment losfuhr. Die Person am Steuer hatte den Kopf in einen dicken Schal gehüllt, sodass ihr Gesicht nicht zu sehen war. Paula konnte nicht einmal erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war. Im Rückspiegel sah sie Newman, der in einen weiteren Audi stieg. Das bekräftigte sie in ihrem Entschluss loszufahren. Newman würde ihr Rückendeckung geben.

Auf der Fahrt die steile Auffahrt hinunter sah sie, dass der erste Audi nach rechts abbog, also in dieselbe Richtung, in die auch sie fahren wollte. Es war eine pechscharze Nacht, die nur von wenigen Straßenlaternen an der Seepromenade erhellt wurde. Noch immer fuhr der Audi mit mäßiger Geschwindigkeit vor ihr her. Paula hielt Abstand und blickte in den Rückspiegel, ob dort die Scheinwerfer von Newmans Wagen zu sehen waren, aber sie konnte nichts erkennen.

Vor dem Hotel versuchte Newman verzweifelt, den Audi zu starten, aber der Wagen wollte einfach nicht anspringen. Newman probierte es so lange, bis die Batterie leer war. Dann sprang er aus dem Wagen und eilte ins Hotel, um sich von Nield den Schlüssel für einen der anderen Leihwagen geben zu lassen. In der Halle verlangsamte er seine Schritte und nahm eine Zigarette aus dem Päckchen, das er aus seiner Jackettasche gezogen hatte. Neben dem Sessel, in dem Butler saß, ließ er die Zigarette absichtlich fallen und bückte sich, um sie aufzuheben. Dabei flüsterte er Butler zu: »Harry, wo ist Pete?«

»Mal eben auf die Toilette gegangen.«

Newman fluchte leise vor sich hin. Nun würde er Paulas Peugeot wohl nicht mehr einholen, und er hatte keine Ahnung, wo sie hinwollte. Einerseits ärgerte er sich über sein Pech, andererseits machte er sich große Sorgen wegen Paula.

Paula fuhr mit mäßiger Geschwindigkeit hinter dem Audi die Seepromenade entlang. Sie wusste zwar nicht, warum sie das tat, aber ihr Instinkt sagte ihr, dass es richtig sei, und Paula hatte gelernt, auf ihren Instinkt zu vertrauen.

Es herrschte nicht viel Verkehr. Die wenigen Autos, die unterwegs waren, fuhren nach Lugano hinein, nicht aus der Stadt hinaus. Als Paula aus dem Hotel gegangen war, hatte der Mond geschienen, aber jetzt versteckte er sich hinter Wolken. Ein dichter, blasser Dunst lag über dem See und begann, auch die Promenade einzuhüllen. Bald waren die Bäume am Ufer nur noch schemenhaft zu erkennen. Das hat mir gerade noch gefehlt, dachte Paula.

Hoffentlich verpasste sie in dem Nebel nicht die Abzweigung hinauf in die Berge. Auf einmal sah sie, dass der Audi vor ihr nach rechts abbog. Bevor sie ihm folgte, schaute sie in den Rückspiegel. Noch immer keine Spur von Newman.

Die Straße war schmal, aber gut asphaltiert und wand sich in engen Serpentinaen den Berg hinauf. Hin und wieder sah Paula in einer Kehre vor ihr die Rücklichter des Audis, der jetzt viel schneller fuhr als zuvor und auch die gefährlichsten Kurven mit viel Geschick meisterte. Höher und immer höher führte die Straße hinauf in die Berge, und nirgends waren ein Haus oder ein Mensch zu sehen. Nebelschwaden zogen über die Fahrbahn, und nur ab und

zu hatte Paula freie Sicht auf das felsige Gelände beiderseits der Straße.

Nach einem letzten, besonders steilen Anstieg ging es dann mehr oder weniger flach dahin. Bald kam Paula in eine Ortschaft mit alten Häusern. Die Rücklichter des Audis waren verschwunden. Paula fragte sich, wer wohl darin sitzen mochte.

Langsam fuhr sie die Dorfstraße entlang. In keinem der Häuser brannte Licht. Erst nach einer Weile erkannte Paula, warum das so war: Einige der Häuser hatten eingeschlagene Fensterscheiben, bei anderen waren die Dachstühle zusammengebrochen. Verdammt, dachte Paula. Das ist ein Geisterdorf. Hier lebt schon seit langem niemand mehr. Ein unheimliches Gefühl beschlich sie.

Auf einmal lichtete sich der Nebel, und Paula trat aufs Gas in der vagen Hoffnung, den Audi vielleicht doch noch einzuholen. Nirgends gab es eine Abzweigung, die der Wagen hätte nehmen können, er musste also immer noch auf dieser Straße sein. Paula biss die Zähne zusammen. Die Ortschaft schien kein Ende nehmen zu wollen. Ob sie wohl in eine Falle fuhr? Als sie endlich das Ortsende erreicht hatte, atmete sie erleichtert auf. Geschafft, dachte sie. Allmählich kamen ihr die Umstände, unter denen diese Fahrt zustande gekommen war, reichlich seltsam vor. Warum war Black Jack nicht mit ihr gekommen? Hatte er vielleicht auf Befehl von Roman Arbogast gehandelt?

In ihrer Freude, das gespenstische Dorf hinter sich gelassen zu haben, hätte sie fast die Abzweigung übersehen, die Black Jack auf seiner Skizze eingezeichnet hatte. Als sie die mit Kopfsteinen gepflasterte Straße im Licht der Scheinwerfer auftauchen sah, bremste sie scharf. Die Straße führte steil nach links den Berg hinab. Wegen des ungewohnten Pflasters fuhr Paula langsam. Manchmal, wenn die Straße enger wurde, sah sie auf den

Felsen am Straßenrand Reifen- und Öls Spuren. Fast kam es ihr so vor, als ob große Lastwagen hier gefahren wären. Aber weshalb? Und wohin?

Im letzten Stück führte die Straße so steil nach unten, dass Paula früher als erwartet den See wieder vor sich sah. Langsam fuhr sie nach rechts, parallel zum weiter unten gelegenen Ufer. Als der Mond wieder durch die Wolken kam, hielt sie an. Direkt vor ihr stand, geduckt wie ein Raubtier, das Haus, das sie auf dem Gemälde gesehen hatte. In natura kam es Paula noch unheimlicher vor als auf dem Bild.

Sie blieb erst mal eine Weile im Wagen sitzen und suchte die Umgebung des Hauses nach irgendeinem Anzeichen menschlichen Lebens ab. Nirgends war ein Licht zu sehen. Dann ließ Paula das Fenster herunter und lauschte hinaus in die Nacht. Die Stille war so beunruhigend, dass sie fast hoffte, etwas zu hören. In dem Moment kam der Nebel zurück und verhüllte Haus und See.

Neben Paula auf dem Beifahrersitz lag ein großer Schirm mit Metallspitze, den sie aus dem Schirmständer in der Hotelhalle mitgenommen hatte. Sie wusste nicht, warum sie das getan hatte, aber jetzt war sie froh darum, weil der Schirm ihr Schutz vor dem feucht-nebligen Nieselregen bieten würde. Es war an der Zeit, dem düsteren Haus einen Besuch abzustatten.

Paula nahm den Schirm und ihre Taschenlampe, stieg aus und schloss den Wagen ab. Der Nebel fühlte sich unangenehm feucht auf der Haut an, weshalb sie sofort den Schirm aufspannte. Die kopfsteingepflasterte Straße führte weiter bis zu dem Haus, wo eine Holzterrasse mit Geländern auf beiden Seiten hinauf zur Eingangstür führte. Das Holz sah aus, als ob es sehr alt wäre.

Paula stieg die Treppe hinauf und war schon fast oben angelangt, als eine Stufe unter ihrem Tritt nachgab. Zum Glück war das Geländer, an dem Paula sich festhielt, nicht ebenfalls morsch. Paula fragte sich, ob es wirklich so eine gute Idee gewesen war, hierher zu kommen. Sie war mutterseelenallein, und niemand wusste, wo sie war. Zumindest niemand, der ihr freundlich gesinnt war. Irgendetwas war seltsam an diesem Haus. Aber so leicht wollte Paula nicht aufgeben. Sie betrat die Veranda und ging weiter zur Eingangstür, deren Schloss sich im Licht der Taschenlampe als höchst modernes Sicherheitsschloss entpuppte. Vorsichtig griff Paula nach der Türklinke, drückte sie hinunter und schob die Tür nach innen. Sie war nicht verschlossen.

Auch das war nicht gerade beruhigend. War vielleicht jemand im Haus? Paula klemmte sich die angeschaltete Taschenlampe unter den Arm, klappte den Regenschirm zu und holte die Browning aus der Schultertasche. Dann drückte sie die Tür so weit auf, bis sie an die Wand stieß. So konnte sie sicher sein, dass ihr niemand dahinter auflauerte. Mit der linken Hand tastete Paula die Wand neben dem Türrahmen ab, bis sie einen Lichtschalter fand. Sie legte ihn um, und augenblicklich gingen mehrere Lampen an. Paula stand in einem breiten, völlig leeren Flur mit Holzfußboden. An der linken Wand befand sich eine weitere Tür, die offen stand. Weil Paula nicht mehr als nötig auf ihre Gegenwart aufmerksam machen wollte, schaltete sie das Licht sofort wieder aus.

Seit dem Erlebnis mit der Treppenstufe war sie vorsichtig, was die bauliche Stabilität des Hauses anlangte, und so blieb sie erst einmal stehen und lauschte. Die Stille ringsum war so tief, dass sie Paula schon fast wieder wie ein eigenes Geräusch vorkam. Vorsichtig ging sie auf die offene Tür zu.

Mit der Spitze des Regenschirms prüfte sie die Fußbodenbretter auf Festigkeit und blieb alle paar Schritte stehen, um sich umzuhören.

Hin und wieder hörte sie ein Knacken, das sie aber auf das Alter des Hauses zurückführte. Sie hatte vielleicht die Hälfte des Ganges hinter sich, als sie bemerkte, wie der Fußboden unter ihr gefährlich zu schwanken begann. Mit der Spitze des Regenschirms stocherte sie so lange auf den Bohlen vor ihren Füßen herum, bis sich ein großes Stück davon löste und nach unten fiel. Paula bückte sich vorsichtig, und leuchtete mit der Taschenlampe in das Loch hinunter.

Dort, wo sie im nächsten Augenblick hingetreten wäre, war ein großes Stück des Fußbodens eingebrochen und gab den Blick in einen tiefen, in den Fels gehauenen Keller frei, aus dem ihr im Strahl der Taschenlampe zwei rote Punkte entgegenfunkelten. Erst nach längerem Hinsehen erkannte sie, dass es die Augen einer riesigen Ratte waren, die interessiert zu ihr heraufstarrte. Nicht auszudenken, wenn Paula auf die morschen Bohlen getreten und hinab in den Keller gestürzt wäre ...

Da wäre ich nie wieder rausgekommen, dachte sie. Zu der Ratte, die einen langen, ekelhaft nackten Schwanz hatte, war inzwischen noch eine zweite hinzugekommen. Die widerlichen Tiere fiepten leise vor sich hin, als witterten sie frisches Fleisch. In dem Kellerverlies, das über keinerlei Türen verfügte, wäre sie ihnen schutzlos ausgeliefert gewesen – falls sie sich bei dem Sturz aus gut sieben Metern Höhe nicht gleich das Genick gebrochen hätte. Paula erhob sich und ging vorsichtig um das Loch herum, wobei sie den Boden vor sich nun noch sorgfältiger mit dem Regenschirm abtastete. Dieses Haus war ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack. Auf einmal hörte sie von draußen ein polterndes Geräusch und

blieb wie angewurzelt stehen. Es hörte sich an, als ob jemand dicht am Haus über Geröll gelaufen wäre. Ohne in Panik zu verfallen, machte Paula kehrt und arbeitete sich langsam unter Einsatz von Taschenlampe und Regenschirm wieder zurück in Richtung Eingangstür. Bloß nicht in diesen Keller stürzen, um von den hungrigen Ratten bei lebendigem Leib gefressen zu werden!

Als an der Tür ankam, die sie weit offen hatte stehen lassen, sah sie, dass der Mond wieder hinter den Wolken hervorgekommen war. Sie schaltete die Taschenlampe aus, spähte nach draußen – und erschrak. In den langsam vorbeiziehende Nebelschwaden, die ihren Peugeot fast vollständig einhüllten, sah sie auf einmal eine nur als schemenhafte Silhouette zu erkennende Gestalt, die sich an ihrem Auto zu schaffen machte. Paula hob ihre Browning, zielte sorgfältig und gab einen Schuss ab. Die Gestalt verschwand augenblicklich. Paula klemmte sich den Regenschirm unter den Arm, nahm die Taschenlampe in die linke Hand und umfasste die Browning noch fester.

In der unheimlichen Stille stieg sie vorsichtig die Treppe hinab und über das Loch in der morschen Stufe hinweg. Unten blieb sie stehen und lauschte abermals. Plötzlich wurde die Stille vom Lärm eines startenden Autos zerrissen. Paula konnte den Wagen nicht sehen, der sich mit laut aufheulendem Motor rasch entfernte. Erst als er den steilen Berg hinaufraste, sah sie seine Rücklichter, die aber gleich darauf hinter einer Kurve verschwanden. Paula rannte zu ihrem Peugeot und leuchtete mit der Taschenlampe ins Innere des Wagens, bevor sie einstieg. Sie verriegelte die Türen, steckte den Zündschlüssel ins Zündschloss und drehte ihn herum. Nichts. Paula versuchte es noch einmal. Wieder nichts. Der Motor gab keinen Laut von sich. Jetzt saß sie an diesem gottverlassenen, unheimlichen Ort fest, und bitterkalt war

es auch noch.

Paula stieg wieder aus und war froh, dass der Mond noch immer schien. Sie öffnete die Motorhaube, leuchtete mit der Taschenlampe in den Motorraum und fluchte leise. Jemand hatte sämtliche Zündkabel abgezogen. Sie steckte die Kabel wieder an und wollte gerade in den Wagen steigen, als sie im Gras einen kleinen Notizblock entdeckte. Sie nahm ihn an sich und setzte sich hinters Steuer. Als sie den Zündschlüssel ins Schloss stecken wollte, entglitt er ihren froststeifen Händen. Fast eine halbe Stunde suchte sie bei von innen verriegelten Türen danach, bis sie ihn endlich in einer Ritze neben dem Fahrersitz fand. Als der Motor ansprang, war Paula unendlich erleichtert. Sie steckte die Browning in den Bund ihres Rocks und fuhr los. Wer konnte schon sagen, was sie auf der teuflisch steilen Straße den Berg hinauf noch alles erwartete.

Als sie schließlich wieder die Straße zu dem unheimlichen Dorf erreicht hatte, verbarg sich der Mond abermals hinter den Wolken, und dichter Nebel hüllte die Ortschaft ein. Im Schrittempo fuhr Paula zwischen den verfallenen Häusern hindurch, wobei sie jede Sekunde mit einem Hinterhalt rechnete. Erst als sie am See entlang auf Lugano zufuhr, hellte sich ihre Stimmung wieder auf.

»Ich werde Tweed auf Black Jack hetzen«, schwor sie sich. »Der soll ihn sich vornehmen, bis ihm die Zähne klappern.« Schließlich hatte der hinterhältige Kerl sie in eine Falle gelockt. Beend vor Zorn, fuhr sie die Auffahrt zum Hotel hinauf und war nicht sonderlich erstaunt, dort mehrere Polizeifahrzeuge mit eingeschaltetem Blaulicht vor dem Eingang stehen zu sehen.

Es waren so viele Einsatzfahrzeuge da, dass Paula fast keinen Parkplatz fand. Als sie schließlich aus dem Auto stieg, kam ein uniformierter Polizist auf sie zu und sagte

etwas auf Italienisch zu ihr. Paula versuchte ihm mit Zeichensprache klar zu machen, dass sie ihn nicht verstand.

»Ich bin Engländerin.«

»Sie können hier nicht parken«, sagte der Mann in schlechtem Englisch. »Das Hotel ist geschlossen.«

»Aber das ist doch lächerlich«, brauste Paula auf. »Ich wohne in dem Hotel. Mein Name ist Paula Grey.«

»Lassen Sie sie vorbei«, ließ sich eine vertraute Stimme vernehmen, und kurz darauf kam Arthur Beck im Trenchcoat auf sie zu.

»Tweed ist in der Hotelhalle«, sagte er mit ernstem Gesicht. »Er macht sich schreckliche Sorgen um Sie. Es ist ein weiterer Mord geschehen.«

Als der Polizist versucht hatte, sie an der Tür zurückzuhalten, waren Paulas ganzer Frust und ihre Anspannung aus ihr herausgebrochen. In der Hotelhalle fiel ihr erster Blick auf Tweed, der sie mit einer Mischung aus Verärgerung und Erleichterung ansah. Sie wusste, dass er vor Sorge über sie außer sich gewesen sein musste.

»Wo haben Sie nur gesteckt?«, fragte er. »Ich habe Butler, Nield und Newman losgeschickt, damit sie nach Ihnen suchen ...«

»Ich bin nicht allein losgefahren«, erwiderte Paula aufgebracht. »Newman sollte mir folgen, war aber plötzlich verschwunden. Wenn Sie sich wieder beruhigt haben, hätte ich Ihnen eine Menge zu erzählen.«

Paula war noch so von den Erlebnissen der letzten Stunden erfüllt, dass ihr die Bedeutung von Becks Bemerkung vor dem Hotel noch gar nicht klar geworden war. Tweed ergriff sie wortlos am Arm und führte sie in den wartenden Lift, wo sie ihre Schimpftirade fortsetzte, kaum dass sich der Lift in Bewegung gesetzt hatte.

»Und außerdem will ich, dass Sie Black Jack gnadenlos in die Mangel nehmen. Er hat mich in eine Falle übelster Art laufen lassen.«

Tweed sagte immer noch nichts, bis sie in Paulas Zimmer waren. Auf dem kleinen Beistelltisch standen drei ungeöffnete Flaschen: Wasser, Scotch und Chardonnay. Paula beruhigte sich langsam wieder, als ihr klar wurde, dass Tweed diese Getränke auf ihr Zimmer bestellt haben musste.

»Vielleicht erst mal einen Scotch?«, schlug Tweed vor.

»Obwohl, ich weiß nicht so recht. Doch lieber erst ein Glas Wasser und dann einen Chardonnay?«

»Erst ein Glas Wasser, dann Chardonnay«, sagte Paula und ließ sich seufzend auf einen Stuhl sinken.

Tweed wartete, bis sie ihren Durst gestillt und den ersten Schluck von dem Weißwein genommen hatte, dann nahm er mit ernster Miene ihr gegenüber Platz.

»Ich bin ja so erleichtert, dass Sie wieder wohlbehalten zurückgekommen sind. Und ich möchte mich für meinen Ausbruch von vorhin entschuldigen. Ich weiß, dass Newman Sie begleiten sollte. Aber sein Wagen wollte nicht anspringen. Er hat den Autoverleih schon angerufen und sich fürchterlich beschwert. Jetzt haben sie ihm einen neuen Wagen gebracht.«

»Wie gesagt, ich will, dass Sie Black Jack gnadenlos in die Mangel nehmen«, sagte Paula und machte sich dann daran, ihm haarklein zu schildern, wie ihre Verfolgung des Audis in einen Albtraum gemündet war. Sie erzählte ihm, welche entsetzlichen Ängste sie in dem Haus am See ausgestanden hatte, und vergaß auch nicht, das Gemälde in der Hotelhalle zu erwähnen, auf das Black Jack sie aufmerksam gemacht hatte. Zum Schluss holte sie noch die Karte hervor, die er für sie gezeichnet hatte. Tweed warf nur einen flüchtigen Blick darauf und legte sie sofort wieder auf den Tisch.

»Ich habe schlechte Neuigkeiten.«

»O Gott!«, rief sie. Schlagartig fiel es ihr wieder ein. »Beck hat mir ja gesagt, dass es einen weiteren Mord gegeben hat.«

»Ja, es hat einen weiteren Mord gegeben. Und deswegen werde ich Black Jack auch nicht in die Mangel nehmen können. Man hat seine Leiche am Fuß des Monte San Salvatore gefunden, gleich in der Nähe der Seilbahn-

station, die nachts geschlossen ist«, sagte er und hielt kurz inne, ehe er weitersprach. »Geht es wieder?«

Paula nickte und zwang sich zu einem schiefen Lächeln.

»Sieht so aus, als ob unser Täter wieder zugeschlagen hätte«, fuhr Tweed fort. »Der Leiche fehlt der Kopf.«

»Das ist ja grauenvoll«, stammelte Paula, nachdem sie den ersten Schock überwunden hatte. »Irgendwie mochte ich Black Jack doch, auch wenn er mir manchmal ziemlich auf den Geist gegangen ist. Er war ein Original und immer voller Leben. Wie lange ist die Tat her?«

»Soweit wir es in diesem frühen Stadium der Ermittlungen sagen können, dürfte der Mord vor einer knappen Stunde geschehen sein. Ich bin eben erst vom Tatort zurückgekommen.«

»Dann könnte ihn theoretisch dieses Phantom verübt haben, das sich vor dem alten Haus an meinem Wagen zu schaffen gemacht hat.« Paulas Gedanken überschlugen sich. »Nachdem ich ihn endlich wieder in Gang gebracht hatte, habe ich eine Ewigkeit gebraucht, um hierher zurückzukommen. Das Phantom hingegen ist gerast wie ein Wahnsinniger.«

»Können Sie diese mysteriöse Gestalt im Nebel näher beschreiben?«

»Nein, leider nicht. Es war, als ob man ein Gespenst vor sich hätte – und das auch nur für ein paar Sekunden. Ist draußen ein Audi geparkt? Ich hätte darauf achten und überprüfen sollen, ob seine Motorhaube noch warm ist.«

»Ja, da steht ein Audi. Aber das hätte Ihnen bei der Kälte nicht viel genützt. Da verliert der Motor zu schnell an Wärme.«

»Aber wir könnten wenigstens in Erfahrung bringen,

wem der Wagen gehört.«

»Das wissen wir bereits. Er gehört Sophie.«

Paula starrte Tweed ungläubig an. Dann griff sie in ihre Jackentasche und holte einen kleinen Notizblock heraus.

Es war einer von der Sorte, wie sie überall im Hotel herumlagen und auf denen vorn der Name *Splendide Royal* aufgedruckt war.

»Den habe ich im Gras neben der Fahrertür gefunden, als ich von dem grässlichen Haus wegfahren wollte, aber feststellen musste, dass der Wagen nicht ansprang«, sagte sie und reichte Tweed den Block. »Wer immer sich daran zu schaffen gemacht hat, muss ihn dort verloren haben. Vielleicht in dem Moment, als ich über seinen Kopf hinweggefeuert habe. Ich glaube, wir können uns jetzt ziemlich sicher sein, dass unser Täter im Hotel wohnt.«

Tweed besah sich das erste Blatt des Blocks, auf dem die beiden Druckbuchstaben CH und ein paar Gedankenstriche standen. Er zeigte sie Paula und fragte sie nach ihrer Meinung.

»Mit diesen Buchstaben beginnen in der Schweiz alle Autonummern. Das steht für *Confoederatio Helvetica*, das heißt Schweizer Eidgenossenschaft. Aber ich habe keine Ahnung, was die Bindestriche dahinter bedeuten sollen.«

Tweed schlüpfte – um eventuell vorhandene Fingerabdrücke nicht zu verwischen – in die Latexhandschuhe, die er stets bei sich trug, und blätterte vorsichtig um. Am oberen Rand des Blocks war deutlich zu sehen, dass ein Blatt herausgerissen worden war. Tweed hielt das Blatt unter die Tischlampe und drehte es mehrmals hin und her.

»Da hat sich etwas von dem anderen Blatt durchgedrückt, aber ich kann beim besten Willen nicht entziffern,

was es war. Aber Sie haben Recht. Der Block bestätigt uns tatsächlich, dass der Täter im Hotel abgestiegen sein muss. Das engt das Feld der Verdächtigen natürlich enorm ein.«

»Können wir nicht feststellen, wer das Hotel verlassen hat, während ich bei dem Haus mit diesen widerlichen Ratten war?«

»Beck hat eine solche Untersuchung kurz nach der Entdeckung von Black Jacks Leiche bereits durchführen lassen. Aber es ist nicht viel dabei herausgekommen, es waren nämlich ziemlich viele Gäste außer Haus. Und die meisten anderen, die sich im Hotel aufgehalten hatten, sagten aus, sie seien nach dem Tee sofort auf ihre Zimmer gegangen, was ja auch nicht immer nachprüfbar ist.«

»Dann sollten wir sofort Sophie zur Rede stellen. Schließlich war es vermutlich ihr Wagen, dem ich hinterhergefahren bin.«

Tweed hatte sich die Nummer von Sophies Zimmer, das auf demselben Stockwerk wie das von Paula lag, bereits geben lassen. Es hatte Blick auf den See und damit auch auf den Parkplatz vor dem Hoteleingang. Tweed klopfte an der Tür, wartete und klopfte dann noch einmal, diesmal etwas lauter. Nach einer Weile antwortete ihm eine gedämpfte Stimme.

»Wer ist da?«

»Ich bin's, Paula. Tweed ist bei mir. Können wir kurz mit Ihnen sprechen?«

Die Tür öffnete sich, aber die Sicherheitskette blieb vorgelegt. Erst als Sophie, die einen Morgenmantel trug, sah, wer da war, entfernte sie die Kette und ließ die beiden eintreten. Kaum waren sie im Zimmer, verriegelte sie die Tür und legte die Kette wieder vor. Sophie hatte sich offensichtlich die Haare gewaschen und war gerade dabei, sie zu föhnen. Mit der Bürste in der Hand deutete sie auf

ein kleines Sofa.

»Ich komme gerade aus der Dusche und bin noch nicht ganz fertig«, sagte sie. »Sie müssen mich wohl oder übel in diesem Zustand ertragen.«

»Aber Sie sehen doch blendend aus«, sagte Paula.

»Ich fühle mich aber nicht so. Nicht nach den grauvollen Neuigkeiten über Black Jack.«

»Ich weiß, dass Sie ihn mochten«, sagte Paula voller Mitgefühl.

»Nein, ich konnte den Kerl nicht ausstehen«, sagte Sophie und setzte sich in einen Sessel gegenüber der kleinen Couch, auf der ihre Gäste inzwischen Platz genommen hatten. »Ich habe ihm nicht eine Sekunde über den Weg getraut.«

Sophies Reaktion kam Paula ziemlich herzlos vor. Darüber hinaus wirkte sie alles andere als betroffen, sondern eher nervös. Was war sie nur für ein Mensch?

»Das Einzige, was mich beunruhigt, ist die Frage, wer wohl als Nächster an der Reihe ist«, fuhr Sophie fort.

»Sie haben sich doch einen Audi geliehen«, sagte Tweed. »Sind Sie seit Ihrer Ankunft damit irgendwo gewesen?«

»Wie hätte ich das bitte schön anstellen sollen?«, fauchte Sophie ihn zornig an. »Irgendjemand hat mir nämlich die Wagenschlüssel geklaut! Vielleicht kümmern Sie sich mal darum, dass sie wieder auftauchen, anstatt mir blöde Fragen zu stellen. Oder sind Sie am Ende gar keine so tollen Ermittler, wie Marienetta immer sagt.«

Paula überlegte, wie sie auf diesen Ausbruch am besten reagieren sollte. Sophie griff nach der Flasche auf dem Beistelltisch, goss sich einen großzügig bemessenen Gin ein, trank und stellte das Glas dann wieder zurück auf den

Tisch.

»Vielleicht könnten Sie uns ja dabei helfen«, sagte Paula mit ruhiger Stimme. »Wann hat man Ihnen die Wagenschlüssel denn gestohlen? Das könnte wichtig sein.«

»Als wir zum Tee in der Lounge waren. Ich habe mich mit Kuchen voll gestopft, obwohl ich eigentlich auf meine Figur achten müsste. Aber das war der beste Kuchen, den ich seit langem gegessen habe, und da habe ich einfach nicht widerstehen können.« Ein zufriedenes Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Ab und zu muss man sich mal gehen lassen, sonst macht das Leben ja überhaupt keinen Spaß. Schließlich erledige ich die meiste Arbeit bei ACTIL, während Marienetta die Lorbeeren dafür einheimst.«

»Das ist natürlich nicht schön«, meinte Paula, ohne weiter auf das Thema einzugehen. »Aber bleiben wir doch bei Ihren Wagenschlüsseln. Wie sind sie denn nun verschwunden?«

»Ihr Freund Bob Newman war so freundlich, mir den Leihwagen zu besorgen, und hat mir die Schlüssel in die Lounge gebracht, während wir dort Tee tranken. Da habe ich sie auf den Tisch gelegt, aber als ich aufstehen wollte, waren sie verschwunden.«

»Das muss doch ein Schreck für Sie gewesen sein«, sagte Paula.

»Ich bin nicht besonders schreckhaft.«

»Wer saß denn noch am Tisch, als Sie den Verlust der Schlüssel bemerkten?«

»Niemand mehr. Ich war die Letzte, die noch Tee trank. Black Jack und mein Vater waren gegangen, und Marienetta war auch schon beleidigt abgerauscht, weil wir wieder einmal Streit miteinander hatten.« Sie richtete sich auf. »Ich kann dieses blöde Weib nicht ausstehen.«

»Kann es sein, dass Russell Straub und sein Begleiter noch da waren? Sie saßen ganz hinten.«

»Ich habe Ihnen doch gerade gesagt, dass außer mir niemand mehr da war, Paula!«, sagte Sophie schroff. »Ich weiß, manchmal halten mich die Leute für dumm. Aber ich bin viel klüger, als den meisten klar ist. Halten Sie mich etwa auch für dumm? Dass Sie sich nur nicht täuschen!«

»Gut, es war also niemand mehr in der Lounge«, fuhr Paula unter Aufbietung ihrer ganzen Geduld fort. »Ich nehme an, Sie haben Ihre Schlüssel gesucht. Jedenfalls hätte ich das an Ihrer Stelle getan.«

»Ich bin auf Händen und Knien durch die Lounge gekrochen und habe unter alle Tische geschaut, und danach habe ich auch noch draußen in der Hotelhalle gesucht.« Sophie brachte ihr Gesicht ganz nah an das von Paula. »Sie können es mir ruhig glauben, Paula. Irgendwer hat mir die Schlüssel geklaut.«

»Ich glaube Ihnen ja.«

»Tatsächlich?« Sophie funkelte Tweed mit blitzenden Augen an. »Haben Sie das gehört? Sie glaubt mir. Ein Wunder.«

Tweed stand auf, schob die Hände in die Hosentaschen und ging zur Balkontür. Sophie erhob sich ebenfalls und folgte ihm langsam.

»Ein wunderbarer Ausblick«, bemerkte er. »Vor allem nachts mit den Lichtern drüben am Monte Brè. Sehen Sie die Lichterkette, die sich den Berg hinaufschlängelt?«

»Das dürfte eine Straße sein«, sagte Sophie. »Es muss aber auch ein schöner Anblick sein, von drüben hier herüberzuschauen.«

»Stimmt«, sagte Tweed. »Aber ich bin mir ziemlich

sicher, dass diese Lichterkette zu der Seilbahn gehört, die auf den Gipfel führt.« Er spähte über die Brüstung des Balkons.

»Ich nehme an, das ist Ihr Audi dort unten.«

»Ja, das ist er. Aber was nützt mir die elende Karre, wenn ich nicht hineinkomme.«

»Ihre Schlüssel tauchen bestimmt wieder auf, Sophie. Wenn nicht, dann soll Newman gleich morgen früh beim Autoverleih anrufen und Ersatzschlüssel für Sie anfordern.«

»Danke für das Angebot, aber ich kann ja Black Jack hinschicken. – O nein, kann ich nicht«, fuhr sie in ihrem gleichgültigen Ton fort. »Der ist ja leider von uns gegangen.«

Als Sophie Tweeds missbilligenden Blick bemerkte, legte sie ihm eine Hand auf den Arm.

»Vergessen Sie nicht, dass ich Wissenschaftlerin bin. Als solche betrachte ich Leben und Tod aus einem ganz anderen Blickwinkel.«

»Ich glaube, wir sollten jetzt gehen«, entgegnete Tweed steif. »Es gibt noch einiges für uns zu tun.«

»Wir können uns ja beim Essen weiter über dieses Thema unterhalten ...«

»Wie kann man nur so kaltschnäuzig sein«, sagte Paula und schäumte innerlich vor Wut, als sie wieder draußen auf dem Gang waren. »Immerhin war er ihr Geliebter. Wenn sie sich beim Abendessen zu uns setzen will, müssen Sie sie unbedingt abwimmeln. Ich glaube, ich kann heute kein Wort mehr mit ihr wechseln.«

»Ich muss zugeben, dass die beiläufige Art, wie sie über Black Jacks Tod gesprochen hat, auch mir für einen

Moment die Sprache verschlagen hat«, sagte Tweed.

»Diese Arbogasts sind wirklich eine seltsame Familie«, sagte Paula stirnrunzelnd.

»Und sie stecken tief in der Sache drin. Nach allem, was Sie mir erzählt haben, bin ich mittlerweile davon überzeugt, dass tatsächlich der Täter in dem Audi saß, dem Sie zu dem alten Haus am See gefolgt sind. Weiter vermute ich, dass der Mörder Black Jack dazu gebracht hat, dass er Sie hinaus zu dem Haus lockt. Nachdem Sie nicht in den Keller gestürzt waren, musste der Mörder ganz schnell wieder zurück ins Hotel. Schließlich durfte Black Jack Ihnen nicht erzählen, wer ihn dazu angestiftet hatte, Sie in die Falle zu locken. Das hat dem armen Kerl das Leben gekostet.«

»Ich frage mich, wie der Mörder unseren Black Jack dazu gebracht hat. Für Geld hätte er das bestimmt nicht getan.«

Sie waren vor Paulas Zimmer angelangt, und Paula wollte gerade die Tür aufsperrern, als der Lift anhielt und Beck heraustrat. Er machte ein ernstes Gesicht, lächelte aber sofort, als er Paula sah.

»Ich belästige Sie nur ungern«, sagte er, als sie zusammen in Paulas Zimmer gingen, »aber ich muss Ihnen unbedingt ein paar Fotos zeigen. Die sind allerdings nicht sehr schön.«

»Sollen wir etwa wieder eine Leiche identifizieren?«, fragte Tweed.

»Danke, aber das ist bereits erledigt. Ich bin vorhin Marienetta über den Weg gelaufen, und sie hat sich dazu bereit erklärt. Ich habe sie begleitet. Sie war zutiefst erschüttert, hat sich aber tapfer gehalten.«

»Wie konnte sie Black Jack identifizieren, wo der Tote doch keinen Kopf mehr hatte?«, fragte Paula.

»Anhand seiner Kleidung und des Siegelrings an der rechten Hand. Seine Taschen waren übrigens leer. Momentan lege ich mit dem örtlichen Pathologen im Clinch, weil ich darauf bestehe, dass die Leiche zu Dr. Zeitzier nach Zürich geflogen wird. Es gibt nun mal keinen besseren als ihn.«

Beck öffnete seine Aktentasche und entnahm ihr einen großen Umschlag. Nachdem sie alle am Tisch Platz genommen hatten, breitete er eine Reihe von Aufnahmen aus, die Black Jacks Leiche aus verschiedenen Perspektiven zeigten. Darunter waren auch mehrere Bilder, auf denen der durchtrennte Hals deutlich zu sehen war. Paula holte sich ein Vergrößerungsglas und besah sich die Fotos gründlich.

»Wieder dieselbe brutale Methode – und wieder dieselbe Tatwaffe. Die Axt mit der Scharte. Ich bin mir ganz sicher, dass die Wunde an einer Stelle etwas ausgefranst ist. Sonst ist der Schnitt so glatt und perfekt wie immer.«

»Ich bin völlig Ihrer Meinung«, pflichtete Tweed ihr bei.

»Und jetzt zeige ich Ihnen noch den Beweis, den Paula dafür gefunden hat, dass der Killer hier im Hotel sein muss«, fügte er an Beck gewandt hinzu.

»Eines ist mir noch aufgefallen«, fiel Paula ihm ins Wort. »Und zwar drüben bei Sophie. In jedem Zimmer liegt neben dem Telefon einer dieser kleinen Notizblocks des Hotels. Nur bei Sophie nicht.«

»Das könnte ein mögliches Indiz sein«, sagte Tweed.

Es klopfte an der Tür, woraufhin Beck die Fotos hastig wieder in den Umschlag zurücksteckte. Tweed öffnete und sah sich einem verschlagen lächelnden Sam Snyder gegenüber, der einen teuren Anzug trug.

»Ich habe ein paar äußerst interessante Schnappschüsse von dem Toten drüben bei der Seilbahn gemacht und

dachte mir, dass Sie sie vielleicht sehen wollen.«

»Bitten Sie den Herrn doch herein«, rief Beck.

Tweed, der Snyder gerade hatte abwimmeln wollen, ließ ihn eintreten. Snyder, der eine Mappe unter den Arm geklemmt hatte, grinste anzüglich, als er Paula erblickte.

»Küss die Hand, schöne Frau«, sagte er und machte Anstalten, nach ihrer Hand zu greifen.

»Kommen Sie mir bloß nicht zu nahe. Ich will mir nichts einfangen«, wehrte sie ab.

Wieder klopfte es an der Tür. Dieses Mal war es Newman, dem deutlich anzusehen war, was er von Snyders Gegenwart hielt. Er ignorierte den Reporter demonstrativ und setzte sich neben Paula.

»Vielleicht zeigen Sie uns jetzt mal Ihre Bilder«, sagte Beck gelassen.

»Warum, meinen Sie, bin ich hier?«, blaffte Snyder. »Aber hinterher gehen wir alle zusammen einen trinken und feiern meinen neuesten Coup.«

Keiner sagte etwas, und Snyder öffnete seine Mappe. Auch Tweed hatte sich mittlerweile wieder hingesezt. Mit großer Geste legte Snyder ein Bild nach dem anderen auf den Tisch. Beck und Paula beugten sich etwas vor. Es waren zwar keine Nahaufnahmen wie die von Beck, dennoch aber waren alle grausigen Details genau zu erkennen.

»Wie haben Sie es geschafft, diese Fotos zu schießen?«, fragte Beck. »Die Polizei hätte Sie eigentlich daran hindern müssen.«

»Aber, aber! Ich habe mich einfach unter die Schau lustigen gemischt. Manche Leute haben eben eine Vorliebe für das Makabre. Weil ich ohne Blitz fotografiert habe, bin ich Ihren Beamten nicht weiter aufgefallen.«

»Nicht ungeschickt«, sagte Beck. »Aber es war umsonst,

weil ich hiermit diese Aufnahmen als Beweisstücke beschlagnahme. Selbstverständlich erhalten Sie dafür eine Quittung.«

»Zu gütig!«, höhnte Snyder und stieß ein wieherndes Lachen aus. »Aber Sie können die Abzüge ruhig behalten, ich habe mir nämlich gleich mehrere Sätze davon anfertigen lassen. Einige davon sind schon per Kurier unterwegs an die *New York Times*, an die Zeitschrift *Time*, an *Le Monde* in Paris, an den *Spiegel* in Deutschland, um nur einige meiner Abnehmer zu nennen. Übrigens zusammen mit einem Artikel, den ich noch schnell auf meinem Laptop verfasst habe.« Sein Grinsen wurde immer dreister. »Soll ich Ihnen die Schlagzeile verraten? ›Schon drei enthauptete Leichen in der Schweiz – Polizei sieht tatenlos zu.« Wieder stieß er ein wieherndes Lachen aus. »Das dürfte nicht allzu gut für den Tourismus hierzulande sein, ist dafür aber umso besser für mich. Die Zeitungen zahlen mir ein Vermögen für derartige Artikel.«

»Das Sie wahrscheinlich in der nächsten Kneipe versaufen werden«, sagte Newman giftig. »Ersticken sollen Sie an dem Geld.«

»Ich kann Sie des Landes verweisen lassen«, sagte Beck an Snyder gewandt, auch wenn er wusste, dass die Chancen dafür eher schlecht standen.

»Auch in der Schweiz gibt es so etwas wie Pressefreiheit!«, rief Snyder.

»An Ihrer Stelle würde ich jetzt gehen«, sagte Tweed ruhig und erhob sich.

Newman stand ebenfalls auf und ging mit geballten Fäusten auf Snyder zu, aber Beck stellte sich zwischen die beiden.

»Mr. Snyder«, sagte er, »darf ich Sie fragen, wo Sie sich zur Tatzeit aufgehalten haben?«

»In meinem Zimmer. Dort habe ich auch von dem Mord erfahren. Das ganze Hotel sprach ja darüber.«

»Warum fragen Sie mich eigentlich nicht, wann der Mord geschehen ist?«, hakte Beck nach. »Vielleicht deshalb, weil Sie sich zur Tatzeit bereits an der Seilbahn befanden? Kann denn jemand bezeugen, wann Sie auf Ihrem Zimmer waren?«

Snyders arrogantes Benehmen war mit einem Mal wie weggeblasen. Tweed blieb vor der verschlossenen Tür stehen und ließ sich mit dem Öffnen Zeit. Snyder trat der Schweiß auf die Stirn.

»Ich war allein auf meinem Zimmer«, stammelte er nervös, »bis ich hörte, was geschehen war. Bestimmt ist es anderen Gästen ebenso ergangen.«

»Ich muss Sie bitten, die Schweiz nicht ohne meine Erlaubnis zu verlassen, Mr. Snyder«, sagte Beck.

Erst jetzt öffnete Tweed die Tür, und Snyder beeilte sich, aus dem Zimmer zu kommen.

»Ich habe Snyder bisher eigentlich noch nicht ernsthaft als Täter in Betracht gezogen«, sagte Paula. »Das erscheint mir zu unwahrscheinlich.«

»Und wie oft hat es sich schon herausgestellt, dass ausgerechnet der Unscheinbarste der Schurke war?«, sagte Newman.

»Tja, vielleicht ist er es ja«, meinte Paula nachdenklich und begann, eine neue Hypothese zu entwickeln. »Als Kriminalreporter kann ihm durchaus mal die Idee gekommen sein, eine Serie von Verbrechen zu begehen – wirklich grauenvolle, brutale Verbrechen –, um dann exklusiv darüber berichten und eine Menge Geld scheffeln zu können. Hat er nicht vorhin gesagt, dass die Zeitungen

ihm ein Vermögen für seine Artikel zahlen?«

»Aber Sie vergessen dabei den Patienten aus dem Sanatorium in Pinedale«, sagte Newman. »Der kann wohl kaum Snyder gewesen sein.«

»Es sei denn, er war selbst wegen psychischer Probleme dort«, wandte Paula ein. »Wenn dem so wäre, würde er bestimmt nicht wollen, dass sein Aufenthalt dort publik wird. Möglicherweise hat er den Brand dort gelegt, um seine Spuren zu vernichten. Danach hat er aber feststellen müssen, dass Abraham Seale seine wahre Identität herausgefunden hat, um ihn daraufhin kurzerhand auszuschalten. Aus demselben Grund musste er auch Elena Brucan enthaupten. So könnte es gewesen sein.«

»Aber was ist mit Adam Holgate? Wie passt der ins Bild?«

»Wir wissen, dass Snyder über ACTIL recherchiert hat, wo Elena Brucan ihn ja auch vor dem Gebäude fotografiert hat. Vielleicht hat Holgate ihn dabei ertappt, wie er dort in den Akten herumschnüffelte. Snyder muss ständig befürchten, dass jemand ihn bloßstellt. So führt ein Ding zum anderen.«

»Aber das ist doch grotesk«, sagte Newman mit Nachdruck.

»Aber die Morde sind auch grotesk«, mischte Beck sich ein. »Die grotesken Inszenierungen eines kranken Gehirns.«

Tweed war während dieses Wortwechsels aufgestanden und zwischen Tisch und Balkon hin- und hergegangen. Offenbar hatten ihm Paulas Mutmaßungen zu denken gegeben.

»Wir wissen außerdem, dass Snyder an Bord von Arbogasts Gulfstream heimlich in die Staaten gereist ist«, fügte er hinzu. »Was allerdings auch wieder nicht allein auf ihn zutrifft.« Tweed wandte sich an Beck. »Wissen

Sie, wo Russell Straub sich zum Zeitpunkt des Mordes an Black Jack aufhielt?«

»Ich habe ihn bereits verhört«, antwortete Beck. »Das war vielleicht ein schwieriger Kandidat. Er hat mir gedroht, dass er sich beim Innenminister über mich beschwert, worauf ich nur geantwortet habe, er solle tun, was er nicht lassen könne. Daraufhin sagte Straub, er sei den ganzen Nachmittag allein in seiner Suite gewesen. Bei meinem Besuch in seinem Zimmer ist mir übrigens aufgefallen, dass auf seinem Schreibtisch mehrere Listen mit Namen lagen. Vermutlich standen Leute darauf, die ihn bei seiner Wahlkampagne unterstützen.«

»Irgendetwas hat er mit der Sache zu tun, das lasse ich mir nicht nehmen«, sagte Tweed. »Paula hatte übrigens heute Abend ein schlimmes Erlebnis. Erzählen Sie Arthur davon ...«

Paula beschrieb, was ihr bei der Verfolgung des Audis alles zugestoßen war. Sie fasste sich kurz, vergaß dabei aber keine Einzelheit. Während sie erzählte, betrachtete Beck sie fasziniert. Als sie fertig war, wollte er wissen, um welche Uhrzeit sich die Gestalt an ihrem Wagen zu schaffen gemacht hatte.

»Wer immer das auch war, er hätte genügend Zeit gehabt, hierher zurückzukehren, um Black Jack zu ermorden. Erst musste ich nach dem Zündschlüssel suchen, und dann bin ich auch sehr langsam gefahren, weil es neblig war und ich Angst hatte, in einen Hinterhalt zu geraten.«

»Ich verstehe. Ich muss Ihnen übrigens noch etwas mitteilen. Die Arbogasts reisen bereits morgen wieder ab, um mit dem Zug in Richtung Süden zu fahren. Ein Zivilbeamter, den ich im Bahnhof in Lugano in der Schalterhalle postiert habe, hat mich darüber informiert, dass sie sich Fahrkarten gekauft haben. Und zwar für

morgen am späten Nachmittag.«

»Wohin fahren Sie denn? Nach Chiasso vielleicht?«, fragte Tweed.

»Ja«, erwiderte Beck verduzt. »Wie kommen Sie darauf?«

Tweed zeigte ihm den Notizblock, den Paula bei dem Haus am See gefunden hatte. »CH und ein paar Bindestriche«, sagte er. »Zuerst dachten wir, das CH würde für das Autokennzeichen der Schweiz stehen. Aber jetzt ist mir auf einmal klar geworden, dass es eine Abkürzung für Chiasso sein könnte.«

»Der Ort liegt an der Grenze zwischen der Schweiz und Italien«, erklärte Beck den anderen. »Meine Leute haben gerüchteweise erfahren, dass Arbogasts Lieferung mit den Sauerstoffflaschen wahrscheinlich in den Nahen Osten geht – nur dass in den Flaschen wie gesagt kein Sauerstoff, sondern Giftgas sein soll. Arbogast weiß, dass wir die Flaschen vor der Grenze überprüfen werden, und will offenbar dabei sein. Es könnte gut sein, dass es Ärger gibt. Jetzt muss ich aber los – ich will in dem Krankenwagen mitfahren, der Black Jacks Leiche zum Flughafen bringt. Und was haben Sie jetzt vor? Paula, Sie dürfen nirgendwo mehr ohne einen Leibwächter hin. Das wäre viel zu gefährlich. Aus irgendeinem Grund scheinen Sie die Nächste zu sein, auf die es der Killer abgesehen hat.«

Beck verließ den Raum.

»Ich weiß schon, was ich machen werde«, sagte Paula, nachdem Beck gegangen war. »Ich werde auf das Abendessen verzichten, mich duschen und dann nur noch schlafen.«

»Aber hoffentlich ohne Albträume«, sagte Tweed.

Ein Altraum.

Dabei hatte Paula vor dem Schlafengehen alles getan, um das schreckliche Erlebnis in dem alten Haus aus ihrem Gedächtnis zu streichen, und als sie die Nachttischlampe ausgeknipst hatte, war sie auch sofort eingeschlafen. Aber dann hatten die Träume begonnen.

Zuerst war sie allein auf einem verlassenen Berghang gewesen. Aus dem Nichts waren Nebelschwaden aufgetaucht, die sie langsam eingehüllt hatten. Mit bleischweren Beinen, die sie kaum bewegen konnte, hatte sie sich den Hang hinaufgeschleppt. Es war dunkel, und sie hatte keine Ahnung, wo sie war. Das machte ihr Angst.

Dann veränderte der Nebel, der ihr bis an den Hals reichte, auf einmal seine Farbe und wurde rosa. Die Morgendämmerung brach an. Ihre Hände waren kalt, und als sie mit den Händen den Nebel vor ihrem Gesicht fortwedeln wollte, fühlte er sich an wie Eis.

Es war still. Totenstill. Paula konnte nicht einmal das Geräusch hören, das ihre schweren Stiefeln beim Auftreten machten. Aber dann vernahm sie ein seltsames Rumpeln, das so klang, als ob mehrere Riesen den Berghang herabpolterten. Paula wollte sich umdrehen, um vor dem Geräusch zu fliehen, aber die Beine waren auf einmal so schwer, dass sie sie gar nicht mehr bewegen konnte.

*Paula, Sie dürfen nirgendwo mehr ohne einen Leibwächter hin.* Becks Worte hallten ihr laut im Kopf wider. Wo war Newman? Warum ließ er sie ganz allein diesen gottverlassenen Hang hinaufsteigen? Das Rumpeln

kam näher und immer näher. Endlich konnte Paula die Füße wieder ein bisschen bewegen, aber sie trugen sie nach oben, den Riesen entgegen.

Vor ihr, weiter oben am Berg, wurde der Nebel dünner und nahm alle möglichen Farben an. Lieber Gott, warum ging denn nicht endlich die Sonne auf, damit sie die Gefahr erkennen konnte? Der Nebel lichtete sich, und Paula konnte die Silhouetten der Riesen erkennen, die still auf dem Berg standen wie Götter, die einen für Menschen verbotenen Olymp bewachten.

Mit klopfendem Herzen musste Paula hilflos ertragen, wie ihre Füße von selbst weiter den Hang hinaufstiegen. Sie versuchte alles, um umzukehren, aber die Füße wollten ihr einfach nicht gehorchen, sondern transportierten sie immer weiter den riesigen Silhouetten entgegen. Obwohl hinter ihnen die Sonne noch immer nicht aufgegangen war, wurde die vielfarbige Morgendämmerung immer intensiver.

»Ich will da nicht hinauf!«, protestierte eine angsterfüllte Stimme in Paulas Kopf.

Aber ihre Füße stapften erbarmungslos immer weiter nach oben. Paula hatte völlig die Kontrolle über sie verloren. Das Geräusch der Riesen war mittlerweile verstummt, und die schreckliche Stille war zurückgekehrt. Paula öffnete den Mund, um zu schreien, brachte aber keinen Ton heraus. Die Stille war so bedrohlich, so voller Gefahr. War sie dabei, verrückt zu werden?

Dann wurde das Licht der Morgendämmerung immer heller. Der Nebel zog sich noch weiter zurück, so als wollte er sie weiter nach oben locken. Paula glaubte, das gemächliche Läuten einer Kirchenglocke zu hören, ein Geräusch, das ihr seit ihrer Kindheit verhasst war. Die Pausen zwischen den einzelnen Schlägen waren so lange,

dass Paula manchmal meinte, das Läuten habe aufgehört, aber immer wieder fing es von neuem an.

Das rosa, orangefarbene und grüne Leuchten hatte sich zu einem Lichtband verdichtet, und plötzlich konnte Paula die Silhouetten deutlich erkennen. Ihre Füße trugen sie jetzt noch schneller aufwärts, während sie sich ungläubig staunend umsah.

Vor ihr standen auf halbem Weg zum Gipfel zwei große, hohe Steintürme, die mit einer Mauer verbunden waren. Es waren die beiden alten Türme, die sie hinter Airolo aus dem Fenster des Cisalpinos gesehen hatte, nachdem dieser den Gotthardtunnel verlassen hatte. Aber wie war sie aus dem weit entfernten Lugano so schnell hierher gekommen?

Schweißgebadet wachte Paula auf und stellte fest, dass sie sich mit beiden Händen fest in die völlig verwickelte Bettdecke gekrallt hatte.

Zur selben Zeit saß Tweed im Schlafanzug am Tisch, auf dem eine Karaffe mit Wasser stand, und arbeitete an einer schwierigen Aufgabe. Vor ihm lag der Notizblock, den Paula in der Nähe des alten Hauses gefunden hatte.

Er hatte das erste Blatt mit den Buchstaben CH nach hinten geschlagen. Das unvollständige Wort war in einer Blockschrift geschrieben, die Tweed an die eines intelligenten Kindes erinnerte. Mittlerweile war er sich völlig sicher, dass die Buchstabenfolge nur »Chiasso« heißen konnte. Das war der Ort, der an der Grenze nach Italien lag. Auch das zweite Blatt, auf dem jemand sorgfältig ein Wort durchgekritzelt hatte, interessierte ihn nicht. Stattdessen widmete er sich dem dritten Blatt, auf dem sich das überkritzeltelte Wort ganz leicht durchgedrückt hatte.

Mit einem Bleistift schraffierte er ganz vorsichtig über die ins Papier eingedrückten Linien und hoffte, auf diese Weise das Geschriebene wieder hervorrufen zu können. Dabei ließ er sich viel Zeit und ging ganz behutsam vor. Würde er zu fest aufdrücken, wäre das Wort für immer unlesbar.

Um vier Uhr früh hatte er es endlich geschafft. Er legte den Bleistift beiseite und betrachtete das Wort, das er auf dem Blatt hervorgezaubert hatte. Es ergab keinen Sinn.

Tweed zündete sich eine seiner seltenen Zigaretten an und versuchte, das Wort in Verbindung mit den Ereignissen der letzten Zeit zu bringen. Lange starrte er auf das Wort, als könnte er ihm so sein Geheimnis entreißen.

Es lautete *Airola*.

Schon gegen sieben Uhr morgens verließ Paula ihr Zimmer, weil sie Tweed unbedingt von ihrem Albtraum erzählen wollte. Sie ging gerade den Korridor entlang, als sich eine Tür hinter ihr öffnete. Marienetta trat heraus. Mit festem Griff nahm sie Paula am Arm und zog sie in ihr Zimmer.

»Paula, wir müssen unbedingt miteinander reden und vergleichen, was wir bisher herausbekommen haben. Ich möchte wissen, ob wir mit unseren Nachforschungen Fortschritte machen.«

»Aber nur kurz. Ich muss nämlich dringend etwas erledigen.«

»Möchten Sie Kaffee? Ich habe mir gerade welchen bringen lassen. Sie sehen aus, als hätten Sie nicht gut geschlafen. Was Sie da anhaben, gefällt mir übrigens. Taubenblau steht Ihnen ausgezeichnet. Aber setzten Sie sich doch. Sie wissen wahrscheinlich, dass ich die Leiche von Black Jack identifiziert habe. Beck hat mich darum gebeten, weil Black Jack und ich uns recht gut kannten. Ich habe die Sache hinter mich gebracht, kann aber nicht sagen, dass ich so etwas gern wiederholen würde.« Marienetta reichte Paula eine Tasse Kaffee und bat sie noch einmal, sich zu setzen. »Der Mörder hat ein krankes Hirn. Stellen Sie sich nur vor, er hat Black Jack nach der Tat sogar die Reitgerte wieder in die Hand gedrückt.«

»So was dürfte für dieses monströse Gehirn, mit dem wir es zu tun haben, typisch sein. Aber Sie sehen aus, als würden Sie heute noch abreisen?«

»Ja, das werde ich auch. Wir fahren alle mit dem

Fünfuhrzug nach Chiasso. Die Fahrt dauert nicht lange, nur eine halbe Stunde. Onkel Roman will dort nach dem Rechten sehen, weil der Schweizer Zoll eine seiner Lieferungen ins Ausland inspizieren will. Pingelig wie er ist, muss sich mein Onkel natürlich höchstpersönlich davon überzeugen, dass danach auch wieder alles ordentlich verpackt wird. Ich persönlich fahre eher ungern dorthin, weil ich gehört habe, dass der Ort in einem engen Talkessel liegen soll. So was kann ich nicht ausstehen, ich leide nämlich unter ziemlich heftiger Klaustrophobie. Mit Höhen habe ich aber Gott sei Dank keine Probleme, wie ich bei der Fahrt über die steilen Alpenpässe bemerkt habe. Aber jetzt zurück zu Ihren Ermittlungen. Haben Sie etwas Interessantes herausgefunden?«

»Sie zuerst, ich bin nämlich noch nicht richtig wach.«

»Tja ...« Marienetta hielt inne, obwohl die Worte zuvor nur so aus ihr herausgesprudelt waren. Wie kann man so früh nur schon so wach sein, hatte Paula sich dabei gedacht. »Insgeheim habe ich ja fast schon Black Jack für den Mörder gehalten. Der arme Teufel ist nämlich ziemlich pleite. Oder besser gesagt, er *war* es. Mit ihm ist mein Hauptverdächtiger nun aus dem Rennen.« Ihre Stimme zitterte leicht. »Er war trotz allem ein netter Kerl. Ich hatte so gehofft, dass ich mich täusche, und Gott sei Dank war es ja auch so, selbst wenn ich es auf eine grauenvolle Art und Weise herausfinden musste.«

Marienetta öffnete eine Flasche Mineralwasser. Als sie eingoss, zitterten ihre Hände, aber Paula half ihr trotzdem nicht. Marienetta war eine starke Persönlichkeit, die trotz ihres extrovertierten Auftretens eher eine Einzelgängerin war und es vorzog, alles selbst zu machen.

»Jetzt geht es mir wieder besser«, sagte Marienetta, als sie das leere Glas absetzte. Sie klopfte auf den Platz neben sich. »Kommen Sie zu mir auf die Couch, damit wir

besser reden können.«

»Wie kann Black Jack pleite gewesen sein?«, fragte Paula. »Schließlich hat ihm doch das Templeton's gehört. Das Kasino muss doch einiges abgeworfen haben.«

»Richtig, aber Black Jack hat während des Börsenbooms sein ganzes Geld in diese neuen Internet-Firmen gesteckt und dafür sogar eine Riesenhypothek auf das Templeton's aufgenommen. Als dann die Spekulationsblase platzte, hatte Black Jack auf einmal kein Geld mehr. Das Templeton's gehört praktisch den Banken.«

»Davon hat er mir aber nichts erzählt.«

»Wieso auch? Er war doch so stolz auf seinen Ruf als ein Mann, der alles, was er anrührt, zu Gold macht. Aber ich habe noch einen zweiten Verdächtigen.«

»Wen denn?«

»Brodén. Er ist groß, er ist stark, und er hat keine Skrupel. Nach außen wirkt er zwar wie ein unerschütterlicher Fels in der Brandung, aber ich habe entdeckt, dass er sehr viel unterdrückte Wut mit sich herumschleppt. Bevor er für Roman zu arbeiten anfing, hat er mal eine erfolgreiche Detektei geleitet. Deshalb hatte er auch die nötigen Qualifikationen, um als Sicherheitschef eingestellt zu werden.«

»Eine Detektei?«, sagte Paula verwundert. »Mir hat er erzählt, er sei bei der SIB, der Abteilung für Inneres der Army, gewesen.«

»Und das haben Sie ihm geglaubt?« Marienetta legte Paula eine Hand auf den Arm und sah sie mit einem seltsamen Lächeln an. »Brodén erzählt jedem eine andere Version seiner Lebensgeschichte, je nach Lust und Laune. Er ist schon ein merkwürdiger Mensch.«

»Jetzt muss ich aber gehen«, sagte Paula mit einem

Blick auf die Uhr.

»Nicht bevor Sie mir erzählt haben, was Sie herausbekommen haben. Das ist nur gerecht.«

»Je mehr ich herausfinde – über bestimmte Verwandtschaftsverhältnisse zum Beispiel –, desto verwirrender wird die Angelegenheit. Ich konzentrierte mich deshalb im Moment darauf, wer ein Motiv für die Morde haben könnte.«

»Ein Motiv? Sie halten sie also nicht für die Taten eines wahnsinnigen Serienmörders, der sich wahllos seine Opfer herauspickt?«

»Nein, ganz und gar nicht. Das Problem ist nur, die Verbindung zwischen den Opfern zu finden. Das ist nicht leicht. Aber mit einem verrückten Serienkiller haben wir es ganz bestimmt nicht zu tun. Bis jetzt wissen wir nicht viel mehr, aber früher oder später stolpern wir ganz bestimmt über eine heiße Spur. Bei der Aufklärung von so manchem Mordfall spielt eben das Glück eine entscheidende Rolle. Aber jetzt kann ich wirklich nicht länger bleiben.«

»Gehen Sie nur. Ich will Sie nicht länger aufhalten.«

Marienetta sah Paula aus ihren schräg stehenden Katzenaugen an. »Sophie macht sich über diese Sache noch die wenigsten Gedanken. Sie hat nur das Geschäft im Kopf. Ich weiß gar nicht, wie oft sie schon in Boston bei unserer dortigen Fabrik war. Stellen Sie sich vor, sie hat sogar einen General im Pentagon dazu bewegen können, uns einen großen Rüstungsauftrag zuzuschancen.«

»Das freut mich für Sophie«, sagte Paula, während sie aufstand.

Paula eilte in Richtung Tweeds Suite, als sich ihr eine

große, kräftige Gestalt in Wollpullover und Sporthosen in den Weg stellte.

»Auf ein Wort, bitte«, sagte Broden und hielt seine Zimmertür für sie auf.

Paula wollte ihm die Bitte zuerst abschlagen, überlegte es sich dann aber anders. Bis auf den kurzen Wortwechsel im ACTIL-Büro in Zürich hatte sie nur wenig mit ihm gesprochen. Broden rang sich sogar ein Lächeln ab, als er ihr einen Sessel anbot und sie fragte, was sie zu trinken haben wolle.

»Ein Kaffee wäre mir recht, danke.«

»Der Zimmerservice hat vor zwei Minuten eine frische Kanne gebracht. Milch und Zucker?«

»Nein, einfach nur schwarz.«

»Schwarz wie die Sünde. Die Lady hat Geschmack«, sagte er, während er eingoss und ihr die Tasse reichte.

»Wissen Sie, ich habe ja schon viel erlebt, aber der Mord an Black Jack hat mich wirklich überrascht.« Er nahm ihr gegenüber in einem Sessel Platz. »Abraham Seale und diese Brucan waren zwei derart verschrobene Gestalten, die früher oder später einmal ein solches Ende nehmen mussten. Ich war anwesend, als Mr. Arbogast mit ihnen in seinem Büro gesprochen hat, deshalb weiß ich, was ich sage. Bei Black Jack war das anders. Er war der Typ, von dem ich dachte, dass er uralt werden und friedlich im Bett sterben würde. Wenn man sich von ihm nichts gefallen ließ, ist man eigentlich recht gut mit ihm ausgekommen.«

»Was ist mit Hank Foley, dem Hausmeister in Pinedale?«

»Tja, den Fall werden Sie wahrscheinlich nie lösen. Stört es Sie, wenn ich rauche?«

»Nein.«

Während er sich einen Zigarillo anzündete, den er aus einem silbernen Etui auf dem Tisch genommen hatte, betrachtete Paula den Mann noch einmal ganz genau. Nase, Lippen und Kinn in dem wettergegerbten Gesicht erinnerten an die eines Boxers, und die Augen hinter den schweren Lidern waren glasig wie die einer Eidechse und verrieten keinerlei Gemütsregung.

»Wiese glauben Sie, dass wir den Mörder von Hank Foley nie finden werden?«, fragte sie.

»Dieser Parrish, der Deputy in Pinedale, ist dumm wie Bohnenstroh. Ich kann das gut beurteilen, weil ich nämlich einmal einen ganzen Abend lang mit ihm Bier getrunken habe. Außerdem habe ich einen guten Freund beim FBI in Boston, und der hat mir gesagt, dass sie mit dem Fall noch keinen Schritt weiter sind.«

»Haben Sie denn eine Vermutung, wer der Mörder sein könnte?«, fragte Paula, stand auf und wandte sich zum Gehen.

»Wenn ich Sie wäre, würde ich ihn unter den Gästen hier in diesem Hotel suchen.«

Als Paula endlich in Tweeds Suite ankam, wollte Tweed gerade zum Frühstück gehen. »Bitte, warten Sie noch«, sagte Paula. »Ich habe Ihnen so einiges zu erzählen.«

Tweed setzte sich gehorsam und unterbrach sie nicht ein einziges Mal, während sie ihre Unterhaltung mit Marienetta und ihr Gespräch mit Broden schilderte. Sein einziger Kommentar bezog sich auf ihre Beschreibung des überraschenden Zusammentreffens mit dem Sicherheitschef von ACTIL.

»Ich glaube, wir haben Mr. Broden bisher sträflich vernachlässigt«, bemerkte er.

»Und dann hatte ich auch wieder einen schrecklichen Albtraum«, sagte Paula. »Der war so echt und Furcht einflößend ...«

Wieder hörte Tweed ihr zu, ohne sie zu unterbrechen. Ihre Schilderung des Traums war so realistisch, dass es Tweed fast so vorkam, als hätte er ihn selbst geträumt. Paula, die sich normalerweise unter Kontrolle hatte, nestelte nervös mit den Händen. Gelegentlich schloss sie sogar die Augen, um sich besser erinnern zu können. Mit einem tiefen Seufzer beendete sie ihre Erzählung.

»Tut mir Leid, dass Sie so eine schlimme Nacht hatten«, sagte Tweed. »Erstaunlich finde ich allerdings, dass ausgerechnet diese beiden Türme Sie in Ihren Träumen heimsuchen.«

»Wahrscheinlich bilde ich mir da nur irgendwas ein«, sagte sie.

»Wir fahren heute am späten Nachmittag nach Chiasso. Ich werde mich dieser merkwürdigen Familie Arbogast so lange an die Fersen heften, bis wir den Fall gelöst haben. Einiges von dem, was Sie mir über Ihre beiden Gespräche von heute Morgen erzählt haben, passt übrigens genau in das Bild, das so allmählich bei mir entsteht. Ich spüre, dass wir uns dem Wendepunkt dieses Falls nähern.«

»Es freut mich, dass ich Ihnen mit meinen Neuigkeiten weiterhelfen konnte. Es war reiner Zufall, dass diese beiden Gespräche heute stattfanden.«

Paula stand auf und trat hinaus auf den sonnenbeschienenen Balkon. Tweed folgte ihr. Unter ihnen lag die Promenade, und auf der anderen Seite des Sees glitzerten die beiden Berggipfel im gleißenden Sonnenlicht und spiegelten sich im strahlend blauen Wasser des Sees.

»Was für eine schöne und friedliche Landschaft«, seufzte Paula. »Man würde nie vermuten, dass hier so

grässliche Dinge passieren.«

»Die Gegend, in der Black Jack gefunden wurde, heißt übrigens Paradiso.«

»Was für eine teuflische Ironie.«

Es klopfte an der Tür. Tweed öffnete und ließ Newman herein, der einen Anzug mit buntem Karomuster trug. Als er hinaus auf den Balkon trat, atmete er tief durch.

»Traumhafte Aussicht«, sagte er. Und als er Paulas ernstes Gesicht bemerkte, fügte er hinzu: »Entspannen Sie sich doch und genießen Sie dieses Paradies.«

»Ich glaube, Paula hat genug gesehen«, sagte Tweed und führte Paula zurück ins Zimmer, wo Paula sich in einen Sessel fallen ließ.

»Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Ich bin schon wieder so nervös«, sagte sie mit zittriger Stimme.

»Das kommt von Ihrem Traum«, meinte Tweed.

»Vergessen Sie den Traum. Wir sprechen einfach nicht mehr darüber. Ich bin mir sicher, dass ich mir nur etwas einbilde.«

»Vielleicht aber auch nicht. Ich war übrigens heute Nacht noch lange wach und habe das durchgekritzelte Wort, das sich auf der dritten Seite des Blocks durchgedrückt hat, wieder lesbar gemacht.« Er griff nach dem Block, blätterte ihn auf und zeigte ihn Paula. Sie glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können.

Da stand *Airolò*.

Im Sayonara, einer Bar mit einem guten Restaurant, nahmen sie ein spätes Mittagessen ein. Tweed hatte das Lokal mit Bedacht gewählt, weil es mitten in Lugano in der Nähe der Standseilbahn lag, mit der Passagiere hinauf zum Bahnhof befördert wurden. Newman hatte bereits Rückfahrkarten nach Chiasso besorgt.

»Das Essen und der Service hier sind ganz ausgezeichnet«, sagte Tweed, der seinen Risotto schneller als alle anderen aufgegessen hatte.

Paula saß neben Tweed, während Newman und Marier ihnen gegenüber Platz genommen hatten. Zu dieser Tageszeit ging es in dem Restaurant recht ruhig zu. Tweed hatte ihre Abreise aus dem Splendide Royal sorgfältig vorbereitet. Zuerst war Newman mit dem Taxi allein nach Lugano gefahren, wo er einen Kleinbus gemietet hatte. Den hatte er dann am Seeufer ganz in der Nähe der Stelle geparkt, wo man Black Jacks Leiche gefunden hatte. Noch immer war der Ort von der Polizei abgesperrt, und zwei Beamte in Zivil fotografierten den Tatort. Anschließend war Newman zu Fuß zum Hotel zurückgegangen.

»Der Transporter steht an der gewünschten Stelle«, hatte er Tweed in dessen Suite informiert.

»Transporter, so ein Blödsinn«, hatte Tweed geraunzt. »Alle Autos sind Transporter, schließlich ist das ja ihr Zweck. Was Sie gemietet haben, ist ein Kleinbus ...«

Am frühen Nachmittag hatten sie dann alle nacheinander das Hotel verlassen und waren einzeln die Seepromenade entlangspaziert, bis sie sich im Sayonara wieder getroffen hatten. Keinem war beim Verlassen des Hotels ein

Mitglied der Familie Arbogast über den Weg gelaufen.

Jetzt konnten sie sich zum Essen Zeit lassen. Paula, die sich sehr angespannt fühlte, war als Letzte fertig. Sie trank einen Schluck von dem Chardonnay, den sie sich zum Essen bestellt hatte. »Was wird wohl uns wohl in Chiasso erwarten?«, fragte sie leise, obwohl außer ihnen niemand sonst im Lokal war.

»Keine Ahnung«, sagte Tweed. »Als ich heute Morgen auf dem Weg zum Frühstück Roman Arbogast begegnet bin, kam er mir jedenfalls entspannt und zuversichtlich vor.«

»Wäre er das, wenn die Sauerstoffflaschen wirklich Giftgas enthielten? Und wenn das tatsächlich der Fall sein sollte, wer ist der Empfänger?«

»Irgendwelche Moslem-Fundamentalisten im Nahen Osten. Diese Leute zahlen jeden Preis für Giftgas. Wahrscheinlich gehen die Güterwaggons von Chiasso nach Mailand und dann weiter in den Hafen von Genua, wo sie vermutlich auf ein Schiff verladen werden.«

»Arbogast wäre auch dann noch gelassen und zuversichtlich, wenn Sie ihn mit einer Waffe bedrohen«, gab Newman zu bedenken. »Er ist ein verdammt harter Bursche.«

»Aber warum soll er das Risiko eingehen?«, sagte Tweed. »Immerhin hat er ACTIL zu einem Weltkonzern gemacht, ohne dass ihm jemals unsaubere Machenschaften vorgeworfen worden wären. Nun ja, wir werden es bald wissen. Beck will den Zug an der Grenze stoppen und jeden einzelnen Gasbehälter von Spezialisten untersuchen lassen. Bis es so weit ist, darf Arbogast auf keinen Fall merken, dass wir mit ihm im selben Zug fahren ...«

Dann war es Zeit zum Aufbruch. Sie verließen das Lokal und wandten sich nach rechts auf einen großen, leeren

Platz, der von alten, erstklassig renovierten Gebäuden umgeben war. Der Boden war mit glatten Natursteinen gepflastert, auf denen es sich viel angenehmer gehen ließ als auf dem in London üblichen Kopfsteinpflaster. Es wurde schon dunkel, und die Laternen, die an eisernen Galgen an den Häusern hingen, waren eingeschaltet.

Eine Kabine der Standseilbahn kam herab und hielt an der Talstation. Nachdem alle eingestiegen waren, schlossen die Türen der Kabine automatisch, und die Seilbahn begann mit ihrer steilen Fahrt nach oben, die teilweise auch durch einen kurzen Tunnel führte. Newman trug einen alten, abgetragenen Mantel, eine dunkle Brille und eine Baskenmütze.

Paula fror jämmerlich. Seit sie das Lokal verlassen hatte, litt sie unter der eisigen Kälte, die ihr bis in die Knochen drang. Selbst in der Kabine der Seilbahn wickelte sie sich fest in ihren Pelzmantel. Tweed hatte den Ablauf der ganzen Aktion minutiös geplant. Kaum hatte der Zug angehalten, stieg Newman auch schon aus und verschwand. Paula wartete, bis Tweed, in weitem Abstand gefolgt von Marier, ebenfalls ausgestiegen war. Erst dann trat sie hinaus auf den schmalen Bahnsteig. In diesem Augenblick fuhr eine schwarze Limousine vor und hielt unweit der Stelle, an der Newman den Kleinbus geparkt hatte. Ihr entstieg Roman Arbogast, der eine russisch anmutende Pelzmütze trug, gefolgt von Sophie und Broden. Marienetta war nicht dabei. Paula versteckte sich hinter einer Säule. Marienetta war der Ausflug nach Chiasso wohl doch zu langweilig, dachte sie. Vielleicht wollte sie aber auch nichts mit dem Giftgas zu tun haben, das sich möglicherweise in den Sauerstoffbehältern befand.

Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, stiegen die Arbogasts in den vordersten Erste-Klasse-Waggon.

Newman, der mit seiner Baskenmütze kaum zu erkennen war, winkte seinen Kollegen und lotste sie in den zweiten Waggon. Bereits nach zwei Minuten Aufenthalt fuhr der Zug weiter.

Paula hatte einen Fensterplatz. Ihr gegenüber saß Tweed, während Marier sich wie üblich einen Platz ein paar Reihen weiter hinten gesucht hatte. Newman saß Paula gegenüber auf der anderen Seite des Gangs. Bald lag Lugano hinter ihnen, und der Zug fuhr durch unbewohntes, wildes Bergland.

»Bei Tageslicht hätten wir bis Chiasso eine schöne Aussicht«, sagte Tweed zu Paula, »aber selbst bei Nacht kann man noch einiges erkennen. Wenn Sie sich hinüber zu Bob setzen, sehen Sie gleich den Monte San Salvatore.«

Paula studierte gerade eine Karte, die sie sich aus dem Hotel mitgenommen hatte.

»Der Luganer See mit seinen vielen Armen sieht ja aus wie ein Oktopus«, sagte sie zu Tweed.

»Ein guter Vergleich.«

Der Zug fuhr um eine Kurve, und Paula sah die Lichter von Lugano, die sich wie Diamantenschnüre am Hang des Monte Brè hinaufzogen. Dann setzte sie sich hinüber zu Newman, der nach oben deutete. Über ihnen erhob sich ein riesiger Kalksteingipfel, der Paula an die Berge vor dem Gotthardtunnel erinnerte. Auf seinem Gipfel blinkte ein rotes Licht als Warnung für anfliegende Flugzeuge. Tweed rief Paula zu, sie solle rasch wieder zurück auf ihren Platz kommen.

Fasziniert schaute sie aus dem anderen Fenster und sah, wie der soeben aufgegangene Mond sich im See spiegelte, dessen Wasser silbrig wie Quecksilber glänzte. Der Anblick kam ihr so unwirklich vor wie ein Traum.

»Ist das romantisch«, sagte sie und seufzte leise.

»Von hier führt die Strecke eine Weile am See entlang«, sagte Tweed und schaute auf die Uhr. »Bald fahren wir über eine große Straßen- und Eisenbahnbrücke, von der aus Sie in der Ferne den Monte Brè noch einmal sehen können.«

Tweed hatte noch nicht richtig zu Ende gesprochen, als der Zug bereits nach links schwenkte und auf eine lange Brücke fuhr. Paula schaute übers Wasser und sah in der Ferne noch einmal die Lichter von Lugano, die weit hinauf auf den Monte Brè reichten. Es war ein überwältigender Anblick. Bald hatte der Zug die Brücke überquert, und der Ausblick war vorbei.

»Von jetzt an ist die Fahrt ziemlich langweilig«, sagte Tweed zu Paula, die in dem gut geheizten Waggon endlich ihren Pelzmantel ausgezogen hatte. »Und erwarten Sie sich bloß nicht zu viel von Chiasso. Es ist nichts weiter als ein großer Eisenbahnknotenpunkt.«

Paula setzte sich wieder hinüber zu Newman, wo sie noch eine Weile einen guten Blick auf den See hatte. Als auch der verschwunden war, verbarg sich der Mond hinter dichten Wolken, als hätte er lediglich den schönsten Teil der Strecke beleuchten wollen. Jetzt kehrte Paula endgültig auf ihren alten Platz zurück.

»Falls es in Chiasso Ärger eben sollte, können wir uns sicher auf Beck verlassen«, sagte sie.

»Er hat die halbe Kantonspolizei dort zusammengezogen. Aber Sie sollten jetzt lieber Ihren Mantel wieder anziehen, Paula, wir sind gleich da.«

Der Zug wurde langsamer, und vor dem Fenster erschien ein Bahnsteig mit dem Schild CHIASSO. Paula war noch nie ein derart trauriger, menschenleerer Bahnhof untergekommen. Sie fragte sich zudem, warum sie sich nach dieser wunderschönen Fahrt schon wieder so nervös fühlte.

Kann es einen noch trostloseren und deprimierenderen Bahnhof geben als diesen?, fragte sich Paula, während sie den langen Bahnsteig entlangging. Sogar das graue, schmutzige Dach war undicht. Marienetta hatte Recht, der Grenzbahnhof lag tatsächlich in einem bedrückenden Talkessel.

Erst als sie die Kurve des Bahnsteigs hinter sich hatte, entdeckte Paula den ersten uniformierten Eisenbahner sowie Männer in weißen Schutzanzügen, die Sauerstoffflaschen aus einem Güterwaggon luden. Einer der Männer hielt eine Art gläserne Pipette in der Hand, während er mit der anderen Hand den Verschluss einer Sauerstoffflasche aufschraubte. Ein zischendes Geräusch zeigte an, dass der Inhalt in die Pipette entwich, die der Mann in den Hals des Zylinders gedrückt hatte. Eilig schraubte er den Verschluss wieder zu, hielt die Pipette in die Höhe und betrachtete prüfend deren Inhalt.

Arbogast, der noch immer seinen dicken Pelzmantel trug, stand daneben und beobachtete alles. Paula hatte eigentlich erwartet, dass er ein zerknittertes Gesicht machen müsste, stattdessen wirkte er aber fast amüsiert.

»Na, was habe ich gesagt? Wieder kristallklar«, meinte er voller Genugtuung. Lächelnd drehte er sich zu Paula um. »Hätte sich das Gas in der Pipette verfärbt, hätte die Sache schon etwas anders ausgesehen.«

»Giftgas, so ein Unfug«, knurrte Broden, der neben ihm stand. »Jeder halbwegs vernünftige Mensch würde die Überprüfung jetzt abbrechen und die Ladung passieren lassen.«

»Die Schweizer sind nun mal gründlich«, erwiderte Arbogast gerade, als Beck plötzlich auftauchte. »Sehr gründlich sogar«, wiederholte er und starrte Beck böse an. »Deshalb brauchen sie auch so lange, um ihre Uhren zusammenzubauen.«

»Wir überprüfen nur verdächtige Ware«, antwortete Beck.

»Und wieso sind ausgerechnet diese Sauerstoffbehälter verdächtig?«, wollte Roman Arbogast mit einem leichten Anflug von Sarkasmus in der Stimme wissen. »Doch nur, weil einer meiner Konkurrenten Gerüchte gestreut hat. Haben Sie das noch nicht begriffen? Einem anderen Gerücht zufolge sollen Sie der Chef der Schweizer Bundespolizei sein.«

»Das ist ein Gerücht, das ausnahmsweise stimmt. Diese Sauerstoffflaschen sollen nach Kairo gehen, heißt es.«

»Was heißt hier ›sollen‹?« Arbogast packte die Wut, und er trat einen Schritt auf Beck zu. »Jetzt hören Sie mir mal gut zu. Sie haben offenbar keinerlei Ahnung von internationalem Handel. Die Ägypter benötigen den Sauerstoff für ihre Krankenhäuser, weil das Zeug, das sie selbst produzieren, nicht rein genug ist. Typisch für diese Araber, aber zum Glück gibt es ja uns. Blicken Sie jetzt durch, Mr. Chef der Bundespolizei?«

Nachdem er seinem Ärger Luft gemacht hatte, entfernte sich Arbogast ein Stück, als ob ihm ein zu enger Kontakt mit Beck nicht länger zuzumuten wäre. Er schob den Ärmel seines Mantels zurück und schaute auf die Uhr. Dann ging er erneut auf Beck los.

»Mr. Beck, ist bei Ihrer Schweizer Präzision vielleicht vorherzusagen, wie lange diese Farce noch dauern wird?«

»Ungefähr eine halbe Stunde, vielleicht ein paar Minuten länger.«

Beck war nicht anzusehen, was er dachte, als er Arbogasts Blick erwiderte. Er zeigte keinerlei Reaktion auf dessen beleidigende Art. In der Zwischenzeit hatten die Experten drei weitere Behälter überprüft, die anschließend von Hilfspersonal weggetragen, in dünne Styroporfolie eingeschlagen und in eine Holzkiste gepackt wurden, die schon fast voll war. Ein weiterer Helfer stopfte Holzwole zwischen die einzelnen Zylinder.

Paula hatte den Eindruck, dass die Schweizer Beamten sehr effizient arbeiteten. Mittlerweile hatte es zu regnen begonnen; nicht der erste Schauer dieses Tages, dem verdächtigen Glitzern der diversen Güterwaggons nach zu schließen, die auf den anliegenden Gleisen standen. Noch mindestens eine halbe Stunde in diesem bedrückenden Kessel, dachte Paula und schlenderte ein Stück den Bahnsteig entlang, bis die Sauerstoffbehälter außer Sicht waren. Auf der einzigen Bank, die weit und breit zu sehen war, entdeckte sie Sophie, die neben ihren drei großen Koffern saß.

»Hallo, Sophie«, sagte sie und setzte sich neben die junge Frau auf die Bank. »Was ist denn das? Die Bank ist ja ganz feucht.«

»Ja, es regnet durchs Dach, aber was soll ich machen? Das ist hier die einzige Sitzgelegenheit«, maulte Sophie.

Sophie war von Kopf bis Fuß in wetterfeste Kleidung gehüllt und trug sogar einen großen wasserdichten Hut mit breiter Krempe. Sie schien über Paulas Gegenwart nicht gerade erfreut zu sein. Wahrscheinlich hat sie wieder eine ihre Launen, dachte Paula und zupfte Sophie am Ärmel ihres regendichten Mantels, um sie aufzuheitern.

»Wenigstens haben Sie bei dem Wetter das Richtige an, was man von mir nicht gerade behaupten kann.«

»Was erlauben Sie sich? Ich mag es nicht, wenn Leute

mich anfassen. Außerdem habe ich Sie nicht aufgefordert, sich zu setzen.«

»Sie sagten doch, das sei die einzige Sitzgelegenheit ...«

»Na und? Deswegen müssen Sie mir noch lange nicht auf die Pelle rücken.«

»Wieso haben Sie sich eigentlich die Mühe gemacht, hierher mitzukommen? Ihr Vater genügt doch als Aufsicht.«

»Weil ich die Wissenschaftlerin bin. Ich hatte in London die Oberaufsicht, als die Sauerstoffflaschen gefüllt wurden, und bin dafür verantwortlich, dass sie in einwandfreiem Zustand beim Käufer ankommen. Aber ich habe gleich gesehen, dass die Schweizer die Überprüfung ordnungsgemäß durchführen. Es sind eben gründliche Leute. Mein Vater glaubt, dass sie schneller fertig werden, wenn er dabeisteht. Ich lasse ihn in dem Glauben.«

»Ich habe Marienetta bisher noch gar nicht gesehen.«

»Das wundert mich nicht. Sie wollte doch nicht mitkommen und ist zurück auf ihr Zimmer. Aber ich glaube der verlogenen Hexe kein Wort. Wahrscheinlich kommt sie mit dem nächsten Zug hier an.«

Sie nahm ihren Regenhut ab und schüttelte ihn aus, wobei das Wasser auf Paula spritzte. Dann setzte Sophie, deren langer Pferdeschwanz im Kragen des Regenmantels steckte, den Hut auf und ließ sich seufzend wieder nieder.

»Sie und Marienetta scheinen sich ja wirklich nicht besonders gern zu haben«, sagte Paula.

»Nein, überhaupt nicht. Das war noch nie so und wird auch nie der Fall sein.«

Paula hörte, wie ein Zug anfuhr. Er rumpelte eine Weile den Bahnsteig entlang, ehe ein lauter Krach ertönte, der Paula hochschrecken ließ. Es hatte sich angehört, als wäre

ein Zug auf einen anderen aufgefahren, aber die Kurve versperrte ihr die Sicht auf den Bahnsteig.

»Was war denn das, um Himmels willen?«, sagte sie.

»Nichts«, antwortete Sophie. »Die stellen auf dem Nebengleis einen neuen Güterzug zusammen.«

»Das hätten sie aber auch mit einem Signal ankündigen können, man erschrickt ja zu Tode.«

»Ach, mit der Zeit gewöhnt man sich daran«, meinte Sophie.

Paula musste ihr Recht geben. Sie lauschte dem leisen Rauschen des Regens, das hin und wieder vom Rumpeln eines rangierenden Güterwaggons unterbrochen wurde. Das ist einer der ödesten und einsamsten Ort der ganzen Welt, dachte sie und konnte sich kaum vorstellen, dass Lugano mit seinen Lichterketten am Monte Brè und der See nur eine halbe Stunde weiter nördlich lagen.

Paulas Blick wanderte nach rechts, wo Newman in zehn Metern Entfernung an einem der hässlichen Eisenträger der Bahnsteigüberdachung lehnte. Er hatte gerade seine Zigarette zu Ende geraucht, die er jetzt an dem Pfeiler ausdrückte und daraufhin in einen Abfalleimer warf. Er reckte den Daumen nach oben und winkte Paula aufmunternd zu.

»Diese dummen Schweizer«, fing Sophie erneut zu schimpfen an. »Glauben die denn wirklich, dass wir es nötig haben, Giftgas in den Nahen Osten zu exportieren? Die Ägypter zahlen allein für den Sauerstoff schon ein Vermögen. Als ich das Geschäft ausgehandelt habe, wollte der Typ doch tatsächlich zu feilschen anfangen, aber ich habe ihm erklärt, dass er entweder unseren Preis akzeptieren oder sich gefälligst irgendwo anders billigere Ware besorgen soll. Dann habe ich den Hörer aufgeknallt. Zehn Minuten später hat er zurückgerufen und meinen

Preis bedingungslos akzeptiert. Zusätzlich habe ich mir von diesem Gangster auch noch Vorkasse erbeten.«

Diese Seite von Sophie hatte Paula bisher noch gar nicht kennen gelernt. Sie war offenbar nicht nur eine Expertin auf ihrem Gebiet, sondern auch noch eine gewiefte Geschäftsfrau. Paula entschloss sich, ihr eine gefährliche Frage zu stellen.

»Wenn Ihr Vater sich aus dem aktiven Geschäft zurückzieht, wer wird dann sein Nachfolger? Sie oder Marienetta?«

»Wenn ich das nur wüsste«, sagte Sophie kühl. »Tatsache ist, dass Marienetta meinem Vater in den Hintern kriecht – was ich übrigens für einen Fehler halte –, während ich einfach meinen Job mache.«

Sophie zog den Handschuh an ihrer rechten Hand aus, um den Kragen des Regenmantels besser hochklappen zu können. Dabei fiel Paula an ihrem Mittelfinger ein Ring mit einem großen Rubin auf, den sie zuvor noch nie dort gesehen hatte. Irgendwie hatte sie plötzlich genug von Sophie. Sie stand auf und bemerkte, dass dort, wo sie auf der Bank gesessen hatte, ein trockener Fleck war.

»Ich gehe ein bisschen spazieren«, sagte sie. »Langes Herumsitzen macht mich nervös.«

»Mir ist auch sterbenslangweilig«, sagte Sophie und gähnte. »Ich glaube, ich halte ein kurzes Nickerchen.«

Obwohl gerade ein heftiger kalter Windstoß um die Bank fegte, lehnte Sophie sich zurück und schloss die Augen. Paula stellte den Mantelkragen hoch und ging langsam den gekrümmten Bahnsteig entlang. Vor ihr sah sie einen Mann, den sie hier nicht erwartet hätte. Russell Straub.

Was hatte der denn in Chiasso zu suchen? Es schien, als müsste er überall sein, wo auch die Arbogasts waren. Aber

weshalb? Wo bestand die Verbindung zwischen dem Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten und dieser seltsamen Familie?

Hinter sich hörte Paula das Geräusch der sich nähernden Rangierlok, die einen weiteren Güterwaggon zum Ankoppeln heranschob. Was für eine monotone, anstrengende Tätigkeit das sein muss, dachte sie. Manche der Bahnarbeiter tun bestimmt ihr Leben lang nichts anderes.

Sie fröstelte. Der kalte Wind drang sogar durch den dicken Mantel. Sie klopfte sich ein paar Mal mit den Händen auf die Oberarme, aber dadurch wurde ihr auch nicht wärmer. Jedenfalls war das Herumspazieren besser, als reglos neben der übel gelaunten Sophie zu sitzen.

Immerhin hatte sie bei dem Gespräch mit Sophie etwas Neues erfahren. Wenn Arbogast sich eines Tages aus dem Geschäft zurückzog, dann würde die Leitung des riesigen Konzerns entweder an Marienetta oder an Sophie übergehen. Für welche würde er sich wohl entscheiden? Paula hatte keine Ahnung. Andererseits konnte sie sich nur schwer vorstellen, dass Arbogast jemals in den Ruhestand zu treten gedachte.

Langsam näherte sie sich dem nun fast fertig zusammengestellten Güterzug. Offensichtlich musste jedes Mal, wenn ein neuer Waggon von der Rangierlok herangeschoben wurde, ein Bahnarbeiter ihn per Hand an den Zug ankoppeln. Vor dem Ende des Zuges blieb Paula stehen und beobachtete, wie der nächste Waggon heranrollte.

Auf einmal spürte sie eine Hand an ihrem Rücken, die ihr einen kräftigen Stoß nach vorn gab. Paula kam ins Straucheln, fiel hin und rutschte mit dem Oberkörper über die Bahnsteigkante nach unten, während ihre Beine noch immer oben auf dem Bahnsteig waren. Mit den Händen, die zum Glück in Handschuhen stecken, versuchte sie sich

auf dem scharfkantigen Schotter zwischen den Gleisen wieder nach oben zu drücken, aber der Winkel, den ihr Oberkörper bildete, war zu ungünstig dafür.

Starr vor Schreck blickte sie auf und sah, wie der an den Zug zu koppelnde Wagen langsam, aber unaufhaltsam auf sie zukam. Weil ihr Hals sich unmittelbar über einem der Gleise befand, würden sie die Räder unweigerlich enthaupten. Entsetzt starrte sie auf die rotierenden, von der Nässe glänzenden Metallscheiben und versuchte, sich mit einer letzten, fast übermenschlichen Anstrengung doch noch zurück auf den Bahnsteig zu schieben. Aber sie schaffte es nicht. Noch nie hatte sie sich so hilflos, so gelähmt vor Angst gefühlt wie jetzt, wo das sich unerbittlich drehende Rad immer näher auf sie zurollte.

Zwei starke Hände fassten Paula um den Brustkorb, hoben sie an und rissen sie gleichzeitig nach links, um sie vor dem heranrollenden Güterwaggon in Sicherheit zu bringen. Newman war Paula im buchstäblich letzten Augenblick zu Hilfe gekommen – nur einen Wimpernschlag später stießen die Puffer des Waggons mit einem lauten metallischen Geräusch gegen die am letzten Wagen des wartenden Zuges.

Newman hob Paula hoch und trug sie zu der einzigen Bank auf dem Bahnsteig, als eine laute Stimme mit amerikanischem Akzent rief: »Hilfe! Wir haben einen Notfall! Hilfe!«

Paula sah sich um und erblickte Russell Straub, der nur wenige Meter neben ihnen stand. Er hielt sich die Hände wie einen Schalltrichter vor den Mund und wiederholte seine Hilferufe.

»Seien Sie doch still«, knurrte Newman.

Als sie sich der Bank näherten, öffnete Sophie die Augen und blinzelte, als ob sie gerade erwacht wäre. Neben ihr auf der Bank war eine trockene Stelle, die darauf schließen ließ, dass sie vor kurzem aufgestanden war und sich dann ein Stück daneben wieder hingesetzt hatte. »Machen Sie, dass Sie von der Bank runterkommen«, forderte Newman die junge Frau nicht besonders höflich auf. »Ich brauche sie für Paula. Ein bisschen plötzlich, wenn ich bitten darf.«

Sophie machte ein böses Gesicht, räumte aber sofort die Bank und verzog sich. Newman legte Paula vorsichtig auf die Bank. Er war aschfahl im Gesicht und schien sich

schreckliche Vorwürfe zu machen. Paula versuchte vorsichtig, erst die Beine und dann die Arme zu bewegen. Beides klappte zum Glück ohne Schwierigkeiten.

»Alles in Ordnung?«, fragte Newman mit heiserer Stimme.

»Ich lebe noch«, antwortete Paula leise. Ihre Kehle war völlig ausgetrocknet.

»Du meine Güte, tut mir das Leid«, stieß Newman hervor. »Ich wollte mir doch bloß eine Zigarette anzünden, aber bei dem Wind war das schwierig. Also habe ich mich einen Moment lang umgedreht. Und da waren Sie auch schon ausgerutscht und aufs Gleis gefallen. Ich hätte besser auf Sie aufpassen sollen, verdammt noch mal. Ich habe Tweed versprochen, Sie zu beschützen, aber auf ganzer Linie versagt. Es tut mir unendlich Leid, Paula.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich, Bob«, krächzte Paula. »Sie haben mir schließlich das Leben gerettet. Außerdem bin ich nicht ausgerutscht. Jemand hat mich aufs Gleis gestoßen.«

»Wer?« Newmans Gesichtsausdruck war auf einmal voller Hass. Hätte Paula ihm einen Namen nennen können, er hätte die Person auf der Stelle umgebracht.

»Keine Ahnung. Ich habe schrecklichen Durst. Das Sprechen tut mir weh.«

Ein Pulk uniformierter Bahnangestellter und Polizisten, von denen manche weiße Schutzanzüge trugen, kam auf die Bank zugerannt. Einer der Polizisten holte einen Flachmann aus der hinteren Hosentasche und reichte ihn Paula.

»Was ist da drin?«, sagte Newman schroff. »Die Frau braucht Wasser.«

»Das *ist* Wasser«, entgegnete der Polizist. Er hatte ein

freundliches Gesicht und wischte den Rand des Flachmanns mit einem sauberen Taschentuch ab, bevor er ihn Newman gab.

»Da, trinken Sie«, sagte Newman zu Paula, die sich inzwischen aufgesetzt hatte. »Aber langsam, damit Sie sich nicht verschlucken.«

Inzwischen war auf einem anderen Gleis der Schnellzug nach Mailand eingefahren. Tweed war so nahe an die Bahnsteigkante getreten, dass er die Hilferufe Straubs nicht gehört hatte. Ein paar wenige Fahrgäste stiegen aus, darunter auch Marienetta, die ihn sofort entdeckte und lächelnd auf ihn zukam.

»Willkommen im schönen Chiasso«, begrüßte Tweed sie mit einem ironischen Unterton.

»Bin ich froh, dass Sie auch hier sind«, sagte Marienetta und umarmte ihn. »Eigentlich wollte ich ja nicht mit, aber jetzt habe ich es mir doch wieder anders überlegt. Ich muss doch sehen, wie Onkel Roman die Sache über die Bühne kriegt.« Sie ließ Tweed los und sah ihn freundlich an. »Wie viel Giftgas ist denn bisher schon entdeckt worden?«

»Keines. Nicht ein Behälter.«

»Da sieht man mal wieder, dass sich diese dummen Schweizer wegen nichts und wieder nichts wichtig gemacht haben. O Gott, das hätte ich jetzt lieber nicht sagen sollen!« Marienetta legte die Hand auf den Mund, weil sie Beck herbeieilen sah.

»Kommen Sie schnell«, rief Beck. »Paula hätte um ein Haar einen schrecklichen Unfall gehabt. Aber es geht ihr gut«, fügte er rasch hinzu, als er Tweeds entsetztes Gesicht sah.

Sie rannten hinüber zum anderen Bahnsteig, auf dem die Spezialisten gerade die Überprüfung der Sauerstoffflaschen abgeschlossen hatten und sich aus den weißen Schutzanzügen schälten. Eisenbahnarbeiter verluden die Kisten mit Gabelstaplern bereits wieder auf dem Zug. Als sie zu der Bank kamen, war Paula schon wieder auf den Beinen und machte an Newmans Arm ein paar zaghafte Schritte.

»Das reicht erst einmal«, sagte sie und setzte sich wieder, als Tweed angerannt kam.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte er und betrachtete sie zutiefst besorgt. »Ich habe gehört, Sie hätten einen Unfall gehabt.«

»Von wegen Unfall!«, sagte Paula aufgebracht. Sie hatte das ganze Wasser aus dem Flachmann getrunken und konnte wieder normal reden. »Ich habe am Rand des Bahnsteigs gestanden und das Zusammenstellen des Güterzugs beobachtet, da hat mich plötzlich jemand von hinten auf die Gleise gestoßen. Ein Güterwaggon kam angerollt, aber ich konnte mich nicht wieder hochziehen. Die Räder des Wagens hätten mich enthauptet, wenn Newman mich nicht im letzten Augenblick von den Schienen gezogen hätte.«

»Zeigen Sie mir, wo genau das passiert ist«, sagte Beck streng.

Paula wollte aufstehen, aber Newman drückte sie auf die Bank zurück. Er werde ihm die Stelle zeigen, sagte er zu Beck. Als Beck sich alles angesehen hatte, kam er zurück – und wirkte dabei wie ein General, der die Front seiner Truppen abschritt. Dem in der Nähe stehenden Bahnhofsvorsteher hielt er seinen Ausweis unter die Nase.

»Der Schnellzug bleibt so lange hier, bis ich jeden einzelnen Fahrgast gesehen habe. Verstanden?«

Der Bahnhofsvorsteher nickte und ging. Beck sah, dass Russell Straub in der Nähe stand und ging zu ihm hinüber.

»Wo waren Sie, als der Mordversuch geschah?«, fragte er ihn.

»Wissen Sie eigentlich, wen Sie vor sich haben?«, gab Straub gereizt zurück.

»Das ist mir einerlei«, sagte Beck und zeigte dem Vizepräsidenten seine Polizeimarkierung. »Damit Sie wissen, wen *Sie* vor sich haben. Also, wo waren Sie?«

»Etwas weiter unten am Bahnsteig.«

»Allein? Normalerweise ist doch immer Ihr Leibwächter Ed Danvers bei Ihnen.«

»Aber diesmal nicht«, entgegnete Straub hochnäsiger. »Ich habe mir Gedanken über meine Wahlkampagne zu Hause in den Staaten gemacht, da stören Typen wie Danvers nur.«

»Ich kann es bestätigen«, sagte Danvers, der aufgetaucht war. »Mr. Straub ist gern allein, wenn er nachdenkt. Und bevor Sie mich fragen, wo ich war: Ich war drüben auf dem anderen Bahnsteig, dort, wo gerade der Schnellzug eingefahren ist.«

Während Beck und Newman mit Straub sprachen, setzte sich Marienetta neben Paula auf die Bank. Mit einer Hand hielt sie den Kragen ihres Pelzmantels zu, die andere legte sie sanft auf die von Paula.

»Na, geht es Ihnen jetzt schon ein bisschen besser?«, fragte sie mitfühlend.

»Viel besser. Danke der Nachfrage.«

»Wissen Sie, wo Sophie war, als Sie vom Bahnsteig gestoßen wurden?«

Paula fand die Frage ziemlich merkwürdig und sah Marienetta an, die aber ein todernstes Gesicht machte.

Warum fragte sie ausgerechnet nach Sophie?

»Als ich sie zum letzten Mal gesehen habe, hat sie hier auf dieser Bank gegessen, wo sie nach eigener Aussage ein Nickerchen halten wollte.«

»Höchste Zeit, dass wir aus diesem Drecksnest verschwinden«, knurrte Arbogast, der inzwischen auch bei der Gruppe stand. »Die Überprüfung war reine Schikane. Bald kommt ein Zug, der zurück nach Lugano fährt. Den sollten wir nehmen.« Er trat hinter Marienetta und tippte ihr auf die Schulter. »Nun komm schon. Gehen wir.«

Auch Tweed und seine Leute nahmen den Zug. Nachdem die Arbogasts wieder in den vorderen Waggon stiegen, wählten sie ihre Plätze im zweiten Waggon, um ungestört zu sein. Als Paula sich neben Newman auf einen Fensterplatz sinken ließ, verspürte sie ein tiefes Gefühl der Erleichterung. Sie hatte genug von den Arbogasts und mehr als genug von Chiasso, das sie niemals in ihrem Leben Wiedersehen wollte.

Als der Zug auf der Brücke den See überquerte, schaute sie auf den leeren Sitz jenseits des Ganges. Die Lichter von Lugano hatten jede Faszination für sie verloren. Tweed konnte sie bestens verstehen. In diesem Augenblick ging die Verbindungstür zum ersten Wagen auf, und Marienetta kam herein. Newman bedeutete ihr mit einem Kopfschütteln, dass sie Paula jetzt lieber nicht stören solle. Marienetta nickte verständnisvoll, lächelte kurz und ging wieder.

»Ich frage mich wirklich, wer mich auf dieses Gleis gestoßen haben könnte«, sagte Paula plötzlich.

»Da kommt eigentlich nur eine begrenzte Anzahl von Personen infrage«, meinte Newman. »Wollen Sie etwas zu Abend essen, wenn wir zurück im Hotel sind?«

»Nein. Ich lasse mir zwei Flaschen Mineralwasser geben und lege mich sofort ins Bett.«

»Ganz wie Mylady wünschen.«

»Tut mir Leid, wenn ich vorhin so unkommunikativ war, aber jetzt ist mir wieder nach Reden zumute.«

»Gut, dann können Sie mir ja noch einmal erzählen, wo genau Sie den Block aus unserem Hotel gefunden haben, den mit den Wörtern *Chiasso* und *Airolo* darauf«, sagte Tweed von seinem Sitz auf der anderen Seite des Ganges aus.

»Er lag auf dem Boden, direkt neben der Fahrertür meines Wagens. Er war ganz leicht zu finden, nachdem ich den Schuss auf die Gestalt im Nebel abgegeben hatte. Warum fragen Sie?«

»Weil ich den Verdacht habe, dass ihn jemand absichtlich so hingelegt hat, dass Sie ihn finden mussten. Unser Mörder ist ein ausgesprochen schlauer Fuchs. Das gibt mir eine Menge Stoff zum Nachdenken.«

»Und worüber denken Sie gerade nach?«, fragte Paula.

»Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen.«

»Dass Sie auch immer so kryptisch sein müssen«, sagte Paula gereizt, für Tweed ein untrügliches Anzeichen dafür, dass sie ihren Schock schon so gut wie überwunden hatte. Als er ein paar Minuten später wieder zu ihr hinüberschaute, stellte er erleichtert fest, dass sie den Kopf an Newmans Schulter gelehnt hatte und eingeschlafen war.

Als sie bald darauf in Lugano ankamen, musste Newman sie aufwecken. Vorsichtig stiegen sie aus dem Zug, wobei Tweed sich zuerst auf dem Bahnsteig umsah und dann den anderen ein Zeichen gab, dass sie ihm folgen konnten. Auf dem dunklen Parkplatz sahen sie, wie Arbogast in eine überlange Limousine stieg, die von einem Chauffeur

gesteuert wurde. Sophie, die ihre Koffer selbst trug, folgte ihm ebenso wie Marienetta.

»Sophie muss ziemlich stark sein«, bemerkte Paula.

Auch Russell Straub, gefolgt von Danvers, stieg in die Limousine. Erst als die Rücklichter in Richtung Hotel verschwanden, wandte Tweed sich an die anderen.

»Ich finde es seltsam, dass Straub immer zusammen mit den Arbogasts reist. Vielleicht ist das der Schlüssel zur Lösung dieses Falles.«

Paula war zu müde, um ihn zu fragen, was er damit meinte. Schweigend stieg sie in den Kleinbus, den Newman am Nachmittag hier abgestellt hatte. Im Wagen wiederholte sie ihren Entschluss, dass sie sich im Hotel sofort mit zwei Flaschen Mineralwasser auf ihr Zimmer zurückziehen wolle.

Als sie im Hotel angekommen waren und Tweed sie zusammen mit Newman auf ihr Zimmer brachte, hörte sie sich erleichtert seinen Vorschlag an.

»Wenn es Ihnen Recht ist, werde ich die ganze Nacht über jemanden hier auf Ihrer Couch postieren.«

»Das wäre mir sogar sehr recht, dann kann ich beruhigt schlafen.«

Pete Nield, der keinen Hunger hatte, meldete sich freiwillig für die erste Wache. Er wartete auf dem Balkon, bis Paula geduscht und ihren Schlafanzug angezogen hatte und schließlich unter die Bettdecke gekrochen war. Zuerst konnte sie nicht richtig einschlafen, weil ihr die verschiedensten Gesichter im Kopf herumschwirrten. Da war Roman Arbogast, der aussah wie auf dem wilden Bild, das Marienetta von ihm gemalt hatte; da war Sophie auf der Bank in Chiasso, die auf einmal einen trockenen Fleck gehabt hatte; da war Marienetta, deren Katzenaugen funkelten, als sie auf derselben Bank Paulas Hand in die

ihre nahm. Und dann waren da noch Straub, der etwas entfernt auf dem Bahnsteig stand, und Danvers, der mit grimmiger Miene hinter dem Polizisten gestanden hatte. Normal? Abnormal? Auf einmal kamen sie Paula alle abnormal vor. Dann aber schaltete ihr Verstand ab, und sie fiel in einen tiefen Schlaf.

Nach dem Essen versammelte Tweed den Rest des Teams in seiner Suite und beauftragte Harry Butler, Pete Nield später, sobald Newman diesen als Wache in Paulas Zimmer abgelöst hatte, von der Besprechung zu unterrichten.

»Und wer informiert Paula?«, fragte Marier.

»Niemand. Das ist ein Befehl.« Tweed sah Newman, Butler und Marier durchdringend an. »Vorhin habe ich kurz das Hotel verlassen und Monica von einer Telefonzelle aus angerufen. Sie hatte interessante Informationen für mich. Der Stammbaum der Arbogasts ist praktisch vollständig. Die gute Monica war wieder einmal sehr fleißig, und ihre Aufgabe war weiß Gott nicht einfach. Sie konnte bei ihren Nachforschungen zwar auf ein Netz von Verbindungen zurückgreifen, das sie sich im Lauf vieler Jahre aufgebaut hat, aber sie musste trotzdem noch viel Überzeugsarbeit leisten. Daten, wie sie welche verlangte, gibt man eigentlich nur an Mitglieder der Familie heraus.«

»Gut, dass wir Monica haben«, sagte Butler. »Sie ist ein echter Schatz.«

»Wir wissen jetzt«, fuhr Tweed fort, »dass Roman Arbogasts Vater einen Bruder namens Vincenzo hatte, der nach Amerika ausgewandert ist und seinen Namen in Vincent geändert hat. Ein weiterer Bruder, Mario, der ebenfalls in die Staaten emigrierte, hat dort geheiratet und eine Familie gegründet. Dessen Sohn Aldo hatte ebenfalls

Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Jetzt sind wir bei Sophies Generation angelangt. Monica hofft, dass sie die Namen dieser Kinder in der allernächsten Zeit erfährt. Ich finde diese Informationen höchst aufschlussreich.«

»Warum?«, fragte Marier.

»Weil wir einen monströsen Mörder jagen, der zudem noch unglaublich clever ist. Wir müssen also ständig auf der Hut sein. In letzter Zeit habe ich mir viele Gedanken über das Motiv für diese grausigen Morde gemacht, und ich glaube, dass ich jetzt mehr denn je weiß, was dahinter steckt. Es geht um *Macht*. Um enorm viel Macht. Denken Sie darüber nach.«

»Und warum dürfen wir das Paula nicht erzählen?«, wollte Marier wissen.

»Erstens hat sie in letzter Zeit viel zu viel durchmachen müssen. Und zweitens glaube ich, dass sie die Wahrheit bereits selbst herausgefunden hat. Und deshalb fahren wir morgen auch alle nach Airolo.«

»Nach Airolo?«, sagte Marier erstaunt. »Das ist ja fast schon am Gotthard.«

»Als wir vorhin hier ankamen, war ich noch an der Rezeption, weil ich den Nachtportier etwas fragen wollte. Wie Sie ja alle wissen, kann ich einen Text auch lesen, wenn er auf dem Kopf steht. Der Portier hatte die Rechnung der Arbogasts vor sich liegen. Er legte sie zwar sofort beiseite, aber ich konnte sie trotzdem noch kurz überfliegen. Das morgige Frühstück steht auch noch mit drauf. Ich vermute, dass der Arbogast-Clan sich danach unbemerkt aus dem Staub machen will.«

»Unbemerkt?«, sagte Marier. »Dann haben sie sich bestimmt schon ihre Eisenbahnfahrkarten besorgt.«

»Nein, haben sie nicht. Ich habe Beck angerufen, der immer noch einen Mann im Bahnhof postiert hat.

Niemand von den Arbogasts hat dort Fahrkarten gelöst.«

»Vielleicht wartet Arbogast ja bis morgen früh damit.«

»Bestimmt nicht. Er ist ein erstklassiger Organisator, der nichts dem Zufall überlässt. Wenn die Arbogasts vorhätten, mit dem Zug zu reisen, hätte er die Fahrkarten längst besorgt.«

»Wie reisen sie dann?«

»Als ich von der Telefonzelle zurückkam, habe ich gesehen, dass die Stretchlimousine immer noch in der Auffahrt zum Hotel steht. Ein Mechaniker hat etwas am Motor überprüft. Wahrscheinlich planen die Arbogasts, in dieser Limousine eine längere Strecke zurückzulegen. Wir folgen ihnen in unserem Kleinbus.«

»Und wo glauben Sie, dass sie hinfahren?«

»Auch nach Airolo.«

»Woher wollen Sie das so genau wissen?«

»Ganz einfach, ich verlasse mich auf Paulas Instinkt, der sich in der Vergangenheit immer als zutreffend erwiesen hat. In ihrem Albtraum hat Paula die beiden alten Türme gesehen, die hinter Airolo auf dem Berg stehen. Und dann ist da noch der Block, den sie bei dem unheimlichen Haus gefunden hat. Diesen Block hat jemand absichtlich dorthin gelegt, damit Paula ihn findet, dessen bin ich mir ziemlich sicher. Auf einer der Seiten stand Chiasso, also der Name des Ortes, wo sie um ein Haar getötet worden wäre, und auf einer anderen Seite hatte sich ein Wort durchgedrückt, das der Verdächtige auszustreichen versucht hat: Airolo. Bestimmt wusste derjenige, dass ich es entziffern würde. Und deshalb heißt unser nächstes Ziel Airolo, meine Herren.«

»Was könnte in dem Nest wohl zu finden sein?«, sagte Butler.

»Der Schlüssel zur Lösung dieses Falles. Und der Grund dafür, dass zwei der mächtigsten Männer der Welt in letzter Zeit immer nervöser geworden sind.«

»Roman Arbogast und Russell Straub?«, fragte Marier.

»Genau die. Morgen werden wir das Hotel deswegen auf dieselbe Weise verlassen, wie wir es heute schon getan haben: ganz unauffällig einer nach dem anderen. Newman wird den Bus an derselben Stelle wie gestern parken, und zwar voll getankt.«

»Schön, dass ich das jetzt schon erfahre«, sagte Newman, der sich bisher nicht zu Wort gemeldet hatte. »Aber so leicht ist das nicht. Die Polizei ist vielleicht immer noch am Fundort von Black Jacks Leiche. Hoffentlich kommt es ihr nicht verdächtig vor, wenn zwei Tage hintereinander derselbe Wagen dort parkt.«

»Das kriegen Sie schon hin«, sagte Tweed zuversichtlich.

»Sie müssen es ja wissen. Wann, glauben Sie denn, dass die Arbogasts abreisen?«

»Nicht vor dem Nachmittag, würde ich sagen. Mir ist nämlich gerade eingefallen, dass auch das morgige Mittagessen noch auf der Rechnung stand.«

»Ist Ihnen klar, dass dieses Airolo ebenso eine Falle sein könnte wie Chiasso?«

»Natürlich. Aber ich spüre, dass wir auf die Lösung dieses Falles zusteuern. Es ist an der Zeit, dass wir dem Mörder etwas näher auf den Pelz rücken.«

Als Tweed, der die letzte Wache in Paulas Zimmer übernommen hatte, am nächsten Morgen erwachte, taten ihm Hals und Rücken weh. Die Couch war nicht sehr bequem gewesen. Er sah auf die Uhr, stellte fest, dass es schon halb zehn war, und freute sich, dass Paula immer noch tief und fest schlief. Sie hatte die ganze Nacht durchgeschlafen.

Tweed stand auf. Durch die geschlossenen Vorhänge drang nur wenig Licht in den Raum, aber es genügte ihm, um den Umschlag zu sehen, den jemand unter der Tür hindurchgeschoben hatte. Er hatte nichts davon mitbekommen. Es war ein Umschlag des Hotels, dessen Lasche nur eingesteckt war. Er öffnete ihn und nahm einen Bogen Hotelbriefpapier heraus, auf dem nur ein einziges Wort stand – *Airola*.

Tweed steckte das Blatt in den Umschlag zurück und schob ihn in die Innentasche seines Jacketts, das er am Abend zuvor sorgfältig über die Lehne eines Stuhls gehängt hatte. Newman hatte Recht gehabt, es war also doch eine Falle. Tweed schlüpfte in seine Schuhe, zog das Jackett an und stellte sich vor den Spiegel, wo er sein Hemd zuknöpfte und das Haar in Ordnung brachte.

Dann trat er ans Bett und rüttelte sanft an Paulas Schulter. »Guten Morgen«, sagte er leise. »Zeit zum Aufstehen.«

»Wie spät ist es denn?« Paula war mit einem Schlag wach. Er sagte es ihr. Sie gähnte hinter vorgehaltener Hand.

»Stimmt das? Ich habe seit langem nicht mehr so gut

geschlafen. Geben Sie mir bitte meinen Morgenmantel.«

Paula duschte sich kurz und zog sich dann im Badezimmer an. Als sie wieder ins Wohnzimmer kam, bemerkte Tweed erleichtert, dass sie wieder etwas Farbe im Gesicht hatte und lebhaft wie immer wirkte. Durstig trank sie aus einer Mineralwasserflasche, während Tweed ihr seinen Plan erklärte. Sie war begeistert und wäre am liebsten sofort aufgebrochen.

»Airolo! Das finde ich gut. Ich hatte die ganze Zeit schon das Gefühl, dass wir dorthin zurückfahren sollten. Gut, dass wir nur wenig Gepäck bei uns haben. So muss ich nur einen kleinen Koffer zu Bobs Kleinbus hinausschmuggeln. Was machen wir mit der Rechnung? In der Schweiz gilt es doch sozusagen als Kapitalverbrechen, seine Hotelrechnung nicht zu bezahlen.«

»Ich habe alle unsere Zimmer für eine Woche gebucht und bereits im Voraus bezahlt«, sagte Tweed. »Aber ich werde später an die Rezeption gehen und warten, bis dort wenig los ist, um unsere Restaurantrechnung zu begleichen. Außerdem werde ich dem Portier erklären, dass wir später noch einmal zurückkommen und unsere Räume für den Rest der Zeit in Anspruch nehmen werden. Paula, Sie sehen ja aus, als ob Sie es kaum mehr erwarten könnten, dass wir endlich fahren.«

»Stimmt, am liebsten würde ich auf der Stelle abreisen. Ich will diesen Geist von Airolo bannen, der mich die ganze Zeit über heimgesucht hat. Aber erst will ich frühstücken, ich habe einen Bärenhunger.«

Unten in der menschenleeren Hotelhalle stießen sie auf Newman, der voller Tatendrang zu sein schien.

»Ich bin gerade auf dem Weg zum Futtertrog«, sagte er zu Tweed. »Marier hat sich erboten, noch im Hotel zu bleiben. Er wird mir über sein Handy Bescheid geben,

wenn die Arbogasts abreisen. Dann bringe ich den Bus zurück, parke ihn um die Ecke und nehme den Rest von uns auf, damit wir gleich zum Mittagessen ins Sayonara weiterfahren können.«

»Wenn noch etwas Zeit bleibt, hätte ich gern noch einen Blick in die Geschäfte auf der *Piazza Cioccaro* am Fuß der Seilbahnstation geworfen«, sagte Paula.

»Nichts da«, erwiderte Newman streng. »Und das meine ich ernst. Von jetzt an bleiben Sie bei der Mannschaft. Aber nun frühstücken Sie erst mal ...«

Gegen Mittag genossen sie ein weiteres Mal die vorzügliche Küche des Restaurants im Zentrum von Lugano. Draußen schien die Sonne, und Paula ließ es sich schmecken, aber sie konnte es kaum erwarten, Lugano endlich zu verlassen. Gegen drei Uhr nachmittags rief Marier an, um ihnen mitzuteilen, dass die fraglichen Personen das Hotel verlassen hätten und er jetzt nachkomme.

Kurze Zeit später kam Marier auf seinem Motorrad angebraust. Es war eine flotte, kleine Maschine, die Marier mit Newmans Hilfe hinten im Bus verstaute.

»Wozu brauchen wir das Motorrad?«, wollte er von Marier wissen.

»Es könnte uns vielleicht noch nützlich sein. Das Gelände um Airolo ist ziemlich steil und unwegsam. Soviel ich weiß, haben Sie zu Hause eine ähnliche Maschine, Tweed.«

»Ja, aber ich benutze sie nur, wenn ich im Stoßverkehr ins Büro fahren muss. Aber jetzt sollten wir aufbrechen.«

Er stieg in den Kleinbus und nahm vorn auf dem Beifahrersitz neben Newman Platz. Hinter Newman saßen

Paula und Marier, während Butler und Nield die dritte Bank besetzten. Schnell verließen sie Lugano in Richtung Norden. Paula hatte die Karte auf dem Schoß liegen und lotste den Fahrer.

Auf der Autobahn fuhren sie an Bellinzona mit seinen beeindruckenden Zwingburgen vorbei. Dahinter ging es auch schon hinauf in die Berner Alpen. Bald tauchten links und rechts wieder die kahlen Felshänge auf, die Paula so an eine Felswüste hatten denken lassen. Hier gab es keine Palmen mehr, keine strahlend blaue Seen, aber trotzdem bedauerte Paula es nicht, das Tessin hinter sich zu lassen. Jetzt zählte nur noch, was vor ihnen lag. Plötzlich erinnerte sie sich wieder an die Gesichter, die in der letzten Nacht kurz vor dem Einschlafen vor ihrem geistigen Auge Revue passiert waren. Jetzt fiel ihr ein, dass eines gefehlt hatte.

Das von Sam Snyder.

Langsam brach die Dunkelheit herein, was die wilde Felswüste ringsum noch bedrückender erscheinen ließ. Je schwärzer die Nacht wurde, desto höher kletterte der Bus hinauf in die Berge, wo sie kein einziges Licht außer den Scheinwerfern von hin und wieder entgegenkommenden Wagen sahen. Paula tippte Tweed von hinten auf die Schulter.

»Ich hoffe, Sie haben in Airolo Zimmer für uns gebucht.«

»Nein, habe ich noch nicht. In dem Ort gibt es nämlich nur zwei Hotels, das Supremazia und das Grandezza. Wir wissen nicht, in welchem die Arbogasts wohnen, und ich will diesmal vermeiden, im gleichen Hotel mit ihnen zusammenzutreffen.«

»Das klingt alles sehr nach fünf Sternen«, sagte Newman. »Supremazia ist italienisch und bedeutet

›Überlegenheit‹, Grandezza heißt ›Oberhoheit‹.«

»Ich würde mir an Ihrer Stelle nicht zu viel von Airolo erwarten«, sagte Tweed.

»Sie scheinen ja felsenfest davon überzeugt zu sein, dass die Arbogasts auch tatsächlich nach Airolo fahren«, meldete sich Marier zu Wort.

»Bin ich auch.« Tweed nahm das Blatt Papier heraus, das in der Nacht unter Paulas Zimmertür hindurchgeschoben worden war. »Das sind dieselben Druckbuchstaben wie auf dem Hotelblock, den Sie vor dem unheimlichen Haus fanden, Paula.«

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte sie.

»Das bedeutet, dass der Mörder uns nach Airolo bestellt. Und den Gefallen tun wir ihm jetzt.«

Seine Worte lösten ein längeres Schweigen aus. Jetzt hatten sie das letzte steile Stück der Straße vor sich, bevor diese in engen Haarnadelkurven auf der anderen Seite des Passes wieder hinunterführte. Vom Scheitelpunkt der Kurven aus konnte man direkt unter sich die nächste sehen.

»Vor uns sind rote Rücklichter«, sagte Newman. »Sieht so aus, also ob die zu einer großen schwarzen Stretchlimousine gehören. Ich brauchte mal das Nachtglas. Geben Sie Paula bitte das zweite, Tweed. Bei der nächsten Kehre halten wir an. Dann müssten wir eigentlich genau auf die Limousine hinuntersehen und erkennen können, wer darin sitzt ...«

Newman fuhr jetzt langsamer, um dem Fahrzeug vor ihnen nicht zu nahe zu kommen. Tweed legte sich ein Fernglas auf dem Schoß zurecht und reichte Paula das zweite nach hinten. Gleich darauf kamen sie zur nächsten Kehre. Als Newman anhielt, gab Tweed ihm das Fernglas. Newman spähte hindurch. Die Haarnadelkurve war so

eng, dass die überlange Limousine an ihrem Scheitelpunkt zurücksetzen musste, und Newman und Paula genügend Zeit hatten, sie mit ihren Nachtgläsern genau zu betrachten.

»Sie hatten Recht«, sagte Newman zu Tweed. »Ihre Rechnung geht auf. Marienetta fährt, neben ihr sitzt Roman. Dahinter sitzen Sophie und Snyder, die beide starr zum Fenster hinausschauen – typisch. Wahrscheinlich haben sie die ganze Fahrt über noch kein Wort gewechselt.«

»Und auf der dritten Bank habe ich ganz deutlich Russell Straub und daneben Ed Danvers erkannt«, berichtete Paula.

»Fahren Sie langsam weiter«, sagte Tweed. »Ich will sie zwar nicht einholen, aber verlieren sollten wir sie auch nicht.«

»In den Bergen ist das nicht schwer«, sagte Newman. »Aber sobald es wieder flach wird, kommen wir ihnen vielleicht nicht mehr hinterher.«

»Und wenn wir dann in Airolo sind«, fuhr Tweed unbeirrt fort, »müssen wir unbedingt gleich das Hotel finden, in dem sie unterkommen. Aber sie dürfen uns auf keinen Fall bemerken.«

»Nichts leichter als das«, sagte Newman ironisch. »Vielleicht möchten ja Sie lieber selbst ans Steuer?«

»Wie hoch liegt Airolo eigentlich?«, fragte Paula, um einen möglichen Streit im Keim zu ersticken.

»Irgendetwas über elfhundert Meter«, antwortete Tweed.

»Es wird auch schon langsam kälter«, sagte Paula.

»Dann schalte ich die Heizung ein«, sagte Newman. »Aber nur, wenn Sie mich endlich in Ruhe fahren lassen.«

Als sie das einsam gelegene Airolo erreichten, war der Mond aufgegangen. Es stellte sich heraus, dass die Arbogasts sich für das Supremazia entschieden hatten, das – ebenso wie das Grandezza – unmittelbar an der Hauptstraße lag. Zu Paulas Verwunderung hatten noch ein paar Geschäfte geöffnet, auch eine Zweiradhandlung direkt neben dem Grandezza, die ihre Motorroller auf dem Gehweg präsentierte. Interessiert schaute Paula sich mit Marier die Roller an und setzte sich probeweise sogar auf einen drauf. Marier zeigte ihr, wie man ihn anließ, Gas gab und bremste. Der Ladenbetreiber, ein agiler, dunkelhaariger Typ, kam lächelnd zu ihnen herausgeilt und informierte sie, was es kostete, einen Roller tage- oder wochenweise zu mieten, und wie viel Kautions hinterlegen mussten. Paula meinte, sie würde es sich durch den Kopf gehen lassen.

»Sie haben genügend Zimmer für uns alle«, berichtete Tweed, als sie mit Nield ins Hotel nachkam. Marier hatte sich noch nicht von den Motorrollern losreißen können.

»In dem Ort ist überhaupt nichts los«, fuhr Tweed fort.

»Es ist keine Saison.«

»Gibt es hier überhaupt so etwas wie eine Saison?«, flüsterte Nield.

Das Hotel selbst hatte schon einmal bessere Tage gesehen. Die Räume waren niedrig, die Gänge schmal und das Mobiliar aus Massivholz alt und abgenutzt. Immerhin erklärte sich der Besitzer, der dem Zweiradhändler auffallend ähnelte, bereit, ihnen noch ein Abendessen zu servieren.

Paula hörte, wie Marier draußen sein Motorrad anließ, es aber kurz darauf wieder ausmachte.

»Ich habe sicherheitshalber mal das Motorrad aus dem Bus geholt und nachgesehen, ob es läuft«, erklärte Marier,

nachdem auch er ins Hotel gekommen war. »Es steht jetzt hinter dem Bus auf der Straße. Ich hatte keine Lust, es wieder hineinzuhieven. Ich glaube kaum, dass hier was gestohlen wird. Ich gebe Ihnen aber vorsichtshalber mal den Zweitschlüssel, Tweed.«

»Könnte ich vor dem Essen vielleicht kurz mein Zimmer sehen?«, fragte Paula den Hotelbesitzer.

Der Mann brachte sie über eine enge Wendeltreppe hinauf in den ersten Stock und sperrte ihr ein Zimmer auf. Nachdem Paula sich bei ihm bedankt hatte und er wieder verschwunden war, ging sie ans Fenster und öffnete die Läden.

Was sie sah, verschlug ihr den Atem. Direkt vor ihren Augen war der Berg mit den beiden durch eine Mauer verbundenen Türmen, die sie erst vom Zug aus und dann in ihrem Albtraum gesehen hatte. Im bläulich-bleichen Mondlicht wirkten sie noch gespenstischer, als Paula sie in Erinnerung hatte. Eine kleine Straße, die weiter oben am Berg in einen ungeteerten Weg übergang, führte aus der Ortschaft hinaus zu ihnen hinauf. Paula lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Sie meinte, das Gefühl der Bedrohung, das von den beiden Türmen ausging, beinahe mit Händen greifen zu können.

Paula erwachte beim ersten Schein der Morgendämmerung, weil irgendjemand an ihrer Türklinke gerüttelt hatte. Sofort sprang sie aus dem Bett. Sie war voll angekleidet. Vor dem Schlafengehen hatte sie noch heiß geduscht und war dann in voller Montur ins Bett gestiegen, weil es in dem Zimmer fast so kalt wie draußen gewesen war. Erst hatte sie die klapprigen Fensterläden schließen wollen, es sich dann aber doch anders überlegt.

Weil das Zimmer so klein war, hatte niemand bei ihr Wache halten können, und so war sie zu ihrer altbewährten Methode zurückgekehrt und hatte eine Stuhllehne unter die Klinke und einen Keil unter den Türspalt geschoben.

Als Paula an der Tür war, sah sie einen Briefumschlag, den jemand darunter durchgeschoben hatte. Es war ein Umschlag aus dem Splendide Royal in Lugano, und als Paula ihn öffnete, sah sie, dass er ein Blatt Briefpapier aus diesem Hotel enthielt. Das Blatt war leer. Was zum Teufel ging hier vor?

Auf einmal hörte sie den Motor eines Autos, das sich rasch entfernte. Sie rannte zum Fenster und sah, wie der Kleinbus die Straße hinauf zu den beiden Türmen fuhr. Es war noch ein weiter Weg bis dorthin. Paula nahm ihr Nachtglas zur Hand und richtete es auf den Wagen. Es saßen vier Männer darin: Newman am Steuer, Marier neben ihm, dahinter Butler und Nield. Was wollten die bloß da oben?

Es war Tweed gewesen, der die Entscheidung getroffen hatte, nachdem Paula zu Bett gegangen war.

»Paula macht sich Gedanken wegen der beiden Türme, die dort auf halbem Weg den Berg hinauf stehen«, hatte er den Männern gesagt, nachdem sich diese in seinem Zimmer versammelt hatten. »Ich möchte, dass Sie morgen in aller Früh mit dem Bus hinauffahren, um sich die Türme näher anzusehen. Vielleicht befindet sich dort ja etwas, über das wir Bescheid wissen sollten.«

»Ist das denn wirklich nötig?«, hatte Newman gefragt.

»Ja, das ist es. Und sei es bloß deshalb, um Paula zu beruhigen. Die Reise war bisher die reinste Hölle für sie. Und jetzt keine Widerrede mehr. Tun Sie einfach, was ich von Ihnen verlange.«

Verwirrt setzte sich Paula aufs Bett, und weil sie nichts anderes zu tun hatte, nahm sie ihre .32er Browning zur Hand, überprüfte sie gründlich und lud sie dann mit einem vollen Magazin. Auf einmal hörte sie, wie unten vor ihrem Fenster ein Motorroller angelassen wurde.

Konnte das Tweed sein, der den anderen hinterherfuhr? Wenn ja, dann war sie jetzt ganz allein in diesem elenden Nest. Nicht, dass sie das sonderlich beunruhigt hätte, sie würde sich zur Not schon zu helfen wissen. Sie stand auf und blickte aus dem Fenster. Was sie sah, ließ sie vor Schreck erstarren.

Auf dem Roller, der bereits zwei Drittel der Dorfstraße zurückgelegt hatte und sich der Bergstraße hinauf zu den zwei Türmen näherte, saß eine große Gestalt. Sie trug schwarze Stiefel und hatte einen langen schwarzen Mantel an. Auf dem Kopf thronte ein breitkrepziger Hut, der tief ins Gesicht gezogen war.

Paula verstaute die Browning in ihrem Spezialfach, schlang sich die Tasche über die Schulter und polterte die Wendeltreppe hinunter. An der Rezeption stand der

Besitzer des Hotels, der sie freundlich anlächelte. Paula zeigte ihm den Briefumschlag.

»Haben Sie den schon mal gesehen?«

»Ja, Signora. Vorhin ist gekommen ein Mann und hat gefragt nach Ihre Zimmernummer. Wollte abgeben Briefumschlag. Ich ihm habe gesagt, er soll geben mir, ich bringen Umschlag nach oben. Aber er nicht wollen, also ich ihm habe gegeben Zimmernummer. War große Mann, mit große Hut ...«

Paula rannte aus dem Hotel gleich hinüber zu dem Rollerverleih. Der Laden hatte bereits geöffnet, und die Roller standen fahrbereit davor. Sie gab dem Besitzer einen Hundertfrankenschein, mehr als genug, um einen Roller für eine ganze Woche zu mieten.

»Ist zu viel ...«

Aber Paula saß bereits auf dem Roller. Sie war Marier unendlich dankbar, dass er tags zuvor ihr Gedächtnis ein wenig aufgefrischt hatte. »Die Italiener bauen die besten Roller der Welt«, hatte er zu ihr gesagt.

Paula drückte den Starterknopf und dachte zurück an die Zeit, in der sie als Teenager einen ähnlichen Roller besessen hatte. Entschlossen fuhr sie die Straße entlang, die mit glatten Kopfsteinen gepflastert war. Das Gefährt fühlte sich ein bisschen wackelig an, aber Paula hielt die Balance. Seltsam, dass der Verleih schon so früh aufmacht, dachte sie. Aber vielleicht geht der Besitzer gleich nach Sonnenuntergang zu Bett, um Strom zu sparen. Diese Bergbewohner drehen doch jeden Rappen zweimal um.

Bald hatte Paula die Abzweigung der Bergstraße erreicht, die durch eine schmale Schlucht steil nach oben führte. Als sie hinauf sah, konnte sie keine Spur von der Gestalt auf dem anderen Roller mehr entdecken. Dafür sah

sie den Kleinbus, der offenbar eine falsche Abzweigung genommen hatte und sich auf einer anderen Straße den Berg hinaufmühte.

»Das ist der falsche Weg!«, schrie sie. »So kommt ihr nie zu den Türmen!«

Ihre Worte kamen als Echo zu ihr zurück, aber der Bus setzte seine Fahrt fort, ohne anzuhalten. Wie sollten die vier in seinem Inneren bei dem lauten Motor auch ihr Rufen hören? Kurz entschlossen fuhr Paula auf einer Straße, die nicht viel mehr als ein Feldweg war, die Schlucht hinauf. Auf dem Rollsplitt musste sie ihr ganzes fahrerisches Können aufbieten, das sie Gott sei Dank nicht verlernt hatte. Obwohl sie bei ihrem raschen Aufbruch geistesgegenwärtig ihre Handschuhe mitgenommen hatte, war es auf dem Roller bitterkalt. Bald hatte sie den Fuß des Kalkgipfels erreicht, den sie Tage zuvor vom Zug aus gesehen hatte, und fuhr eine Weile auf einem kleinen Hochplateau entlang, bevor der Weg wieder anzusteigen begann. Paula hielt an und sah nach oben.

Die Morgendämmerung tauchte die beiden Türme in ein rosafarbenes Licht, in dem sie genau so aussahen, wie Paula sie in ihrem Traum gesehen hatte.

»Fahr weiter«, sagte sie zu sich selbst, »sonst holst du die Gestalt auf dem Roller nie ein.«

Mit Vollgas raste sie den Weg hinauf, der sehr viel steiler war als das erste Stück in der Schlucht. Manchmal kam der Roller in den Kurven ins Schlingern, sodass Paula höllisch aufpassen musste, um nicht zu stürzen. Trotz der Handschuhe waren ihre Finger schon ganz gefühllos vor Kälte.

»Verdammt noch mal, wo bist du?«, presste sie hinter zusammengebissenen Zähnen hervor. »Dieses Mal entkommst du mir nicht.«

Unten im Hotel hatte Tweed zugesehen, wie die vier Männer mit dem Kleinbus losgefahren waren. Dann hatte er sich zufrieden in seinen warmen Morgenmantel gehüllt und sich eine Tasse Kaffee aus der Thermoskanne eingegossen, die er sich vom Besitzer des Hotels hatte geben lassen.

Auf einmal hörte er, wie ein Roller angelassen wurde. Er rannte ans Fenster und konnte gerade noch sehen, dass eine Gestalt in einem schwarzen Mantel, die einen breitkrepigen Hut auf dem Kopf trug, die Bergstraße hinaufraste. Dann sah er kurz darauf Paula, die auf einem anderen Roller die Verfolgung aufnahm, und verfluchte sich innerlich dafür, dass er noch im Schlafanzug war. So schnell er konnte, zog er sich warme Kleidung an. Bevor er in seinen Mantel schlüpfte, überprüfte er noch schnell seine Walther. Sie war, wie immer, voll durchgeladen. Jedem seiner Untergebenen hätte er deswegen die schwersten Vorwürfe gemacht. Er steckte die Waffe in sein Gürtelhalfter, zog den Mantel an und rannte die Treppe hinunter.

Als er hinaus auf die Straße eilte, rief ihm der Hotelbesitzer etwas nach, was er aber nicht verstand. Erleichtert sah er, dass Mariers Motorrad vor dem Hotel stand. Er steckte den Reserveschlüssel, den Marien ihm am Abend zuvor gegeben hatte, ins Zündschloss, drückte den Startknopf und raste Paula hinterher, die mittlerweile einen weiten Vorsprung hatte.

Wann bin ich denn endlich oben?, fragte sich Paula. Die Straße schien kein Ende nehmen zu wollen. Ihre Finger waren jetzt so durchgefroren, dass sie den Lenker kaum mehr halten konnte.

Wenn ich dort oben auf den Mörder treffe, werde ich dann noch genügend Kraft haben, um mit ihm zu kämpfen? Verzweifelt umklammerte sie den Lenker, weil der Roller auf der schlaglochübersäten Straße wie wild zu hüpfen anfing. Und dann sah sie auf einmal ein weites, an den Seiten leicht abfallendes Plateau vor sich. Sie hielt an, schaltete den Motor aus und schaute sich um.

Vor ihr lag, achtlos auf einer glatten Felsplatte hingeworfen, der Roller, den sie verfolgt hatte. Daneben sah sie einen Kanaldeckel, der neben einem offenen Schacht lag, den er vermutlich abgedeckt hatte. Von der Gestalt im Schlapphut war weit und breit nichts zu sehen. Paula stellte ihren Roller auf den Ständer und horchte. Nichts. Sie ging auf und ab und schwenkte die Arme, um wieder etwas Wärme in ihre steif gefrorenen Glieder zu bringen. Dann trat sie mit der Browning in der Hand an den Rand des Plateaus, wo es mehrere hundert Meter steil nach unten ging. Tief unter sich sah sie Airolo, dessen Häuser wie Spielzeug wirkten. Die Pistole im Anschlag wirbelte Paula herum. Es würde ihr nicht noch einmal passieren, dass sie jemand hinterrücks irgendwo hinunterstieß.

In einiger Entfernung sah sie die beiden Türme, die jetzt vom Licht der aufgehenden Sonne beschienen wurden. Und dann hörte sie etwas, das ihr gar nicht gefiel. Es war das langsame, dröhnende Schlagen einer Glocke, das von den Berghängen widerhallte. Paula ging zu dem Kanaldeckel und versuchte, ihn anzuheben. Das Ding war verdammt schwer. Vorsichtig näherte sie sich dem offenen Schacht und blickte hinein. Mithilfe ihrer mitgebrachten Taschenlampe konnte sie eine eiserne Leiter erkennen, die nach unten in die Tiefe führte. Die Sprossen waren verrostet, und es gab nur einen Handlauf auf der linken Seite. Auf einmal fiel ihr wieder ein, dass Tweed von alten Erzbergwerken in diesen Bergen gesprochen hatte, die

sogar über ein unterirdisches Schienensystem zum Transport des Erzes verfügt hatten. Paula horchte in den Schacht hinein, in dem eine unheimliche Stille herrschte.

»Nun mach schon, Mädchen«, sagte sie zu sich selbst.

Der Abstieg war ein mühseliges Unterfangen. Paula hatte die eingeschaltete Taschenlampe in ihren Gürtel gesteckt, um wenigstens etwas Licht zu haben. In der rechten Hand hatte sie die Browning, mit der linken hielt sie sich an dem Handlauf fest. Je tiefer sie kam, desto mehr fiel ihr ein Geruch auf, den sie von oben gar nicht bemerkt hatte. Er erinnerte sie an Saafelds Leichenhalle zu Hause in Holland Park und an Zeitzlers Autopsieräume in Zürich. Es war der unverkennbare Geruch von Formalin, in dem man die Körperteile von Toten aufbewahrte.

Paula musste ihren ganzen Mut zusammennehmen, um weiter hinabzusteigen. Um die Browning besser fassen zu können, zog sie ihren rechten Handschuh aus. Als sie einmal kurz stehen blieb, um mit der Taschenlampe nach unten zu leuchten, erhaschte sie einen kurzen Blick auf eine Art Tunnel mit Schmalspurschienen am Boden. Nach einem Abstieg von gut fünfzehn Metern stieß sie mit dem Fuß gegen einen Felsbrocken. Sie war unten angekommen.

Vorsichtig ließ sie den Strahl der Taschenlampe über die Wände des Tunnels gleiten. Es handelte sich tatsächlich um einen alten, aus dem massiven Fels herausgeschlagenen Eisenbahntunnel mit gewölbter Decke. Zu ihrer Rechten endeten die Gleise vor einer mit Schimmel überzogenen Ziegelwand, zu ihrer Linken verschwanden die Schienen um eine Biegung. Paula entschied sich dafür, nach links zu gehen.

Die Biegung befand sich weiter entfernt, als Paula gedacht hatte. Obwohl sie sich bemühte, so lautlos wie möglich zu gehen, trat sie auf dem Schotter zwischen den Gleisen immer wieder einzelne Steine los. Um diese Geräusche zu vermeiden, setzte sie ihren Weg nun näher an der Tunnelwand fort. Je näher sie der Biegung kam, desto stärker wurde der Formalingeruch. Als sie die Kurve umrundet hatte, wäre ihr vor Schreck beinahe die Taschenlampe aus der Hand gefallen.

Im gelblichen Lichtstrahl sah sie in Kopfhöhe eine aus dem Fels herausgeschlagene Nische, in der ein großer runder Glaszylinder ähnlich dem stand, den sie in Dr. Zeitlers Leichenhalle in Zürich gesehen hatte. Darin

lag in einer durchsichtigen Flüssigkeit der Kopf eines etwa fünfzig Jahre alten Mannes mit offen stehenden, leer dreinblickenden Augen und eingefallenen Wangen. Paula vermutete, dass es sich um den Kopf von Hank Foley, dem ermordeten Hausmeister aus Pinedale handelte.

Schaudernd ließ Paula den Strahl ihrer Taschenlampe weiterwandern, bis er auf einen weiteren Glaszylinder traf. Fast hätte sie einen Schrei ausgestoßen, weil sie den Kopf in diesem Gefäß erkannte. Es war der von Adam Holgate, dessen milchig weiße Augen halb geschlossen waren, als ob er gerade am Einschlafen wäre. Sie biss die Zähne zusammen und sah sich den nächsten Glasbehälter an. Fast wäre sie in Ohnmacht gefallen, als sie Abraham Seales Hakennase erkannte. Seine offenen Augen starteten sie so eindringlich an, als wollten sie ihr eine Botschaft übermitteln. Wie die vorherigen Köpfe war auch dieser knapp unterhalb des Kinns abgetrennt worden.

Innerlich gewappnet gegen den Anblick, der sich ihr im nächsten Gefäß bieten würde, ließ sie den Strahl der Taschenlampe weiterwandern und erblickte den Schal von Elena Brucan, der am Tatort in Zürich nicht aufzufinden gewesen war. Er lag – fein säuberlich aufgerollt – am Boden eines Glasgefäßes, in dem ausnahmsweise kein Formalin war. Paula konnte sich zwar nicht erklären, weshalb, aber sie fand diese Trophäe besonders obszön.

Mittlerweile musste Paula sich zwingen, weiter vorwärts zu gehen. Ihr ganzer Körper wehrte sich gegen die Vorstellung, dass ein Mensch so etwas Grauens zustande bringen konnte. Der nächste Glaszylinder enthielt den Kopf von Black Jack, dessen Mund noch immer zu einem schiefen, leicht höhnisch wirkenden Grinsen verzogen war. Paula fand diesen Anblick noch unerträglicher als alles, was sie bisher in diesem Grauen erregenden Stollen gesehen hatte.

Paula steckte die Browning in den Gürtel und zog auch noch den linken Handschuh aus. Ihre Hände waren schweißnass. Sie wischte sie schnell an ihrer Hose ab, bevor sie wieder nach ihrer Waffe griff. In diesem Augenblick nahm sie aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Irgendjemand musste sich in einer der Felsnischen, an denen sie vorbeigekommen war, versteckt haben. Unwillkürlich duckte sie sich und wich nach rechts aus, weil Saafeld ihr gesagt hatte, dass Holgate auf der linken Seite des Kopfs getroffen worden war. Zu spät. Das stumpfe Ende der Axt streifte ihren Kopf, sodass sie ins Schwanken geriet, stolperte und hinfiel. Ihre rechte Hand mit der Browning schlug dabei gegen eine der Schienen, und die Waffe fiel zwischen die Schottersteine.

Auch die Taschenlampe war ihr entglitten und zu Boden gefallen, ging dabei aber nicht aus. In ihrem Schein sah Paula, die wie benommen dalag, eine hoch gewachsene Gestalt in einem langen schwarzen Mantel, die sich mit einer Axt in der Hand über sie beugte. Den breitkrempigen Schlapphut hatte sie so tief ins Gesicht gezogen, dass es fast vollständig bedeckt war. Wie in Trance bemerkte Paula, dass ihr Hals leicht hochgehoben und in eine glatte Mulde gelegt wurde. Das war der Richtblock!, erkannte sie voller Entsetzen. Die Gestalt im schwarzen Mantel baute sich über ihr auf. Paula sah, wie die scharf geschliffene Schneide der Axt im Licht der Taschenlampe bedrohlich aufblitzte. Gleich würde sie auf ihren Hals herabsausen.

Paula nahm all ihre Kraft zusammen und warf sich nach links. Dadurch befreite sie sich aus dem Richtblock und schlug mit dem ganzen Körper an die Tunnelwand. Nicht weit von ihrem Kopf entfernt sah sie etwas Metallisches blinken. Es war ihre Browning. Paula packte sie, richtete sie auf die Gestalt und schoss aus kürzester Entfernung so

lange auf sie, bis das neunschüssige Magazin leer war.

Dabei war sie von einer kalten, wütenden Entschlossenheit ergriffen, nicht zu verwunden, sondern zu töten.

Kurz nachdem der letzte Knall verklungen war, fielen noch zwei weitere Schüsse. Tweed, der noch auf den letzten Sprossen der Leiter stand, hatte sie abgegeben. Die hoch gewachsene Gestalt in dem langen schwarzen Mantel blieb noch einen Augenblick lang reglos wie eine Statue stehen, ehe sie nach hinten zusammensackte.

Paula rappelte sich gerade hoch, als Tweed im Laufschrift auf sie zukam. Er beugte sich über die schwarz gekleidete Gestalt, fühlte ihr am Hals den Puls und blickte dann zu Paula auf.

»Exitus.«

»Was ist denn da oben los?« Von draußen hörte Paula das gedämpfte Geräusch eines landenden Hubschraubers, und kurze Zeit später stiegen mehrere Personen die Leiter herab.

»Halt, stehen bleiben, oder ich schieße!«, befahl jemand mit lauter Männerstimme, die Paula aber sogleich erleichtert als die von Arthur Beck erkannte.

Tweed, der immer noch neben dem reglosen Körper kniete, antwortete ihm.

»Stecken Sie die Waffe weg, Arthur. Ich bin's, Tweed. Ich bin mit Paula hier drüben.«

Paula nahm die Taschenlampe und richtete den Lichtstrahl auf die Leiche. Als Tweed dieser vorsichtig den großen Hut vom Kopf zog, stieß Paula einen unterdrückten Schrei aus.

Vor ihnen lag Marienetta, deren weit geöffnete Katzenaugen Paula mit so viel Hass anstarrten, wie sie es nie für möglich gehalten hätte.

## EPILOG

### STRÄUB VERKÜNDET VERZICHT AUF PRÄSIDENTSCHAFTSKANDIDATUR »AUS GESUNDHEITSGRÜNDEN«, WIE ES HEISST KUSINE MARIENETTA ALS MASSENMÖRDERIN ÜBERFÜHRT

Die *Daily Nation* mit den schreienden Schlagzeilen lag auf Tweeds Schreibtisch in seinem Büro in der Park Crescent. Im Inneren des Blattes war neben einem langen Artikel über die Morde auch ein Kommentar von Robert Newman zu lesen. Tweed lehnte sich in seinem Drehstuhl zurück und blickte die Mitglieder seines Teams nacheinander an. Vor vier Tagen waren sie alle zusammen von Zürich nach London zurückgeflogen.

Draußen war es schon dunkel, und ein kalter Londoner Regen prasselte gegen die Fensterscheiben. Paula, die ebenfalls hinter ihrem Schreibtisch saß, sprach als Erste.

»Gratuliere, Tweed. Sie haben's wieder einmal geschafft.«

»Das war der schwierigste Fall, mit dem ich es jemals zu tun hatte«, sagte Tweed und wiegte dabei den Kopf. »Aber die Lorbeeren gebühren Ihnen. Sie haben die Mörderin schließlich gestellt – und zwar unter Einsatz Ihres Lebens.«

Er wartete, bis alle Paula noch einmal beglückwünscht hatten. Paula blickte betreten auf ihre Schreibtischplatte. Die Komplimente waren ihr sichtlich peinlich. Dann ergriff sie leise wieder das Wort, weil sie glaubte, etwas sagen zu müssen.

»Beinahe hätte Marienetta in dem alten Bergwerkstollen auch mich enthauptet. Aber es ist wirklich seltsam: Ich *wusste*, dass sie es war, noch bevor Tweed ihr den Hut vom Gesicht zog. Ich hatte mich nämlich an die Worte erinnert, die jemand zu mir gesagt, die ich aber wieder vergessen hatte. *Ich hätte für mein Leben gern ein eigenes Museum.* Das hat Marienetta gesagt, als sie uns ihr Atelier gezeigt hat. Wir haben uns die ganze Zeit gefragt, was wohl mit den verschwundenen Köpfen passiert ist. Jetzt wissen wir es: Marienetta hat sie für ihr Kopfmuseum gebraucht. Aber das ist noch nicht alles: Bevor wir den Stollen wieder verlassen haben, bin ich noch ein Stück weiter hineingegangen und habe dabei ein komplett eingerichtetes Bildhaueratelier gefunden. Marienetta hat die abgeschnittenen Köpfe ihrer Opfer als Modelle für grauig realistische Plastiken verwendet.«

»Und Beck hat mir das Geheimnis des Richtblocks erklärt«, sagte nun Tweed. »Er war in der Kunststoffabrik in Vevey und hat herausgefunden, dass Marienetta einen Nachschlüssel zu Sophies Privatlabor hatte, in dem sie diesen neuen, äußerst flexiblen und extrem leichten Kunststoff entwickelte, von dem sie uns einmal erzählt hat. In einer Ecke war eine Gussform aus Metall, die genau dem Kunststoffblock entsprach, den wir in dem Tunnel gefunden haben. Marienetta hat in Sophies Laborbuch gelesen, wie man den Kunststoff herstellt, und sich daraus einen Richtblock für ihre grauenvollen Verbrechen gegossen. Der Block war extrem hart, gleichzeitig aber sehr leicht und damit gut zu transportieren. In dem Bergwerkstollen bei Airolo hat Beck übrigens noch zwei weitere dieser Blöcke gefunden.«

»Aber wie hat sie bloß die Köpfe transportiert?«, fragte Nield.

»In einem großen Schrankkoffer, dessen Inneres mit

Leder ausgeschlagen war. Dort konnte Marienetta sowohl ein Laborgefäß mit dem Kopf als auch die Axt transportieren. Davor hingen Kleidungsstücke, um den wahren Inhalt des Koffers zu verbergen. Beck hat auch diesen Koffer im Stollen gefunden.«

»Eines verstehe ich noch immer nicht«, sagte Paula. »Eigentlich muss es ja Marienetta gewesen sein, die mich in Chiasso vor den Güterwagen gestoßen hat. Aber sie kam erst später mit dem Schnellzug aus Lugano an.«

»Das war einer ihrer ältesten Tricks«, antwortete Tweed.

»Sie sagte zwar ihrer Familie im Splendide Royal, dass sie nicht mitkommen wolle und lieber auf ihr Zimmer gehe, in Wirklichkeit aber hat sie sich zum Bahnhof begeben und einen früheren Zug genommen. Sie war also schon längst in Chiasso, als wir dort eintrafen. Marienetta hat sich auf dem Bahnhof versteckt gehalten, bis sich eine günstige Gelegenheit für sie ergab, Sie auf die Schienen zu stoßen. Danach ist sie hinüber zum anderen Bahnsteig gerannt und dort sofort, als der Schnellzug hielt, in diesen eingestiegen. Im Zug ist sie ein paar Türen weitergelaufen, wieder ausgestiegen und hat mich dann umarmt, als wäre sie eben erst angekommen.«

Paula deutete auf die Zeitung auf Tweeds Schreibtisch.

»In seinem Kommentar schreibt Bob, dass er sichere Beweise dafür hat, dass Marienetta die Kusine von Straub war. Was sind das denn für Beweise?«

»Als wir von Airolo wieder nach Zürich zurückgekehrt sind, habe ich gleich Roy Buchanan angerufen«, erklärte Tweed. »Er hat sich einen Durchsuchungsbefehl besorgt und im ACTIL-Gebäude eine gründliche Hausdurchsuchung veranstaltet. In einem Stahlschrank fanden seine Leute schließlich Marienettas Geburtsurkunde. Ihr Vater war ein Bruder von Straubs Vater Vito, ihre Mutter eine

Engländerin. Das macht sie zu Russell Straubs Kusine ersten Grades. Ich habe Ihnen doch erklärt, dass Macht das Motiv für die Morde war. Und das stimmt auch: Straub war gierig nach der Macht und wollte um jeden Preis Präsident der USA werden. Aber um in dieses Amt gewählt zu werden, konnte er sich keine irrsinnige Massenmörderin als Kusine leisten.«

»Glauben Sie denn, dass Straub von Marienettas Verbrechen Kenntnis hatte?«

»Das glaube ich nicht nur, das weiß ich. Marienetta war nämlich der geheimnisvolle Patient in Pinedale. Die Bryans, die das Sanatorium betrieben, sind kürzlich in Ohio wieder aufgetaucht. Sie hatten von den Morden gelesen und dem FBI daraufhin berichtet, dass Straub die Rechnung für Marienettas Behandlung beglichen hat. Das hat mir mein alter Freund Cord Dillon erst gestern telefonisch mitgeteilt.«

»Deshalb ist Straub also den Arbogasts ständig hinterhergereist«, sagte Paula. »Als Marienetta einen Mord nach dem anderen beging, bekam er Angst um seine Karriere. Und zwar zu Recht, inzwischen ist er ja auch politisch erledigt. Aber wer war dann der geheimnisvolle Mr. Mannix?«

»Marienetta natürlich«, sagte Tweed. »Es war ein teuflisch genialer Schachzug, mit dem sie versucht hat, mich auf eine falsche Fährte zu locken. Diesen Mannix hat es in Wirklichkeit nie gegeben.«

»Wieso hat sie eigentlich Adam Holgate umgebracht?«, fragte Butler, der den Toten gekannt hatte.

»Es ist uns bekannt, dass Holgate erwischt wurde, wie er in den Akten von ACTIL herumgeschnüffelt hat. Wahrscheinlich befürchtete Marienetta, er wäre ihr auf die Schliche kommen. Also lockt sie ihn nach Bray und – zack!

–, schon hat sie einen weiteren Kopf für ihre Sammlung.«

»Wie schrecklich!«, stieß Paula aus. »Wenn ich bloß daran denke, dass sie mich immer wieder dazu aufgefordert hat, mit ihr zusammen den Mörder zu jagen!«

»Sie hatte Angst davor, dass Sie ihr auf die Schliche kommen könnten, und wollte herausfinden, wie nah Sie schon an der Wahrheit waren.«

»Schön, sie hatte ein Motiv, Holgate zu töten«, sagte Nield. »Aber wieso hat sie Seale, Brucan und Black Jack geköpft?«

»Seale war Kriminologe und hat ihr gegenüber vielleicht einmal Andeutungen gemacht, dass er an ihrer geistigen Gesundheit zweifle. Das war ein schwerer Fehler. Dasselbe trifft auf Elena Brucan zu, die äußerst sensibel auf die Gegenwart des Bösen reagiert hat. Was Black Jack anbelangt, so hat Marienetta ihn dazu gebracht, Paula die Wegbeschreibung zu dem alten Haus am See zu geben. Dort hätte Paula durch den morschen Fußboden in den Rattenkeller stürzen sollen, aber als der Anschlag nicht gelang, musste Marienetta zurückeilen, um Black Jack für immer zum Schweigen zu bringen. Wahrscheinlich hat sie ihn mit einer großen Summe bestochen. Schließlich wissen wir jetzt, dass er vollkommen pleite war.«

»Und was ist mit Hank Foley, dem Hausmeister in Maine?«

»Auch er hat gern herumgeschnüffelt, das hat Millie, die Putzfrau des Sanatoriums, uns ja erzählt. Bestimmt gab es eine Akte über Marienetta mit dem Vermerk, dass bei ihr der Wahnsinn ausgebrochen sei. Marienetta konnte nicht riskieren, dass das öffentlich wurde, also musste Foley sterben, als sie das Sanatorium verließ.«

»Jetzt weiß ich auch, warum ich in den letzten Wochen so nervös war«, sagte Paula. »Diese Nervosität ist immer

dann aufgetreten, wenn ich mit Marienetta zusammen gewesen war. Wahrscheinlich waren das Warnsignale meines Unterbewusstseins. Je nun, jetzt würde ich aber nur zu gern nach Hause gehen.«

»Das kommt überhaupt nicht infrage«, sagte Tweed. »Ich habe einen großen Tisch im Santorini's reservieren lassen, mit Blick auf die Themse. Wie mir der Geschäftsführer versicherte, gibt es dort genug Champagner, um ausgiebig auf das Ende dieses Falles anzustoßen. Und Sie, Monica, kommen auch mit, schließlich haben Sie durch das Erstellen des Arbogast-Stammbaums die fehlenden Mosaiksteinchen ja erst richtig zusammengesetzt.«